ERICH VON DÄNIKEN

Falsch informiert!

Vom unmöglichsten Buch der Welt, Henochs Zaubergärten und einer verborgenen Bibliothek aus Metall

KOPP

1. Auflage September 2007

Lektorat: Andreas Lenz, Heidelberg
Umschlaggestaltung: Angewandte Grafik/Peter Hofstätter
Satz und Layout: PerfectPage, Karlsruhe
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-938516-56-0

Gerne senden wir Ihnen unser Verlagsverzeichnis
Kopp Verlag
Pfeiferstraße 52
D-72108 Rottenburg
E-Mail: info@kopp-verlag.de
Tel.: (0 74 72) 98 06-0
Fax: (0 74 72)98 06-11

Unser Buchprogramm finden Sie auch im Internet unter:
www.kopp-verlag.de

Erich von Däniken

Falsch informiert!

Vom unmöglichsten Buch der Welt,
Henochs Zaubergärten und einer
verborgenen Bibliothek aus Metall

JOCHEN KOPP VERLAG

Inhalt

Geheimnisvolle Bücher

Meine kleine Umfrage dauerte nur wenige Tage. Ich begann mit meiner Gattin - der Besten von allen - und machte im Büro weiter. Allen stellte ich dieselbe Frage. Dann rief ich einige Verwandte an und wagte mich - mutig geworden - im Restaurant an wildfremde Menschen. »Entschuldigen Sie, darf ich Ihnen eine Frage stellen?« Ich war höflich - man war höflich, obschon etliche Gäste die Stirne runzelten und sich fragten: Was will der? Schließlich hatte ich hundert Menschen befragt. Das reichte.

»Haben Sie schon vom »Voynich-Manuskript« gehört?«

»Von w-a-s?«

Gerade mal einer von hundert Personen konnte mit dem Begriff »Voynich-Manuskript« etwas anfangen, wenn auch nichts Gescheites. Voynich-Manuskript? Stand da nicht kürzlich etwas im Deutschen PM-Magazin?[1] Voynich? Irgendein Geheimcode aus dem Zweiten Weltkrieg? Ein Geheimbund? Voynich? Voynich? Dabei tauchen im Internet unter www.voynich.nu unzählige Seiten über das Voynich-Manuskript mit allen nur denkbaren Querverbindungen auf. Über das Voynich-Manuskript erschienen hunderte von Abhandlungen, verfasst von Wissenschaftlern und Laien, dazu Bücher, allen voran dasjenige der Briten Kennedy und Churchill: der Voynich Code. [2] Es enthält die ganze Geschichte dieses rätselhaften und verrückten Manuskriptes, inklusive aller Spekulationen und Entzifferungsversuche.

Eigentlich ist zum Voynich-Manuskript alles geschrieben worden und es macht wenig Sinn zu wiederholen, was andere recherchierten. Dennoch bleiben weiße Flecken auf der Weltkarte der Erkenntnis. Querverbindungen, die mir in der Literatur über das Voynich-Manuskript nicht begegneten. Unser Denken - so glauben wir - sei stets logisch und informiert. In

Wirklichkeit sind wir wie die Verse eines gigantischen Buches, von dem wir die ersten 4.000 Seiten gar nicht kennen. Wir leben gerade auf einer Buchseite. Von der Gesamtheit der Komposition ahnen wir weder den Wortschatz noch das Alphabet. Gegenwartsvernunft akzeptiert keine Vergangenheitsvernunft. Und damit wende ich mich an die Menschen, die intelligent geblieben sind, selbst wenn sie akademisch wurden. Es soll meinen Lesern nicht ergehen wie den hundert Personen, die ich befragte. Deshalb ein kurzer Abriss über dieses unmögliche Voynich-Manuskript.

Am 31. November 1865 gebar Frau Wojnicz im Dorf Telschi, nahe der Stadt Kowno in Litauen einen Jungen. Sein Vorname lautete vermutlich »Michal«, später wurde ein Michael daraus und noch später legte er sich den Namen Wilfried dazu. Wilfrieds Vater war bei irgendeiner Behörde untergekommen. Nach der Volksschule studierte der junge Wilfried Chemie an der Moskauer Universität und brachte es zum Apotheker. Politisch engagierte er sich in der polnischen Nationalbewegung, die kämpferisch für die Befreiung von der Russen eintrat. Er schloss sich einer Gruppe junger Aktivisten an, die versuchten, zwei Gefährten vor der Hinrichtung zu retten. Dies führte 1885 zur Verhaftung und der gerade 20-jährige Wilfried landete in einer kleinen Einzelzelle im Warschauer Gefängnis. Im Sommer 1887 sollte Wilfried nach Sibirien deportiert werden, doch irgendwie gelang ihm die Flucht - niemand weiß über welche Umwege - und drei Jahre später tauchte er in London auf.

Dort, im Vorort Chiswick, traf er auf eine ziemlich fanatische Truppe von Engländern und Exilrussen, die gegen die Herrschaft des Zaren eintrat und das Magazin *Free Russia* produzierte. Wilfried Voynich verkaufte das revolutionäre

Magazin auf der Straße und schaffte es mit Hilfe seiner Freundin Ethel Boole zum Geschäftsführer einer kleinen Buchhandlung. Im September 1902 heirateten Ethel und Wilfried. Nicht unbedingt aus Liebe, sondern weil Wilfried britischer Staatsbürger werden wollte und dies klappte nur bei einer Heirat mit einer Engländerin.

Wilfried Voynich führte ein aufregendes Leben mit vielen Hochs und Tiefs, und war immer bei knapper Kasse. Das Ehepaar Voynich schmuggelte verbotene Bücher nach Russland. Deshalb fürchtete Wilfried stets, das Opfer von politischen Anschlägen zu werden. So änderte er sporadisch seinen Namen, je nachdem, in welchem Land und in welcher Gesellschaft er sich gerade aufhielt. In London eröffnete Wilfried Voynich ein Buch-Antiquariat und begann alte Manuskripte und Bücher aufzukaufen. Sein Laden glich bald einem unsäglichen Durcheinander exotischer Handschriften und Druckerzeugnisse aus verschiedenen Jahrhunderten. Über die Entdeckung des »geheimsten Buches der Welt« berichtete Wilfried Voynich persönlich, er habe es im Jahre 1912 in einem alten Schloss in Südeuropa gefunden. [3] Dort sei die reich kolorierte Handschrift in einer Truhe gelegen, und niemand habe sich darum gekümmert. Das gesamte Werk sei auf Pergament gekritzelt und mit unzähligen farbigen Zeichnungen versehen gewesen, und er habe sofort vermutet, es müsse in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein.

Seither nennt man das unlesbare Werk das Voynich-Manuskript. ■ **Bilder 1-5**

Wie sich nach dem Tod von Wilfried Voynich (er starb am 19. März 1931) herausstellte, war seine Aussage, er habe das Manuskript in einem »alten Schloss« gefunden, erlogen. Wil-



1

fried hatte nämlich ein Testament hinterlassen, in welchem er seine Frau Ethel und seine Sekretärin Anne Nill zu den Erben des Voynich-Manuskriptes erklärte. Nach Ethels Tod gehörte das Manuskript Anne Nill und diese gestand in einem Brief, der erst nach ihrem Tode publik werden sollte, Wilfried habe das geheimnisvolle Manuskript im Jahre 1912 im ehemaligen Jesuitenkolleg von Frascati (Italien), in der Villa Mondragone, gefunden. Diese Villa war ehedem ein Erziehungsinstitut der



Jesuiten gewesen, das eine ansehnliche Sammlung alter Schriften aus dem Collegium Romanum beherbergte. Im Jahre 1870 befürchteten die Jesuiten, Soldaten von Vittorio Emanuel könnten die Bibliothek plündern und sich bereichern. So gelangte die Sammlung in die Villa Mondragone in Frascati nördlich von Rom. Dort durchstöberte Wilfried Voynich 1912 die

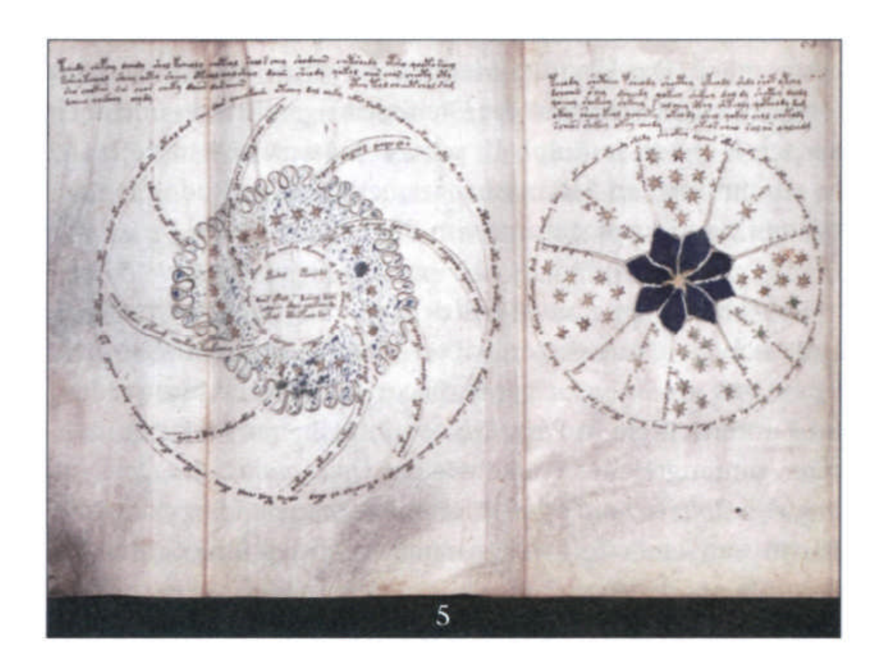


berühmte alte Truhe mit dem Voynich-Manuskript. Die Jesuiten brauchten damals Geld, um ihre baufällige Villa zu restaurieren. Die Patres boten dem gerissenen Buchhändler aus London gleich truhenweise vergilbte Handschriften an. Voynich erstand 30 alte Bände, und die an sich cleveren Jesuiten ahnten nicht, welchen Schatz ihnen Wilfried Voynich abluchste.



4

Einem Antiquar wie Wilfried Voynich, dem stapelweise alte Texte unter die Augen kamen, mussten die kuriosen, mehrfarbigen Pergamente in der schweren, dunkelbraunen und matt lackierten Truhe rasch ins Auge stechen. Doch regelrecht aufgeschreckt hat ihn wohl ein Brief, der zwischen dem Umschlagdeckel und der ersten Seite lag. Dieses Schreiben, in lateinischer Sprache, stammte von einem Herrn »Johannes Marcus Marci von Cronland« aus Prag, datiert mit dem 19. August 1666. In diesem Brief, an seinen Freund Athanasius Kirchner gerichtet, vermerkte Marci, er übersende ihm hierdurch ein Werk, das niemand lesen könne. Wenn überhaupt einer die Entzifferung schaffe, dann wohl nur er, Athanasius. Über die Herkunft des unlesbaren Manuskriptes schrieb Marci: [4]



»Dr. Raphael, ein Lehrer der böhmischen Sprache am Hofe Ferdinands III., damals König von Böhmen, berichtete mir, das Buch habe Kaiser Rudolph gehört, der dem Überbringer sechshundert Dukaten dafür bezahlte. Er glaubt, der Verfasser sei Roger Bacon.« Damit wird die Geschichte kompliziert.

Kaiser Rudolph IL, gekrönt 1576, war ein Melancholiker, geplagt von Selbstzweifeln und Wahnvorstellungen, der gerne Astrologen und Zauberern zuhörte und sie auch finanziell unterstützte. Damals war Prag, die Hauptstadt von Rudolphs Residenz, ein Ort der Geheimbündler, Alchimisten und Okkultisten. In Prag war der künstliche Mensch *Golem* zu bestaunen, und die Apokalypse, die *»geheime Offenbarung«,* die den vier Evangelien des Neuen Testamentes folgt, galt als Ta-

gesgespräch. Das Voynich-Manuskript würde hervorragend in jene Zeit kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges und auch an den Hof von Rudolph II. passen. Fatalerweise hatte Marci in seinem Brief an Athanasius vermerkt, Kaiser Rudolph glaube, das Manuskript stamme von Roger Bacon.

Diese heiße Spur muss Wilfried Voynich regelrecht elektrisiert haben, denn Roger Bacon (Geburtsjahr unbekannt - 1294) galt als Universalgenie. Bacon hatte in Oxford studiert und unterrichtete in Paris Philosophie. Er war Verfasser mehrerer, umfangreicher Werke wie des *Opus maius,* des *Opus minus,* des *Opus tertium* oder einer phänomenalen Enzyklopädie. Bacon war seiner Zeit weit voraus, er schrieb über Schiffe der Zukunft, auf denen nicht mehr gerudert werden müsse und die von einem einzigen Mann bedient werden könnten, oder über Kampfwagen, die sich mit unglaublicher Kraft von selbst bewegen. Sogar über die Fliegerei wusste Bacon schon im Jahre 1256 Bescheid: [5]:

»Es können auch Flugapparate *(instrumenta volandi)* hergestellt werden ... sie sind vor der Zeit hergestellt worden, und es ist gewiss, dass man ein Instrument zum Fliegen hat.«

Bacon, der auch die moralische Autorität der Kirche kritisierte, lebte in einer gefährlichen Epoche. Nach seinem letzten Werk, dem *Compendium studii Theologiae,* wurde Bacon wegen seiner sprachlichen und wissenschaftlichen Darstellung *doctor mirabilis* genannt. Offenbar um sich anzupassen trat er dem Franziskanerorden bei, geriet aber mit seinen Oberen bald in Widerspruch und landete sogar in Klosterhaft.

Derselbe Roger Bacon soll Verfasser des Voynich-Manuskriptes gewesen sein? Beweise dafür fehlen, doch gänzlich auszu-

schließen ist es nicht. Ein Buch im Umfang des Voynich-Manuskriptes hätte vermutlich selbst einen Roger Bacon überfordert. Schließlich geht es darin um eine vollkommen neue Schrift, die jeder Logik spottet, oder um farbige Bilder von Pflanzen und Gerätschaften, die nirgendwo auf der Erde existieren. Andrerseits muss Roger Bacon definitiv Zugang zu sehr alten Schriften gehabt haben, sonst hätte er in seiner Abhandlung über »geheime Künste« [5] kaum Details über antike Fluggeräte verbreiten können. Derartige Flugapparate werden in alten Schriften tatsächlich behandelt.

Vom chinesischen Herrscher *Ch'eng T'ang wird* in den Annalen berichtet, er habe »fliegende Wagen« besessen [6], die aber nicht aus der eigenen Werkstatt stammten, sondern von einem fernen Volk namens *Chi-Kung.* Dieses Volk lebte 40.000 Li »jenseits des Jadetores«. Wo immer das war, es muss mehr als um die halbe Weltkugel herum gewesen sein, denn das »Li« entsprach nach altem Maß 644,40 Metern. 40.000 Li wären über 25.000 Kilometer. Wörtlich wird über jenes Volk *Chi-Kung* geschrieben: »Sie können auch fliegende Wagen herstellen, die bei gutem Winde große Entfernungen zurücklegen. Zur Zeit von *T'ang* (um 1760 v. Chr.) brachte der Westwind einen solchen Wagen bis *Jütschou (Honan),* worauf *T'ang* ihn zerbrach, da er nicht wünschte, dass sein Volk ihn sähe.«

Der chinesische Chronist *Kuo p'o* (270-324 n. Chr.) griff die Annalen seiner Vorfahren auf und berichtete: »Bewundernswert sind die geschickten Arbeiten des *Chi-Kung-Volkes.* In Verbindung mit dem Winde strengten sie ihr Hirn an und erfanden einen fliegenden Wagen, der, steigend und sinkend, je nach seinem Wege, Gäste zu *T'ang* brachte.«

Von solchen Flugapparaten, die uns Heutigen im Sinne des

Wortes »chinesisch« vorkommen, existieren Zeichnungen und Wandgemälde. Kaiser *Ch'eng Yang* versteckte diese antiken Flieger vor den Blicken seiner Untertanen. Seinem »Chefingenieur« *Ki Kung SM* gelang es sogar, einen Himmelswagen nachzubauen. Später wurde das fliegende Monstrum vernichtet, um das Geheimnis für immer zu wahren. Abrüstung im alten China! In seinem Werk *»Schang hai tisching«* erzählt der Chronist *Kuop'o* verschiedene Begebenheiten aus jener Epoche. [7] Darin werden nicht nur fliegende Wagen, sondern auch fliegende Räder beschrieben.

Mein kleiner Umweg über die antike Fliegerei hat einen Hintergrund. Kannte Roger Bacon derartige Texte? Die Leser meiner Bücher wissen, dass fliegende Wagen Bestandteil unzähliger Überlieferungen sind. Es nimmt sie nur niemand zur Kenntnis. Der indische König *Rumanvat,* der irgendwann vor Jahrtausenden regierte, ließ sich sogar ein riesiges Himmelsschiff bauen, in dem gleich mehrere Menschengruppen auf einmal transportiert wurden [7]. In den indischen Epen *Ramayana* und *Mahabharata* gibt es über 50 Textstellen, die klipp und klar fliegende Maschinen behandeln [8], und im *Äthiopischen Königsbuch* wird der fliegende Wagen von König Salomon sogar mit Geschwindigkeitsangaben beschrieben [9]. Und ... und ... und! Wer die Texte über eine Fliegerei im Altertum nicht kennt, sollte schweigen. Mir scheint, Roger Bacon müsste mindestens einige der alten Quellen gekannt haben - deshalb schwieg er nicht.

Mit den Überlieferungen aus längst vergangenen Epochen haben wir ein echtes Problem (Eines von vielen!). Nur eine Handvoll Menschen kennen die Texte. Zudem existieren abertausende von Büchern aus der Vergangenheit nicht mehr. Anno 47 v. Chr. und gleich nochmals im Jahre 391 unserer Zeit

ging die Bibliothek von Alexandria in Flammen auf. Dasselbe geschah mit derjenigen von Jerusalem, Pergamon und all den anderen Städten, in denen Kriege wüteten. Und als im Zeichen des Kreuzes Zentralamerika erobert wurde, verbrannten die Mönche in heiligem Eifer tausende von Handschriften der Maya und Azteken. Das gesamte Wissen der Antike ist futsch! Wo sind die Originale der Texte von *Henoch, Salomon, Manetho* und Konsorten? Wo die ursprünglichen Werke über Atlantis? Mein Aufbruch in den Abgrund der Zeit offenbart eine blutleere, nicht-wissende Gesellschaft, die urteilt, als wüsste sie etwas.

Nach seinem aufregenden Fund in der Truhe der Villa Mondragone in Frascati reiste Wilfried Voynich im November 1914 in die USA. Dort eröffnete er ein Antiquariat und hielt Vorträge in öffentlichen und privaten Zirkeln. Es gelang ihm, den alt-philologen Professor William R. Newbold von der Universität von Pennsylvania für sein Manuskript zu begeistern, und der begann 1919 mit der Entschlüsselung, obschon ihm nur wenige Seiten des Voynich-Manuskriptes zur Verfügung standen. Professor Newbold glaubte bald, das Voynich-Manuskript enthalte mikroskopische Buchstaben, die nur unter einem starken Vergrößerungsglas sichtbar seien. In einem Referat vom 20. April 1921 behauptete Newbold, den kruden Text übersetzen zu können. Fatalerweise glaubte auch Newbold, das Manuskript stamme aus der Feder von Roger Bacon. Zehn Jahre später wurde der Entzifferungsversuch von Professor Newbold definitiv widerlegt. Im Voynich-Manuskript existierten überhaupt keine Mikro-Buchstaben und Nebolds Übersetzung entpuppte sich als Seifenblase. Wunschdenken eines Akademikers, der gerne Geschichte geschrieben hätte.

Wilfried Voynich brauchte dringend Geld. Er selbst hatte den Preis des Manuskriptes auf 160.000 Dollar festgesetzt und ging davon nicht runter. Nun saß er auf einem Stapel farbiger Pergamente aus undatierbaren Zeiten, die niemand lesen konnte und niemand kaufen wollte. Einem Manuskript zudem mit leerem Umschlagdeckel, ohne Titel und ohne Autor. Als Wilfried 1931 starb, gab es immer noch keinen Käufer. Das Manuskript wurde an seine Frau Ethel und seine Sekretärin Anne Nill vererbt. Nach Ethels Tod gelang es Frau Nill endlich, das Voynich-Manuskript dem New Yorker Antiquar Hanspeter Kraus für 24.500 Dollar anzuhängen. Kraus setzte den Verkaufspreis gleich wieder auf die von Wilfried ursprünglich verlangte Summe von 160.000 Dollar herauf - und blieb darauf sitzen wie vor ihm Wilfried. 1969 vermachte Hanspeter Kraus das Voynich-Manuskript der Yale Universität. Dort liegt es bis auf den heutigen Tag in der *»Beinecke Rare Book and Manuscript Library«* unter der Katalognummer »MS 408«.

Seit nahezu 80 Jahren versuchen Spezialisten für Geheimsprachen das Voynich-Manuskript zu enträtseln. Darunter hervorragende Kryptographen, die üblicherweise jeden noch so verschlüsselten Code knacken. Die Fachleute analysierten die Häufigkeit der Zeichen, verglichen sie mit Schriften aus dem 13. Jahrhundert oder versuchten, Vokale von Konsonanten zu trennen. Alles ohne Resultat. Über einen letzten Entzifferungs-Versuch berichtete der Wissenschafts Journalist Ulli Kulke in *Die Welt.* Der britische Informatiker Gordon Rugg habe sich einer Chiffriertechnik aus dem 16. Jahrhundert bedient. Dabei benutzte Rugg einen Raster von 40 waagrechten und 39 senkrechten Reihen, in die er verschiedene Voynich-Zeichen setzte. Schließlich wurde eine Schablone mit drei Löchern darüber gelegt und hin und her geschoben. »Heraus kam ein Kauderwelsch ohne Bedeutung, aber mit der gleichen, internen Struktur wie der Urtext [10]«.

Das Voynich-Manuskript besteht nicht nur aus undefinierbaren Silben oder »Buchstaben«, sondern auch aus farbigen Zeichnungen, die rechts oder links der Pergamentseiten liegen, oft darüber und sogar mitten im Text, als ob die Schrift die Zeichnungen kommentiere. Also musste die nächste Frage für die Fachleute lauten: Alles erfunden? Fälschungen oder Träumereien, wie sie jedes Jahrzehnt aus irgendeiner psychiatrischen Klinik auftauchen? Die Briten Kennedy und Churchill gingen in ihrem hervorragenden Buch sämtlichen Fälschungsideen nach, ohne eine überzeugende Antwort zu finden [2]. War das ganze eine religiöse Wahnvorstellung, eine Eingebung von inneren oder meinetwegen himmlischen Stimmen, die ein Verzückter in seinem Kämmerchen auf Pergament kritzelte? Derartige Beispiele sind bekannt. Hat sich ein irres Genie irgendwann gesagt: Jetzt hinterlasse ich den Forschern der Zukunft eine Nuss, die nicht zu knacken ist? Verbirgt sich hinter dem Autor tatsächlich Roger Bacon mit seinen unglaublichen Kenntnissen aus vergangenen Epochen? Bacon hätte diverse Gründe gehabt, sein Wissen in einer Geheimschrift niederzulegen, damit die Geistlichkeit ihm nicht an den Kragen konnte. Andrerseits hätte Bacon nichts Unentzifferbares produziert. Es reichte, wenn seine Kritiker bis hinauf zum Papst den verschlüsselten Text nicht lesen konnten - doch seine Freunde sollten den Schlüssel kennen. Damit müsste ein bestimmtes System im Text verborgen sein. Unsere Kryptographen knacken jeden Geheimcode, erst recht im Zeitalter des Computers. Doch nur, wenn dem Text irgendeine Symmetrie, eine bestimmte Logik, zu Grunde liegt. Diese Logik fehlt dem Voynich-Manuskript. Oder hat Bacon das Voynich-Manuskript aus einer viel älteren Schrift abgeschrieben, die ihm sehr wichtig schien, ohne den Inhalt selbst zu verstehen? Sind Text und Bilder gar eine pure Erfindung irgendwelcher Esoteriker, um von König Rudolph IL 600 Dukaten zu erschwindeln? In der dama-

ligen Zeit ein Vermögen. Oder - letzte Variante - ist Wilfried Voynich selbst der Fälscher? Erwiesenermaßen lebte er auf großem Fuß und brauchte ständig Geld. Ein Zeitgenosse von Winfried beschreibt ihn als »fähig und dynamisch, aber unerträglich grob und anmaßend [2].« Dennoch kommt Wilfried als Fälscher nicht in Frage, weil das Manuskript definitiv schon vor 1887 existierte.

Wozu gibt es eigentlich moderne Datierungsmethoden? Das Voynich-Manuskript besteht aus Pergament, bekritzelt und bemalt mit verschiedenen Farben. Unterlage und Farben sind organische Materialien, und die lassen sich mit der C-14-Methode datieren. Dabei werden die Halbwertszeiten der Kohlenstoff-Isotope gemessen, die zerfallen. Nach 5.600 Jahre ist nur noch die Hälfte der ursprünglichen C-14-Isotopen vorhanden, nach 11.200 Jahren noch ein Viertel und so fort. Die Methode ist nicht lupenrein, weil sie von einer stets gleich bleibenden Menge von C-14 in der Atmosphäre ausgeht. Diese Menge könnte aber Schwankungen unterliegen. Zudem liefert die C-14-Methode keine sehr verlässlichen Daten, wenn es nur um wenige Jahrhunderte geht. Und letztlich: Die heutige Besitzerin des Voynich-Manuskriptes, die Yale-Universität, weigerte sich bisher standhaft, das Manuskript einer C-14-Untersuchung zugänglich zu machen. Dies aus gutem Grund. Yale hatte nämlich 1965 die so genannte *Vinland Karte* erstanden. Pergamente, auf denen eine große Insel an exakt der Stelle eingezeichnet war, an der eigentlich Neufundland liegen müsste. Damit hätten die Wikinger Nordamerika entdeckt. 1972 fand man in einer Analyse der Tinte auf der Vinland Karte einen chemischen Stoff, den es erst im 20. Jahrhundert gab. Also musste die Karte eine Fälschung sein. Angeblich. Weitere Untersuchungen, die sich bis ins Jahr 1995 zogen, ergaben unterschiedliche Resultate mit kontroversen Datierungen. Der Streit

ist bis heute nicht abgeschlossen. Aus diesen Gründen verweigert Yale die Datierung des Voynich-Manuskriptes mittels der C-14-Methode.

Selbst wenn eine Datierung eindeutig möglich wird, kann der Streit nicht beigelegt werden, denn anschließend muss die Frage nach dem Ursprung des Inhalts auf den Tisch kommen. Zum Verständnis: Jeder gläubige Christ ist beispielsweise der Überzeugung, die Bibel enthalte das Wort Gottes. Und hinsichtlich der Evangelien des Neuen Testamentes herrscht der Volksglaube, die Weggefährten des Jesus von Nazareth hätten die Reden und Lehren ihres Meisters mitgeschrieben, sozusagen in einer laufenden Chronik notiert. Dieser Chronik wurde ein Name verpasst: *die Urtexte.*

Tatsächlich stimmt nichts von alledem. Die viel bemühten und in der theologischen Rabulistik so ergiebigen Urtexte existieren gar nicht. Was hat man in der Hand? Abschriften, die ausnahmslos zwischen dem vierten und zehnten nachchristlichen Jahrhundert entstanden sind. Und diese rund 1500 Abschriften sind ihrerseits Abschriften von Abschriften, und nicht eine einzige Abschrift stimmt mit einer anderen überein. Über 80.000 (achtzigtausend!) Abweichungen wurden gezählt. Es gibt nicht eine einzige Seite dieser angeblichen Urtexte, auf der nicht Widersprüchlichkeiten auftauchen. Von Abschrift zu Abschrift wurden die Verse von nachempfindenden Autoren anders verstanden und der jeweiligen Zeit angepasst. Dabei wimmelt es in diesen biblischen Urtexten von abertausenden leicht nachweisbaren Fehlern. Der bekannteste Urtext, der *Codex Sinaiticus* - wie der *Codex Vaticanus* im vierten Jahrhundert entstanden - wurde 1844 im Sinaikloster gefunden. Er enthält nicht weniger als 16.000 (sechzehntausend!) Korrekturen, die auf mindestens sieben Korrektoren zurückgehen. Man-

chen Stellen wurden gleich mehrmals geändert und durch einen neuen Urtext ersetzt. Professor Friedrich Delitzsch, ein Fachmann ersten Ranges, fand alleine 3.000 Abschreibungsfehler im Urtext [11].

Was hat das mit dem Voynich-Manuskript zu tun? Angenommen, Text und Bilder wären uralt. In einer Klause wurde der Inhalt auf neue Pergamente übertragen - ohne irgendwelche Veränderungen wie bei den biblischen Urtexten, weil diesmal niemand etwas vom gesamten Inhalt begriff, es gab nichts zu korrigieren oder der Zeit anzupassen. Man mag an eine heilige Schrift oder wichtige Überlieferungen geglaubt haben, die nur von Eingeweihten oder erst in einer fernen Zukunft verstanden würden. Wichtig war den emsigen Kopierern lediglich, den alten Inhalt unverändert zu bewahren und in die nächsten Generationen zu transportieren, weil die vorliegende Schrift von Motten zerfressen und am Verfaulen war. In einem solchen Fall hätte das Manuskript keinen Autor. Selbst wenn also die Pergamente und die Tinte des Voynich-Manuskriptes erst 200 Jahre alt wären, weiß man immer noch nicht, wie alt der ursprüngliche Inhalt tatsächlich ist. Es könnte ja sein, dass sich nach einer gelungenen Entzifferung plötzlich Abgründe in ein vergangenes Wissen auftun, welches die Welt verändert (Sofern der Zeitgeist sie verändert haben will!). David Kahn, ein amerikanischer Spezialist für Geheimschriften, orakelte: Das Voynich-Manuskript ist vielleicht eine Bombe, die an dem Tag explodieren wird, an dem seine Entschlüsselung gelingt [12].

Über den Inhalt des Voynich-Manuskriptes gibt es vorerst nichts zu sagen, weil ihn keiner kennt. Über die Zeichen und Zeichnungen im Manuskript schon. Die lassen sich einigermaßen in vage Unterabteilungen aufgliedern.

Auf den Blättern 2-66 sind Pflanzen mitsamt Blüten und verwirrenden Verknotungen der Wurzeln dargestellt. Stets begleitet von einem Text.

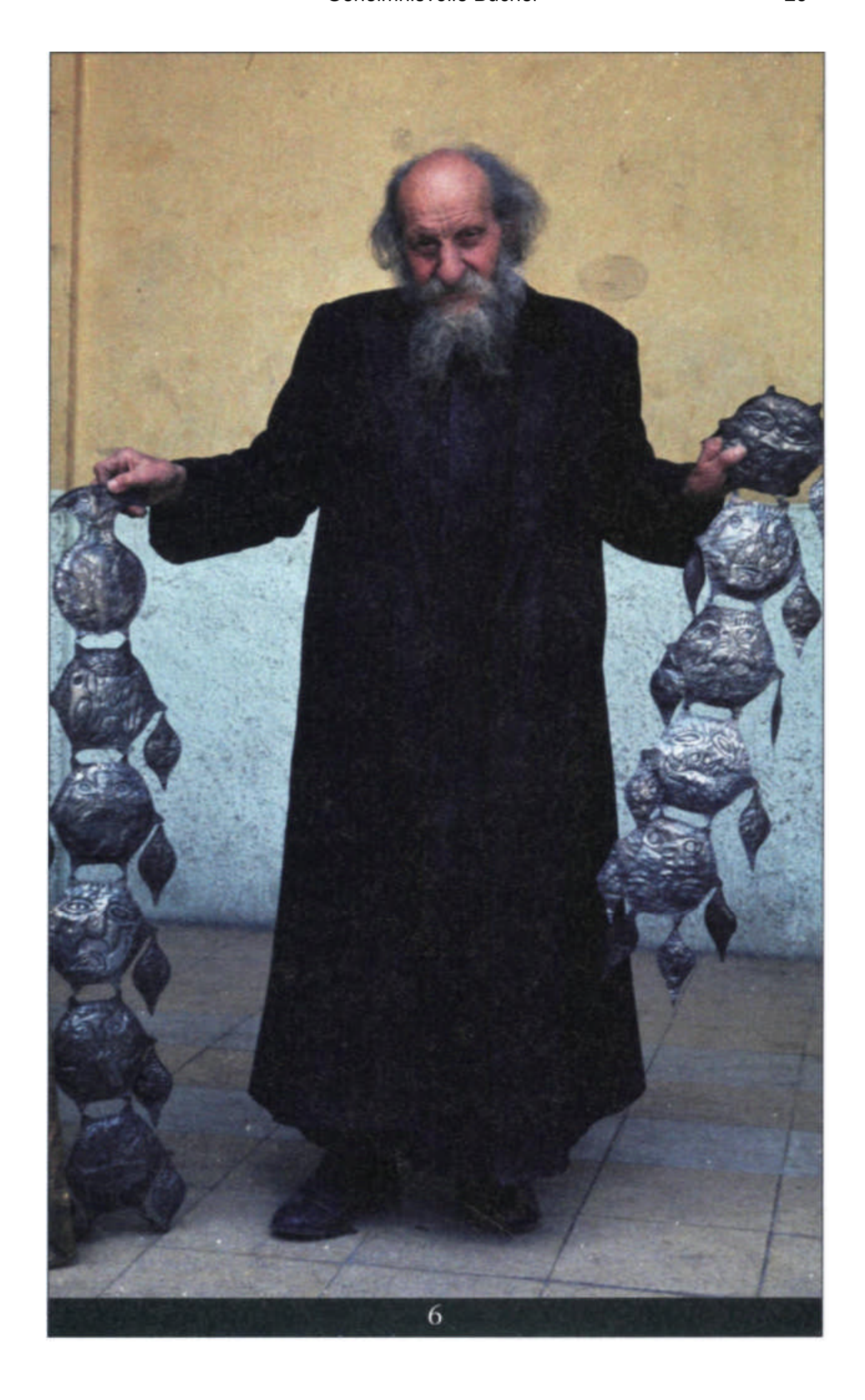
Es folgen auf den Blättern 67-73 astronomische Darstellungen mit Sternen, Sonne, Mond, möglicherweise Tierkreise und nackte Damen, die in Wannen sitzen oder aus schlauchähnlichen Öffnungen sprudeln.

Die darauf folgenden zehn Seiten geben selbst von der Optik her für uns Gegenwartsmenschen keinen Sinn. Ich werde den laienhaften Eindruck nicht los, als gehe es um eine Art von »Gesundbädern« oder »Jungbrunnen«, denn die beteiligten Damen entsteigen irgendwelchen farbigen Flüssigkeiten. Der Rest ist ein unentwirrbares Durcheinander von Sternen unterschiedlicher Größe und Farbe, dazwischen etwas wie Amulette und strahlende Blüten. 33 Pergamente sind reine Schriftstücke. Linie folgt auf Linie.

Das gesamte Manuskript besteht aus Pergamenten unterschiedlicher Größe, die meisten haben ein Format von 23 mal 15 Zentimetern. Kurioserweise sind die Blätter mit Zahlen nummeriert, die etwa der Schreibweise des 16. Jahrhunderts entsprechen. Wer immer der Verfasser oder Abschreiber war, die Chiffren seiner Zeit waren ihm vertraut. Die Rundungen und Striche, stenographisch anmutenden Schnörkel, »g« und »o« -artigen Kringel scheinen mit nichts vergleichbar zu sein, schon gar nicht mit dem Altgriechischen, Lateinischen oder gar kyrillischen Alphabet. Und doch beschlich mich beim längeren Verweilen eine Ahnung, als ob mir Ähnliches schon in einer ganz anderen Ecke der Erde unter die Augen gekommen wäre. Die Geschichte schlägt Purzelbäume, und vielleicht hilft mein kleiner Hinweis den Kryptographien, dem Rätsel näher zu kommen.

In Ecuador, dem heißen, tropischen Land direkt unter Südamerikas Äquator, liegt die Stadt Cuenca. Dort gibt es auch eine Kirche mit dem Namen *Maria Auxiliadora,* auf deutsch übersetzt etwa »die hilfreiche Mutter Gottes«. Über 50 Jahre lang betreute Pater Carlo Crespi die katholische Gemeinde. ■ **Bild 6** Er genoss den Ruf eines zuverlässigen Freundes der Indios, und schon zu Lebzeiten betrachtete ihn die Bevölkerung von Cuenca als Heiligen. Pater Crespi ist inzwischen verstorben, und die Einwohner errichteten ihm ein Denkmal, das bis heute, Tag für Tag, mit frischen Blumen geschmückt wird. Was war so besonders an diesem Pater? Er hörte den Indios zu, stundenlang, tagelang. Er gewann ihr Vertrauen und half ihnen in allen nur denkbaren Lebenslagen.

Die Indios revanchierten sich und schenkten dem gutmütigen, nicht gerade nach Parfüm riechenden Geistlichen Kunstwerke, die ihre Familien Jahrhunderte lang vor den Weißen versteckt gehalten hatten. Pater Crespi stellte diese Kunstwerke zuerst an die Wände des Innenhofes, und als es mehr und mehr wurden, stapelte er sie in einem Schuppen im Hinterhof der Kirche. Doch der Nachschub blieb ungebrochen und Pater Crespi eröffnete zwei weitere Räume, in denen kreuz und quer aufeinander gestapelt die erstaunlichsten Dinge langen, die ich je zu Gesicht bekam. ■ **Bilder 7-12** Die Fachwissenschaft hat sich nie mit Pater Crespis Schätzen auseinandergesetzt. Es seien alles Fälschungen aus der Neuzeit, wird behauptet. Mag sein, dass einige der Platten, Figuren und Stelen aus dem letzten Jahrhundert stammen, andere können es nicht. Seit den spanischen Eroberungen sind nämlich alle Indios christianisiert, doch auf keinem einzigen Kunstwerk kommt auch nur das kleinste christliche Symbol vor. Kein Kreuz, keine Madonna, kein Jesuskind, keine Bibelsprüche. Die Kunstrichtung, mit der wir hier konfrontiert werden, stammt aus einer vor-christ-


6



7

8



9

10



11



12

lichen Epoche. Die Gesichter auf den Metallplatten sind fremdartig, die ganze Stilart und die unzähligen Symbole passen in keine der bekannten Kunstgeschichten. Oft sind die gravierten Metallplatten derart kompliziert und mit zahllosen Kleinstbildern versehen, dass man an eine eigene Kunstschule glauben möchte.

Da liegen Metallplatten mit Fortsetzungsgeschichten und niemand beachtet sie. In verwirrender Fülle zeigen die einzelnen Bilder Kompositionen, die ineinander überlaufen. Gesichter mit Sonnenkränzen, giraffenähnliche Köpfe mit Strahlen, dann greifen affengleiche, verängstigte Gesichter, aus denen Schlangen wachsen, ineinander. Alles in allem zu viele Details für plumpe Fälschungen, und zu viel Hintergrundwissen für einen einzigen Irren. Eine der vergoldeten Platten zeigt am oberen Bildrand rechts und links Sterne, dann ein Wesen mit dickem Bauch und Schlangenschwanz, ein rattenähnliches Tierchen, einen Menschen im Panzerhemd, bei dem der Helm gleich angeschlossen ist, eine dreieckige Figur mit durchlöchertem Bauch, und am anderen Bildrand einen Kopf, aus dem Strahlen schießen. ■ **Bilder 13-16** Schließlich Gesichter, Räder, Vögel, Schlangen und mittendrin etwas wie einen Pfeil, der nach unten weißt. Ein Chaos wie beim Voynich-Manuskript, nur als Fälschung taugt es wenig, weil es nichts darauf gibt, was gefälscht oder kopiert werden konnte. Doch dies ist erst der Anfang und vielleicht nähern wir uns tatsächlich dem Voynich-Rätsel.

Pater Carlo Crespi war nicht irgendeine dahergelaufene Abenteuergestalt. Er war Geistlicher, und die Indios berichteten ihm, ihre Schätze stammten aus geheimen Lagern der Vorfahren. Aus welchen Gründen hätten die Indios den von ihnen so hoch verehrten und geliebten Pater anlügen, ihm gar


13


14



15

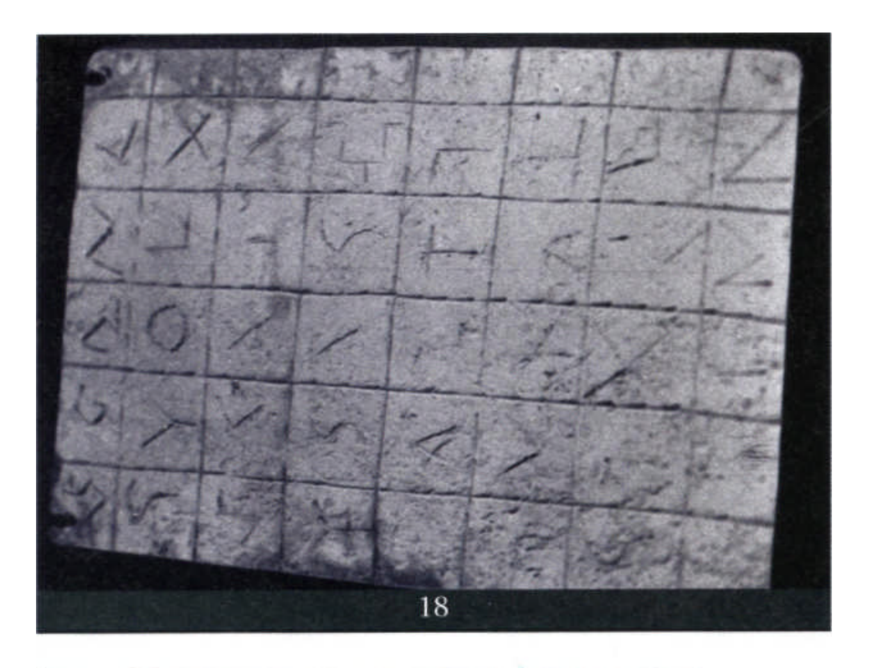


16

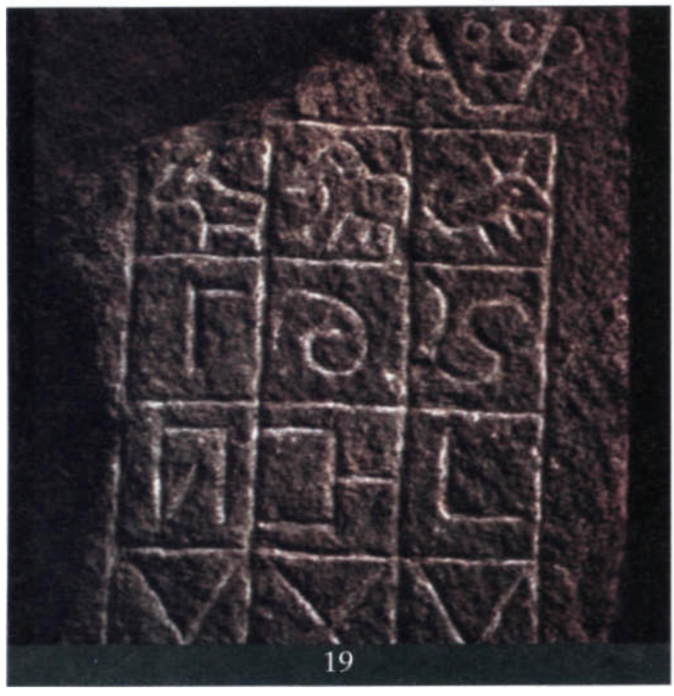
billigen, selbst gemachten Kitsch andrehen sollen? Ich bin dankbar, dass ich noch zu Pater Crespis Lebzeiten sechzig Bilder seiner Sammlung machen durfte. ■ **Bilder 17-20** Über das Material dieser unvergleichlichen Kunstwerke darf gestritten werden. Crespi selbst vermutete hinter den goldfarbenen Platten tatsächlich Gold. Dazu muss man wissen, dass schon die vor-inkaischen Stämme unglaubliche Schmelz- und Legierungsmethoden beherrschten, die später nie mehr erreicht wurden [13]. In ihren raffinierten Gießtechniken und Goldbeschichtungsverfahren mischten sie fünfzig Prozent Kupfer, fünfundzwanzig Prozent Silber und fünfundzwanzig Prozent Gold. Die äußere Farbe des Gegenstandes sagt gar nichts über den Goldanteil aus. Die Inka kannten Goldüberzüge, die nur einen halben Mikrometer dünn waren und selbst in mikroskopischen Aufnahmen erst in fünfhundertfacher Vergrößerung wahrzunehmen sind. Sie beherrschten die Technik, allen qualitativ minderwertigen Metallen das Aussehen von Edelmetall



17



18



19



20

zu verleihen.

Erhitzt man ein Kupfer-Silber-Blech oder auch ein Kupfer-Gold-Blech, so reichert sich das Edelmetall allmählich an der Oberfläche an, während das Kupfer durch die Oxydation langsam verloren geht. Schließlich sieht die Oberfläche wie pures Gold aus. Enthält die Legierung auch noch Silber, so reichern sich beide Edelmetalle an der Oberfläche an. Die beginnt dann hellsilbrig bis blassgelb zu glänzen. Es scheint, als ob die unbekannten Künstler ihre Mitteilungen absichtlich mit dünnem Edelmetall beschichteten, damit sie die Jahrtausende überdauerten. Sowenig wie das Voynich-Manuskript will auch die Crespi-Sammlung in irgendeine Schublade passen.

Vor 35 Jahren fotografierte ich in den Räumen von Carlo Crespi die unmöglichsten Dinge. Da lag ein Diskus von 22 Zentimeter Durchmesser. Er zeigte stilisierte Samenfäden, schmunzelnde Sonnen, die Sichel eines abnehmenden Mondes, einen großen Stern und zwei viereckige Menschengesichter. ■ **Bild 10**

Dann eine Pyramide, rechts und links flankiert von springenden Katzen. Am Himmel Schlangen, über der Pyramide eine Sonne und beidseitig davon je vier und fünf Kringelchen. An der Pyramidenbasis verläuft klipp und klar ein Schriftband - Zeichen die kein Mensch je entzifferte. ■ **Bilder 21-22** Und rechts und links außerhalb der Pyramide je ein Elefant. Himmel hilf! Weder vor noch nach den Inka gab es in Südamerika je Elefanten. Zwar wurden in Mexiko Elefantenknochen ausgebuddelt, die sollen aber älter als 12.000 Jahre sein. Ähnliche Schriftzeichen - 16 an der Zahl - fand ich, quadratisch angeordnet, auf einer vergoldeten Halskrause. Die Bilder bezeugen es.

Das tollste Stück aber, das mir Crespi zeigte, und das nach seinen eigenen Angaben aus einer unterirdischen Metallbi-

21



22


23



24



25

bliothek stamme, über die ich im nächsten Kapitel berichte, war eine vergoldete Platte mit 56 Quadraten. ■ **Bilder 23-25** Die Platte zeigte vierzehn Linien, in jeder Linie vier Karrees, und in jedem Viereck ein Schriftzeichen, wie hineingestempelt. Einige dieser Zeichen gleichen verblüffend einigen andern auf dem Voynich-Manuskript. Könnte diese Platte aus der Crespi-Sammlung der Rosetta-Stein zur Entschlüsselung des Voynich-Manuskriptes sein? Ich habe so wenig Ahnung wie Sie, verehrter Leser dieses Buches, aber ich weiß, und das mit Sicherheit, dass es vor Jahrtausenden Schriften gab, die in keiner Bibliothek registriert sind, und die von Außerirdischen auf die Erde gebracht wurden. Derartige Schriften würden jeder irdischen Logik, jeder Symmetrie eines Alphabetes widersprechen, und wären bestenfalls erst dann zu übersetzen, wenn genügend Vergleichsmaterial zur Verfügung stünde. Schriften von Außerirdischen? Weit hergeholt? Wann sollen die aufgetaucht sein? Wie? Mit welcher Technik sollen ETs die Lichtjahre überbrückt haben und selbst wenn schon - was wollten die hier? Und jetzt auch noch Schriften? Eine satte Behauptung! Wie will man das untermauern? Über die außerirdischen Schriften vor Jahrtausenden gibt es tatsächlich Überlieferungen - nur kennt sie keiner. Hier das Dossier.

In seinem Dialog *Phaidros* zitiert der Philosoph Platon eine Überlieferung, die er von seinem Kollegen Sokrates übernommen hatte [14]:

»Zu Naukratis in Ägypten sei einer von den dortigen alten Göttern gewesen, derselbe, dem auch der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war. Des Gottes Name aber habe Theuth geheißen. Dieser habe zuerst die Zahlen und Verhältnisse gefunden, dann die Messkunst und die Sternenkunde, ferner das Brett- und Würfelspiel, und so auch die Buchstaben ...«

Gott Theuth übergab dem Pharao die Schrift mit den Worten:

»Diese Kunst, o König, wird die Ägypter weiser machen und erinnerungsreicher, denn als ein Mittel für den Verstand und das Gedächtnis ist sie erfunden.«

Der Pharao sah das anders und widersprach dem Gott Theuth:

»Diese Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr Vergessenheit einflößen ..., weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtnis, sondern für Erinnerung hast du ein Mittel gefunden.«

Recht hatte er, die jahrtausendealten Schriften können nur etwas ins Gedächtnis rufen, das längst vergessen ist. Wer weiß denn schon, dass der liebe Gott - wer immer damit gemeint war - lange vor der Erschaffung der Erde andere Welten schuf? Nachzulesen in den Sagen der Juden von der Urzeit [15]:

»Tausend Welten hatte der Herr zu Anfang geschaffen; dann schuf er wiederum andere Welten ... Der Herr schuf Welten und zerstörte sie, er pflanzte Bäume und riss sie heraus, denn sie waren noch wirr... und er fuhr fort, Welten zu schaffen und Welten zu zerstören, bis er unsere Welt schuf; da sprach er: An der habe ich mein Wohlgefallen, jene gefielen mir nicht.«

Welten und Pflanzen schaffen und dann wieder zerstören, weil sie nicht ins Konzept passen? In der heutigen Fachsprache nennt man das »Terraforming«[16]. Dabei werden unbewohn-

bare Planeten bewohnbar gemacht, indem beispielsweise auf dem Mars Blaualgen abgeblasen werden. Die vermehren sich sehr schnell und produzieren dabei in kurzer Zeit riesige Mengen von Sauerstoff.

War es der Mensch, dem es in einem langwierigen Akt der Intelligenzwerdung schließlich einfiel, Schriftzeichen zu kritzeln? Natürlich! Wer denn sonst? Sicher? Die Überlieferungen »von der Urzeit« berichten, schon zweitausend Jahre vor der Schöpfung des intelligenten Menschen sei die Schrift gemacht worden. Da es damals keine Pergamentrollen gab und auch kein Vieh, dem man das Fell abziehen konnte, doch auch kein Metall und in Ermangelung der Bäume auch keine Holztafeln, existierte dieses Buch in Form eines geheiligten Saphiersteins. Ein Engel namens Raziel, »derselbige, der an dem Strome saß, welcher von Eden ausging«, überreichte dieses seltsame Buch unserem Stammvater Adam. Es muss ein eigenartiges Exemplar gewesen sein, denn es enthielt nicht nur alles Wissenswerte, sondern auch Voraussagen über die Zukunft. Nicht nur Adam sollte von diesem Wunderbuch schöpfen, sondern auch seine Nachfahren [15]:

»Auch von deinen Kindern, die nach dir kommen werden, ... wird ein jeglicher, der sich des Buches bedienen wird ... wissen, was geschehen wird. Ob Unglück, ob Hunger ausbrechen wird, ob das Getreide viel sein wird oder wenig, ob Regen oder Dürre vorherrschen wird.«

Was ist schon ein Lexikon oder gar eine Enzyklopädie gegen ein derartiges Superbuch? Die Autoren des phänomenalen Werkes müssen wir unter den himmlischen Heerscharen suchen, denn nachdem der Engel Raziel unserem Stammvater das Buch übergeben und ihm sogar daraus vorgelesen hatte, ereignete sich Erstaunliches:

»Und zur Stunde, da Adam das Buch empfing, ging ein Feuer auf am Ufer des Flusses, und der Engel fuhr in der Lohe zum Himmel empor.«

Was ist das eigentlich, ein Engel? In der gesamten religiösen Literatur kommen diese Wesen vor und sie sind definitiv nicht irdisch. Es sind auch keine Geister, die man sich erträumen oder ausdenken kann, denn diese Engel verfügen über machtvolle Waffen, mit denen sie die Menschen züchtigen. Einzelne unter ihnen trieben es gar mit den Menschentöchtern - darauf komme ich noch - nicht gerade die feine, himmlische Art. Wenn Engel nichts Irdisches waren, bleibt wohl nur noch das Außerirdische. Wunschdenken? Und diese Engel = Außerirdischen sollen auch noch Bescheid über die Zukunft gewusst haben?

Nichts einfacher als das. Wenn die Menschen dermaleinst in der Lage sind, Raumfahrt in größeren Distanzen zu betreiben und auf einen Planeten mit Steinzeitwesen treffen, könnten wir diesen Eingeborenen ihre Entwicklung leicht voraussagen.

Nicht etwa Prognosen für den einzelnen Ureinwohner, wohl aber über seine Gesellschaft der Zukunft. So könnten wir ihnen mitteilen, sie würden bestimmte Techniken erfinden - weil dies zwingend ist. Oder sie würden bei einer unkontrollierten Bevölkerungszunahme Umweltprobleme bekommen - weil das eine vom andern nicht zu trennen ist. Oder noch toller: Wir prophezeien, sowie die Nachfahren in der Lage seien, die kleinste Einheit in der Natur zu spalten, dann würde es sehr gefährlich, denn damit könne man ganze Erdteile verbrennen und unbewohnbar machen (H-Bombe). Das funktioniert in kleineren Zeitabschnitten auch für Ernten, Heuschreckenschwärme oder die Unsterblichkeit der Maikäfer. Der Urein-

wohner mag zwar nichts verstehen, aber aufschreiben und bewahren kann er es.

In dem Adam-Buch aus Saphirstein geht es ähnlich zu:

»Drin in dem Buch waren die oberen Zeichen der heiligen Weisheit eingegraben, und die zweiundsiebzig Arten von Wissenschaften waren darin enthalten, welche sich wiederum in sechshundertundsiebzig Zeichen der obersten Geheimnisse teilten. Auch die tausendfünfhundert Schlüssel, welche den Heiligen der Oberwelt nicht anvertraut sind, waren in dem Buche verborgen.«

Haben Sie gewusst, dass es »zweiundsiebzig Arten von Wissenschaften« gibt, die sich zusätzlich noch in »sechshundertundsiebzig Zeichen« von noch höheren Kenntnissen unterteilen? Das ist etwa so wie unsere Hauptabteilung der Physik, die sich in Kernphysik, Strahlenphysik, Astrophysik etc. aufteilt, oder der Sammelbegriff »Biologie«, unter dem sich von Zellklumpen zu Insekten und Elefanten, und weiter bis zur Exo-Biologie der gesamte Fachbereich ableitet.

Adam vererbte das Zauberbuch seinem zehnjährigen Sohn Seth. Der muss wohl ein besonders aufgewecktes Bürschchen gewesen sein, denn Adam informierte den Knaben »über die Stärke des Buches«, doch auch, »worin seine Kraft und seine Wunder bestünden.« Auch sprach er mit ihm davon, wie er selbst mit dem Buche verfahren sei und dass er es in eine Felskluft getan habe.

Seth hielt sich an die väterlichen Anweisungen, lernte fleißig aus dem heiligen Saphirstein und konstruierte schließlich »... eine güldene Lade, tat das Buch darein und versteckte die Lade in einer Höhle ...«.

Später gelangte das Wissen auf dem Saphirstein in die Hände von Noah, dem Stammvater nach der Flut, und dieer lernte darin alle Bahnen der Planeten zu begreifen, »auch die Bahnen des Aldebaran, des Orion und des Sirius, ... auch die Namen jedes einzelnen Himmels ... und welches die Namen der himmlischen Diener sind.«

Die phantastische Geschichte um dieses Adam-Buch könnte man ohne weiteres unter »frei erfunden« ablegen, wären da nicht einige Kleinigkeiten, die stutzig machen müssen. Ich verstehe den Wunsch, unserem Stammvater ein Buch unterzujubeln, denn irgendwoher musste der einsame Vorfahre sein Wissen bezogen haben. Mühe bereitet mir der Gedanke an einen Saphirstein. Wie um alles in der Welt kam man darauf? Die Idee einer Enzyklopädie auf einem Edelstein war vor Jahrhunderten wie vor Jahrtausenden völlig abstrus. In unserer Zeit hingegen gibt es Techniken, Unmengen von Daten auf Kristallen zu speichern. Nun soll Adam mit diesem Buch aus Saphirstein auch noch Zwiesprache gehalten haben? Wie das? Was mag sich der Erfinder dieser Story bloß ausgedacht haben? Heute führt jeder »Zwiesprache« mit seinem Computer. Doch ein derartiger Gedanke passt nirgendwo in die tiefe Vergangenheit. Und wie kommt jemand vor Jahrtausenden dazu, in dieser Adam-Buch-Geschichte auch noch Einzelheiten zu erdichten wie die »zweiundsiebzig Arten von Wissenschaften«, welche das Buch enthalten haben soll? Die »sechshundertsiebzig Zeichen der obersten Geheimnisse« und die »tausendfünfhundert Schlüssel«? Derartige Angaben zaubert man nicht aus dem Handgelenk. Ich möchte den Inhalt dieses verschollenen Buches nicht überschätzen und frage mich trotzdem, weshalb der Autor der Geschichte so großen Wert auf bestimmte Sternkonstellationen legte. Was sollte Adam mitsamt seinen Nachfahren davon haben, die Bahnen des Aldebaran, des Sirius und des

Orion zu kennen? Für einen irdischen Kalender taugten sie gar nichts.

Adam, Seth und Noah sollen aus dem Buch auch noch die Namen der einzelnen Himmel erfahren haben. Gibt's denn nicht nur einen Himmel? Von was reden die eigentlich?

Die altjüdischen Sagen von der Urzeit präzisieren dies [15]. Der erste Himmel hieß *Wilon,* aus diesem Himmel werden die Menschen beobachtet. Oberhalb von *Wilon* liegt *Rakia,* dort befinden sich Sterne und Planeten. Noch weiter liegt *Schechakim* und darüber die Himmel mit den Namen *Gebul, Makhon* und *Maon.* Schließlich folgt über dem Himmel *Maon* noch der oberste Himmel; der heißt *Araboth.* Und dort sollen sich die *Cherubim* und die *heiligen Räder* befinden was immer das auch für Weltraumgebilde sein mögen. Oft werden die Abstände zwischen den verschiedenen Himmeln zusätzlich mit Maßeinheiten und Zeiträumen erwähnt, und dazwischen liegen »Leitern« und »Epochen von fünfhundert Jahren«. Klingt alles ein bisschen nach Raumfahrt.

Die hier aufgefrischte Überlieferung von der Urzeit klingt durch und durch unglaubwürdig. Nichts als »närrische Fabeln«, wie der Theologe Dr. Eisenmenger schon vor dreihundert Jahren spottete [17]. Als unpräzise Erzählung ist die Sage grotesk und wunderbar, faszinierend und haarsträubend zugleich. Zudem lassen Sagen und Legenden die chronologischen Zeitabläufe völlig unbeachtet und kümmern sich keinen Deut um historische Tatsachen. Die Sage ist »Volksspekulation und Volksphantasie« [18] und bleibt dennoch ein Volksgedächtnis. Sagen und Legenden bauen nicht auf dem Nichts auf und sind keine erfundenen Lügenstorys - sie enthalten stets einen wahren Kern, und der taucht - Simsalabim - in so vielen

Überlieferungen anderer Völker wieder auf, wenn auch mit anderen Namen und anderen Helden.

Dem Voynich-Manuskript bin ich damit keinen Schritt näher gekommen. Doch geht es vorerst um meine Behauptung, irgendwelche Götter oder Engel - nicht-irdische Wesen also - hätten den Menschen Bücher übergeben oder diktiert. Sagt Ihnen das Fabelwesen *Oannes* (sumerisch: Uanna) etwas?

Als Alexander der Große noch über Babylon herrschte, lebte dort (um 350 v. Chr.) der Priester und Geschichtsschreiber des Marduk (auch Bei oder Baal) Berossus. Dieser Berossus schrieb ein dreibändiges Werk in griechischer Sprache, die *Babylonika.* Das erste Buch befasste sich mit Astronomie und der Erschaffung der Welt, das zweite mit den zehn Urkönigen vor der Flut und den 86 Königen, die darauf folgten; das dritte Buch soll ein Geschichtswerk gewesen sein bis zu Alexander dem Großen. Die *Babylonika* ist nur in Fragmenten erhalten geblieben, doch Lucius Seneca oder Flavius Josephus (ein Zeitgenosse Jesu) zitieren daraus. Berossus bezieht sich auf ein viel älteres Dokument und schreibt:

»Im ersten Jahr ist aus dem Erythräischen Meer (heute Arabisches Meer), wo es an Babylonien grenzt, ein vernunftbegabtes Lebewesen mit dem Namen *Oannes* erschienen ... Es hatte eine menschliche Stimme, sein Bild wird bis jetzt aufbewahrt. Dieses Wesen verkehrte den Tag über mit den Menschen, ohne Speise zu sich zu nehmen, und überlieferte ihnen die Kenntnis der Schriftzeichen und Wissenschaften und mannigfache Künste, lehrte sie, wie man Städte baut und Tempel errichtet, wie man Gesetze einführt und das Land vermisst, zeigte ihnen das Säen und Einernten der Früchte, und überhaupt alles, was zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse gehört. Seit jener Zeit habe man

nichts darüber Hinausgehendes erfunden. *Oannes aber habe über die Entstehung und Staatenbildung ein Buch geschrieben, das er den Menschen übergab.«* (Hervorhebung durch EvD)

Existiert dieses Buch noch? Liegt es womöglich unter einem alten Tempel, bewahrt von Kuttenträgern, die selbst nicht ahnen, welchen Schatz sie besitzen? Offensichtlich war das Lehrbuch des *Oannes* schon zu Berossos Zeiten nicht in der nächsten Bibliothek einzusehen. Also wiederum alles nur Geschwätz? Moment! Im Heiligen Buch der Parsen, dem *Awesta,* taucht unter dem Namen *Yma* ein geheimnisvolles Wesen aus dem Meer auf und unterweist die Menschen. Bei den Phöniziern heißt das Wesen gleicher Herkunft und Fähigkeit *Taut,* und im alten China, zur Zeit des Kaisers *Fuk-Hi,* erhebt sich aus dem Wasser des *Meng-ho* »ein Ungeheuer mit Pferdekörper und Drachenkopf, dessen Rücken mit Schriftzeichen versehene Tafeln trug [19].« Der große tibetanische Lehrmeister mit dem zungenbrechenden Namen *Padmasambhava* (auch *U-Rgyab Pad-Ma* genannt) brachte unverständliche Schriften vom Himmel zur Erde. Vor seinem Abschied deponierten seine Schüler *diese Schriften in einer Höhle für spätere Zeiten, »in denen sie verstanden werden«[20].* (Hervorhebung EvD) Vermutlich würden wir sie heute sowenig entziffern können wie das Voynich-Manuskript, und das soll vergleichsweise erst vor ein paar Jahrhunderten entstanden sein.

Woher überhaupt hatten wir Menschen die Schrift? Alles selbst erfunden? Keilschriften, Hieroglyphen, Alphabete? Folgt man einigen antiken Historikern, so waren es jene ominösen Götter, die einigen auserwählten Menschen erstmals das Schreiben beibrachten. Sie müssen sich wohl die Cleversten ausgesucht haben.

Diodor von Sizilien, immerhin Geschichtsschreiber einer vierzigbändigen, historischen Bibliothek, berichtet im ersten Buch, die Götter hätten alleine in Ägypten viele Städte gegründet, und von den Göttern seien Abkömmlinge hervorgegangen. »Erst die Götter haben den Menschen entwöhnt, sich gegenseitig aufzufressen.« Von den Göttern lernten die Menschen - nach Diodor - die Künste, den Bergbau, die Ausfertigung von Werkzeugen, die Bebauung des Bodens und die Gewinnung von Wein. Auch die Schrift stammte von den Göttern [21]:

»Von diesen nämlich sei zuerst die allen verständliche Sprache gegliedert und ausgebildet worden, und vieles mit Namen belegt, wofür man bis dahin noch keinen Ausdruck hatte. *Auch die Erfindung der Schrift sei von ihm* [dem Gott, EvD] *ausgegangen ...*«

Eindeutig stammen die Geschichten nicht nur aus einer einzigen, antiken Quelle. Die Bruchstücke gleichen sich wie in einem Krimi. Man muss nicht Sherlock Holmes heißen, um die Einzelteile zusammenzufügen. Es gab sie nun mal, diese Götter und Engel, auch wenn wir uns darüber die Haare ausreißen mögen. Und sie wirkten. Der tollste Zeuge dafür ist Henoch, und über den zu schreiben ist mir fast peinlich, denn ich tat es bereits in mehreren Büchern. Doch wenn ich die Behauptung untermauern will, irgendwelche außerirdische Gestalten - ob Götter oder Engel - hätten die Menschen unterwiesen, ihnen Schriften übergeben und ihnen sogar das Schreiben erst beigebracht, führt kein Weg an Henoch vorbei. Er ist nämlich der einzige Augenzeuge, der damals leibhaftig dabei war, und seinen Bericht deshalb in der ersten Person, der Ich-Form, verfasste. Henoch ist das Schulbeispiel für eine verdrehte Theologie, die es über Jahrhunderte fertigbrachte, einen antiken Original-

bericht zu verfälschen und zu verfilzen, und aus einem Erlebnisbericht ein Kauderwelsch und Interpretations-Hokuspokus zu fabrizieren, dass einer wie ich Wutanfälle bekommen könnte. Dabei ist es nicht allzu schwer, einige theologische Irritationen zu entlarven. Der Inhalt macht es aus.

Bei Henoch stecke ich übrigens in derselben Klemme wie bei jedem vorangegangenen Sachbuch. Wie erkläre ich meinen Lesern etwas, ohne das Vorausgegangene ständig zu wiederholen? Die Lehrer in der Volksschule oder Dozenten an der Uni haben es leichter. Sie dürfen davon ausgehen, ihre Schüler und Studenten hätten den Unterbau begriffen. Wer das Abc nicht beherrscht, kann nicht lesen. Ich aber darf von dieser Prämisse nicht ausgehen. Es kommen ständig neue Leser dazu, die sich für meine Art der modernen Deutung interessieren. Erschwerend noch, dass so viele meiner früheren Titel nicht mehr in den Buchhandlungen liegen. Was also ist zu tun? Diesen gordischen Knoten versuche ich zu durchschlagen, indem ich nur dort Widerholungen anbringe, wo sie für den neuen Leser unvermeidlich sind. Wobei Wiederholungen nicht gleich Wiederholungen sind. Und dies für den Stammleser: Sie werden in diesem Buch Dinge über Henoch erfahren, die bislang nirgendwo zu lesen waren.

Obschon ich kein Freund der verklausulierten, theologischen Literatur bin, bewundere ich die Männer, welche dahinter standen (Es geht tatsächlich nur um Männer!). Die Übersetzer der alten Henochtexte waren allesamt hoch gebildet. Ausnahmslos mehrsprachig, selbstverständlich integer und ehrlich bemüht, aus dem jahrtausendealten Wirrwarr schlau zu werden. Aber es waren Theologen, abgeleitet aus den Worten *theos* (=Gott) und *logos* (=Wort). Das Wort Gottes. Und exakt das ist es nicht, womit sich die Theologie auseinandersetzt. Alle Theologen der

Vergangenheit waren zutiefst davon überzeugt, sich mit dem Wort Gottes zu beschäftigen - sonst hätten sie ihre Fachrichtung nie gewählt - doch genau diese Überzeugung ist bereits Glaube. Man glaubt, die heiligen und weniger heiligen Schriften stammten aus Gottes Mund, er habe sie diktiert oder auserwählten Menschen auf irgendeine wundersame Weise kundgetan. Was bleibt an den Texten, wenn der Glaube weg ist? Die Texte. Sie haben nur ihre Heiligkeit verloren. Ehrwürdig mögen sie bleiben, weil sie alt sind, respektvoll mag man sie behandeln, weil sie Begebenheiten aus einer historisch nicht fassbaren Zeit schildern, wissenschaftlich soll man sie analysieren, weil sie hoch interessantes Material enthalten. Sowie der Glaube an die Heiligkeit der Texte fehlt, kann sachlich diskutiert werden. Es ist unsere Vorstellung von der Unberührbarkeit dieser Schriften, die eine zeitgemäße Analyse blockiert.

Also auf zu einem umfassenden Rundumschlag!

Wer ist dieser Henoch?

In den »Sagen der Juden von der Urzeit« ist Henoch »ein König über die Menschen«, der genau 243 Jahre herrscht. Im ersten Buch Moses taucht Henoch als der siebte der zehn Urväter auf - einer der Patriarchen vor der Flut. Dabei wird Henoch in der Bibel mit fünf Sätzen abgetan. (1. Mos. 5,21-24)[22]:

»Als Henoch 65 Jahre alt war, zeugte er den Methusalah. (22) Und Henoch wandelte mit Gott; und nachdem er den Methusala gezeugt, lebte er noch 300 Jahre und zeugte Söhne und Töchter. (23) So betrug Henochs ganze Lebenszeit 365 Jahre. (24) Henoch wandelte mit Gott, und auf einmal war er nicht mehr da; denn Gott hatte ihn hinweg genommen.«

Einfach so - schwups und weg ist er. Im Hebräischen bedeutet das Wort »Henoch« »der Eingeweihte«, »der Einsichtige«, »der Kundige«, und dieser Eingeweihte sorgte Gott sei Dank dafür, dass sein Wissen nicht spurlos verschwand. Sehr zum Verdruss der Hinterwäldler, die Henoch am liebsten in Luft aufgelöst sähen, denn dieser Henoch wird zum Dynamit für unsere Gesellschaft. Und damit beginnt der Ärger. Moment noch: Was sagen Völker außerhalb der Israeliten über diesen Henoch?

Bei den alten Ägyptern war Henoch der Erbauer der großen Pyramide, so der Geograph und Historiker *»Taki ad-Din Ahmad ben Ali ben Abd al-Kadir ben Muhamad al-Makrizi«* (1364-1442) in seinem Werk *Hitat.* Dabei vermerkt er, Henoch sei bei den Völkern unter vier verschiedenen Namen bekannt gewesen. Als *Saurid, Hermes, Idris* und *Henoch.* Hier die Passage aus dem *Hitat,* Kapitel 33 [23]:

»... der erste Hermes, welcher der Dreifache in seiner Eigenschaft als Prophet, König und Weiser genannt wurde (es ist der, den die Hebräer Henoch, den Sohn des Jared, des Sohnes des Mahalalel, des Sohnes des Kenan, des Sohnes des Enos, des Sohnes Seths, des Sohnes Adams - über ihn sei Heil - nennen, und das ist Idris), der las in den Sternen, dass die Sintflut kommen würde. Da ließ er die Pyramiden bauen *und in ihnen Schätze, gelehrte Schriften* und alles, worum er sich sorgte, dass es verloren gehen und verschwinden könnte, bergen, um die Dinge zu schützen und wohl zu bewahren.«

Auf der sumerischen Königsliste »WB444«, einem gravierten Steinblock, der im Britischen Museum, London, zu bestaunen ist, herrschten von der Erschaffung der Welt bis zur großen Flut zehn Urkönige. Diese regierten insgesamt 456.000 Jahre. Nach der Flut »stieg das Königtum abermals vom Himmel her-

nieder«. Es scheint ihnen auf dem blauen Planeten gefallen zu haben. Die 23 Könige, die sich nach der Flut auf dem Herrscherthron abwechselten, brachten es gemeinsam immerhin noch auf eine Regierungszeit von 24.510 Jahren, 3 Monaten und 3 1/2 Tagen. Der Siebte in der vorsintflutlichen Königsliste soll in der Sonnenstadt *Sippar* gelebt haben. Die Götter Schamasch und Adad hätten ihn *als Ersten in die Kunst des Schreibens und der Zukunftsschau eingeweiht.* (Hervorhebung EvD) Dieser Siebte wäre nach der Bibel Henoch. Der Ruhm dieses siebten Herrschers vor der Flut war derart groß, dass der viel spätere, babylonische *Nebukadnezar I.* um 1100 v. Chr. seinen Stammbaum vom siebten, vorsintflutlichen Herrscher ableitete. Keilschriftübersetzungen der letzten Jahrzehnte ergaben, dass genau dieser siebte Herrscher »zum Himmel emporgestiegen« sei. Wie Henoch. Sumerologen wie Theologen, beide im Reiche der psychologischen Gegenwartsvernunft schwebend, machten daraus eine »Entrückung« und entdeckten in den Keilschriftübersetzungen das »älteste Motiv der Himmelfahrt«. Die Gestalt dieses siebten Herrschers der Sonnenstadt *Sippar* habe »die religiöse Phantasie und Fabulierkunst des späteren Judentums angeregt«. [24] Beweise dafür seien die zusammengewachsenen Stücke der diversen Henoch-Bücher. Dass diese Auffassung vollkommen daneben geht, werde ich gleich belegen.

Die Nachricht von der Existenz eines Henoch-Buches erreichte Europa in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der schottische Afrikareisende James Bruce (1730-1794) entdeckte nicht nur die Quellen des blauen Nils, sondern er brachte 1773 auch drei Exemplare eines Henoch-Textes mit nach London. Professor Richard Laurence übersetzte die Schriften in mangelhaftes Englisch, bis der deutsche Orientalist und protestantische Theologe August Dillmann (1823-1894) die Texte

ins Deutsche übertrug und damit »Henoch« zum Fachgespräch machte. Seither sind die alten Texte durch etwa 30 weitere äthiopische Handschriften ergänzt worden. Doch woher hatte James Bruce die Texte?

Als die Kirchenväter im vierten Jahrhundert unsere Bibel redigierten - in der Fachsprache kanonisierten - lagen ihnen viel mehr alte Texte vor als diejenigen, welche die heutige Bibel ausmachen. Doch einige der Schriften waren unvollständig, enthielten Lücken oder man verstand sie schlichtweg nicht. Deshalb gelangten diese Bruchstücke nicht in die Bibel. Immerhin schmiss man das vorhandene Material nicht gleich in den Papierkorb, sondern legte es zur Seite. Darunter auch Henoch-Texte. Daraus entstanden später die »Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testamentes« [25]. Die Abessinische Kirche hingegen nahm Henoch in ihren Kanon auf - deshalb fand ihn James Bruce in Äthiopien. Später tauchte eine slavische Variante desselben Henoch-Buches auf, und hoch-Akademische Textvergleiche ergaben, dass die wesentlichen Teile beider Bücher auf denselben Autor zurückgehen mussten. Und damit begann der Theologenstreit.

Im Henoch-Buch wurden unmögliche Dinge beschrieben. Himmelfahrten, der Besuch verschiedener Welten, astronomische Unterweisungen, Gespräche mit irgendwelchen »Engeln« und einem »Höchsten«, oder Strafgerichte über »gefallene Engel« und Menschen. Was sollte das alles?

Theologen und Altphilologen, Männer mit phänomenalen Sprachkenntnissen, doch allesamt ihrer »Theo-Logie« und Religionspsychologie folgend - was hätten sie anders tun können? - suchten Lösungen. Aus Henochs Beschreibungen wurden »Bilderreden«, »Visionen«, »Eingebungen«, »Träume«,

»Erfindungen«, »Gesichte« oder - geradezu sensationell - der ganze Henoch sei das Werk mehrerer jüdischer Priester und die Henoch-Texte »eine Personifikation des jüdischen Volkes« [26].

Tatsächlich ist im Henoch-Buch immer wieder herumgedoktert und verändert worden - ähnlich wie bei den *Urtexten* des Neuen Testamentes. So taucht etwa der Begriff »Menschensohn« auf, der nachweislich erst von äthiopischer Hand in den alten Text geriet. Oder die Worte »der Auserwählte«, »die Gerechten«. Theologen argumentieren, mit diesen Bezeichnungen sei das jüdische Volk gemeint. Vollends verwirrend wurde es, als etwa im 5. Jahrhundert auch noch ein hebräisches Henoch-Buch die Runde machte, das unzählige Ergänzungen zu den anderen Henoch-Texten enthielt, aber nicht ernst genommen werden konnte, weil es - angeblich - auf einer Vision des jüdischen *Rabbi Ischma'el* fußte. Damit landete der hebräische *Henoch* unter dem Sammelsurium *Gnostische Schriften.* Darunter versteht man im heutigen Sprachgebrauch eine esoterisch durchwirkte Philosophie, Weltanschauung oder Religion. Das Wort »Gnosis« kommt aus dem Griechischen und bedeutet »Erkenntnis«.

Woher immer der *Rabbi Ischma'el* seine rätselhaften Informationen bezog, rein erfunden haben kann er sie nicht, dazu sind sie viel zu kompliziert und detailliert. Bevor ich zum eigentlich brisanten Inhalt der slavischen und griechischen Henoch-Bücher marschiere, hier einige höchst kuriose Informationen aus dem hebräischen Text:

Rabbi Ischma'el soll eine Himmelfahrt erlebt haben, und dort einem engelgleichen Wesen namens *Metatron* begegnet sein, das den Rabbi führte. Dieser *Matatron* entpuppt sich als nie-

mand anders als Henoch. Im Gegensatz zu den anderen Henoch-Büchern kann Metatron/Henoch im hebräischen Buch nicht auf die Erde und zu den Menschen zurückkehren, um sie zu unterweisen, sondern er bleibt in der Nähe des Thrones »des Höchsten«, und ist nur für den Seher *Rabbi Ischma 'el* erreichbar. Metatron/Henoch berichtet dem Rabbi, sein König nenne ihn »mein Knabe« [27]. Er erklärt auch gleich weshalb:

»Glücklich bist du und glücklich ist dein Erzeuger, denn dein Schöpfer hat Wohlgefallen an dir. Und da ich klein bin und ein Knabe unter ihnen an Tagen und an Monaten und an Jahren, nennen sie mich >mein Knabe<.«

Wie kam Metatron/Henoch überhaupt in die himmlischen Gefilde?

»Als der Heilige - gepriesen sei er - bat, mich in die Höhe zu erheben, sandte er zuerst *Anaphi'el,* den Fürsten, und er hob mich auf von ihrer Mitte vor ihren Augen und ließ mich fahren in großer Herrlichkeit auf einem feurigen Wagen mit feurigen Pferden ... Als mich der Heilige - gepriesen sei er - von den Söhnen der Generation der Sintflut weggenommen hatte, hob er mich auf den Flügeln des Windes der *Schekina* zum höchsten Firmament empor und führte mich hinein zur Mitte der großen Regierungsgebäude in der Höhe *Araboth Raqia,* wo der herrliche Thron der *Schekina* ist.«

Man erfährt, dass »der Heilige« den Knaben (Metatron/Henoch) sehr liebte und lieb hatte, und zwar »mehr lieb als alle Söhne der Höhen«, und deshalb habe er mit flammendem Griffel Buchstaben geschrieben und dem Matatron/Henoch kundgetan, wie Himmel und Erde, doch auch, wie die Meere

und Flüsse, Berge und Hügel, die Blitze, der Donner, der Schall und die Stürme, und sogar die Planeten und Sternbilder entstanden seien.

Nicht schlecht, dieses allumfassende, interstellare Wissen, über das Metatron/Henoch instruiert wurde. Mit einem Hintergedanken klebe ich an Abraham, der ebenfalls eine Himmelfahrt erlebt, dabei die Erde »unter sich« sieht [28], oder an *Enkidu* des *Gilgamesch-Epos,* der von »Adlerflügeln« über die Erde hinausgetragen wird [29,30], oder an »Arjunas Reise zu Indras Himmel« [31]. Und wenn im hebräischen Henoch-Buch gar »Himmelsräder« und »Städte am Firmament« auftauchen, tauchen in meinen Erinnerungen die »Himmelsräder« des Buches *Dzyan* [32] auf, oder die »Städte am Firmament« aus dem *Indischen Mahabharata* [33]. In der antiken Literatur existiert Vergleichsmaterial in Hülle und Fülle. Der Unterschied zwischen den Theologen und mir besteht nur darin, dass bei mir Texte aus anderen Religionen und Weltgegenden hinzugezogen werden, während sich in der christlich-jüdischen Theologie sämtliche Querverbindungen auf die Bibel und die Apokryphen beziehen. Und das gleich zu Tausenden.

Im Hebräischen Henoch-Buch zählt *Rabbi Ischma'el* die verschiedensten Welten (Planeten) mit ihren Bezeichnungen auf, kennt die Namen der jeweiligen Herrscher, Fürsten oder Könige, und berichtet gar von einer *Himmlischen Bibliothek:*

»Er holt hervor den Kasten der Schriften mit dem Buch der Erinnerungen und bringt ihn vor den Heiligen - gepriesen sei er. Und er bricht die Siegel des Kastens, öffnet ihn, nimmt die Bücher heraus und übergibt sie dem Heiligen - gepriesen sei er ...«

Himmel, Heilige, Höchste, Fürsten, Diener, Erzengel, Räder, Planeten, feurige Wagen, himmlische Heerscharen – Himmel

hilf! Gab's diesen Henoch? Bislang brachte ich sieben Namen in die Runde: *Henoch, Saurid, Hermes, Idris, Metatron, »mein Knabe«* und der *siebte, vorsintflutliche Herrscher.* Welcher stimmt?

Vermutlich keiner in der phonetischen Schreibweise, wie wir sie aussprechen. Das Hebräische war eine reine Konsonantensprache - ohne Vokale. Um das Lesen zu erleichtern, deutete man die Vokale durch Pünktchen an. Ein phonetisch klingender »Henoch« könnte genauso gut als »Hinich«, »Honuch« oder »Hanich« ausgesprochen werden und aus »Metatron« mag meinetwegen ein »Mototran« klingen. Dabei lasse ich die kabbalistischen Deutungen außer Acht, denn dort kann jedem Buchstaben auch noch ein Zahlenwert zugeordnet werden.

Die Fachleute für Hebräisch schätzen die äthiopischen Texte ins fünfte bis zweite Jahrhundert v. Chr. - und schaffen damit den ersten Salat. Aus den Schriften ging hervor, dass es sich bei den Überlieferungen um Texte des *Siebten Urvaters* handelte. Der hieß - bleibt man bei der bisherigen Schreibweise - Henoch. Also wurde sein Name für die »Henoch-Bücher« eingesetzt. Henoch aber lebte nun mal nicht im fünften bis zweiten Jahrhundert v. Chr. - der Originalinhalt musste logischerweise viel älter und vor der Flut geschrieben worden sein. Dies versichert der Schreiber selbst, wie die nachfolgenden Beispiele klipp und klar bezeugen [25]: (Die runden Klammern geben die Kapitelnummern und Verse an.)

(81,1 ff.) »Er sagte zu mir: O Henoch, betrachte die Schrift der himmlischen Tafeln, lies, was darauf geschrieben steht, und merke dir alles Einzelne. Ich betrachtete alles auf den himmlischen Tafeln, las alles, was darauf geschrieben stand ...«

(82,1) «Und nun, mein Sohn Methusalah, erzähle ich dir alles und schreibe es dir auf... Bewahre, mein Sohn Methusalah, die Bücher von deines Vaters Hand und übergib sie den kommenden Geschlechtern der Welt...«

(83,1 ff.) »Zwei Gesichte schaute ich, bevor ich ein Weib nahm. Zum ersten Male, als ich die Schrift lernte, zum andern Mal, bevor ich deine Mutter nahm ...«

(87,3 ff.) »Jene drei ergriffen mich bei der Hand, nahmen mich von dem Geschlechte der Erde hinweg und brachten mich hinauf an einen hohen Ort und zeigten mir einen Turm hoch über der Erde, und alle Hügel waren niedriger ...«

(91,1) »Und nun, mein Sohn Methusalah, rufe mir alle deine Brüder und versammle mir alle Söhne deiner Mutter ...«

(92,1) »Dies ist die von Henoch, dem Schreiber, verfasste vollständige Lehre ...«

Mit den Zitaten belege ich, es war Henoch, wie immer man ihn zu seiner Zeit genannt haben mag. Er bekundet seine Autorenschaft in der Ich-Form des Schreibers, als ob er befürchtet hätte, die Geister der Zukunft seien zu beschränkt, um es zu begreifen. Tatsächlich ignorieren die Exegeten bis auf den heutigen Tag beharrlich die erste Person des Schreiberlings. Das Ur-Original des Buches, die Essenz, stammt vom vorsintflutlichen Henoch, sonst könnte er schließlich seinen Sohn weder als Methusalem bezeichnen, noch seine aufgelistete Abstammung auf Adam zurückführen. Zu unterstellen, alles sei eine vorchristliche Fälschung, bedeutet, den Schreiber ununterbrochen der Lüge zu bezichtigen. Die Autorenschaft dem vorsintflutlichen Henoch abzusprechen ist eine Schande für die Ex-

egese und ein fundamentaler Realitätsverlust. Es ist auch ein haarsträubendes Beispiel für die Manipulation der Gläubigen. Natürlich wird auch noch versucht, den Henoch-Text als »Vision« zu verkaufen. Unter diesem Stichwort wird alles verdaut, was über den Verstand geht. Verschwiegen wird von den Visionsgläubigen, dass Henoch ausdrücklich festhält, er sei wach. Zudem gibt er seiner Familie auch noch exakte Anweisungen, was während seiner Abwesenheit zu geschehen habe. Und eine »Todesvision« - ein weiterer Einfall der Exegeten - kann der schreibkundige Henoch schon gar nicht erlitten haben, denn nach seinen Gesprächen mit den Engeln kehrt er putzfidel zu seinen Angehörigen zurück. Erst ganz am Ende der Geschichte folgt der endgültige Abschied von der Erde in einem Feuer speienden Wagen.

Henoch oder Mister X - ich bleibe jetzt beim siebten der Urväter und nenne ihn durchgehend Henoch - lebte in einer Zeit, die rein gar nichts von unserer Gegenwartstechnik verstand. Er konnte nichts von Mutterraumschiffen, Zubringerschiffen, Scheinwerfern, Lautsprechern, Funkgeräten, dröhnenden Motoren etc. wissen. Was immer ihm widerfuhr, musste er um-schreiben, eine direkte Be-schreibung mit den korrekten Bezeichnungen war nicht möglich. Versuchen Sie mal, verehrter Leser, einem Steinzeitmenschen einen Helikopter oder ein Funkgerät zu beschreiben. Sie landen unweigerlich im »Sieht-aus-wie-Spiel«. Oder erklären Sie ihrem Gegenüber die Form einer Wendeltreppe - ohne Bilder. Sie werden dazu die Hände benutzen müssen. Dieser Beschreibungs-Salat wurde noch unverständlicher, als nachfolgende Generationen den alten Henoch-Text zu verstehen versuchten und - natürlich! - nichts begreifen konnten. Unfähig, das Beschriebene im logischen Verstand ablegen zu können, bemühten die nachfolgenden Schreiber die Phantasie ihrer orientalischen Bildersprache, und prompt

entstanden üppig ins Kraut wachsende Allegorien. Als dann Theologen der vergangenen 200 Jahre auch noch begannen, den Henoch-Text aus religionspsychologischer Sicht zu deuten, war das Chaos vollständig. Da werden aus gewöhnlichen Raumfahrern Engel und Cherubim, aus Offizieren Erzengel und aus dem Kommandanten der Höchste, oder noch verheerender: Gott. Was für ein Chaos, wenn aus simplen elektrischen Entladungen Feuerzungen gemacht werden und aus einer Kommandobrücke die unbeschreibliche Herrlichkeit. Verständlich, dass aus dieser theologischen Sicht aus dem Kommandosessel ein hoher Thron werden muss und aus dem unverständlichen Salat Bildreden, Gesichte und Visionen werden.

Aus herrlichen Streitgesprächen mit gebildeten Spezialisten für das Alte Testament, doch auch aus der Flut von dicken Wälzern mit theologischer Literatur, die ich verdaut habe, kenne ich die Gegenargumente. Mein Textvergleich sei unzulässig; man müsse das ganz anders sehen. Man muss überhaupt nichts, am allerwenigsten im Bereich der Exegese; und was den Sinn der Texte betrifft, sollte man nie vergessen, dass die bisherigen Erklärungen nur Unsinn hervorbrachten, und dass die Kernaussagen so mancher Inhalte sich in Texten außerhalb der jüdisch-christlichen Betrachtungsweise wiederfinden.

Die ersten fünf Kapitel des Henoch-Buches kündigen (angeblich) ein Weltgericht an: Der himmlische Gott wird seine Wohnung verlassen, um mit den Heerscharen seiner Engel auf der Erde zu erscheinen. Die elf folgenden Kapitel schildern den Fall so genannter »abtrünniger Engel«, die sich - entgegen dem Befehl ihres Gottes - mit den Töchtern der Menschen vereinigten. Diese »Engel« erhielten von ihrem »Gott« derart präzise Aufgaben, dass sie niemals in die Schar der himmlischen Wesen passen. Beispiel [25]:

»Semjasa lehrte die Beschwörungen und das Schneiden der Wurzeln, Armaros die Lösung der Beschwörungsformeln, Baraqel das Sternenschauen, Kokabeel die Astrologie, Ezeqeel die Wolkenkunde, Arakiel die Zeichen der Erde, Samsaveel die Zeichen der Sonne, Seriel die Zeichen des Mondes ...«

Hier geht es um ein Wissen aus verschiedenen Fachbereichen, das den damaligen Erdbewohnern turmhoch überlegen war.

In den Kapiteln 17-36 werden Henochs Reisen in verschiedene Welten und zu fernen Himmelsgewölben beschrieben. Die Theologie nennt sie Bildreden, Gleichnisse, oder Henochs Reisen in einen Zaubergarten. Dabei erhielt Henoch den direkten Auftrag, die so genannten Bildreden aufzuschreiben, um sie zukünftigen Geschlechtern zu übermitteln. Grund: Seine Zeitgenossen könnten die Mitteilungen nicht verstehen, es handle sich um Nachrichten für die Zukunft. Das ist übrigens keine Interpretation von mir, so steht es bei Henoch!

Die Kapitel 72-82 nennt man die »astronomischen Kapitel«. Hier wird Henoch über Sonnen- und Mondumlaufbahnen, über Schalttage, über die Sterne und die Himmelsmechanik unterwiesen. Die restlichen Kapitel enthalten Gespräche mit seinem Sohn Methusalem, dem er die kommende Sintflut ankündigt. Gekrönt wird das Ganze durch Henochs Himmelfahrt in einem feurigen Wagen. In was sonst?

Das slawische Henoch-Buch enthält interessante Einzelheiten, die in der ausführlichen Weise im abessinischen Buch nicht zu finden sind [33]:

»Als ich 365 Jahre alt geworden war, war ich am Tage des zweiten Monats alleine zu Hause ... da erschienen mir zwei

sehr große Männer, die ich nie auf Erden gesehen. Ihr Antlitz leuchtete wie die Sonne, ihre Augen wie brennende Fackeln; aus ihrem Munde sprühte Feuer; ihre Kleidung und ihr Gesang waren herrlich; ihre Arme wie goldene Flügel. Sie standen zu Häuptern meines Bettes und riefen mich mit Namen. Ich erwachte vom Schlaf und stand von meinem Lager auf; dann verneigte ich mich vor ihnen, mein Antlitz bleich vor Schrecken. Da sprachen die beiden Männer zu mir: Sei getrost, Henoch! Fürchte dich nicht! Der Ewige Herr hat uns zu dir gesandt, du sollst mit uns heute in den Himmel gehen. Gib deinen Söhnen und deinem Gesinde Anweisung für das, was sie in deinem Haus tun sollen. Keiner soll dich suchen, bis der Herr dich wieder zu ihnen führt...«

Die theologischen Deutungen, der vorsintflutliche Patriarch habe eine Erscheinung oder eine Vision durchlebt, ist unhaltbar. Henoch erwacht, erhebt sich vom Bett und gibt seinen Leuten Anweisung, was während seiner Abwesenheit zu geschehen habe. Auch die Variante einer Todesvision bringt nichts, denn Henoch kehrt nach seiner Weltraumfahrt zu seinen Leuten zurück. Was hat er denn »dort oben« erlebt?

Henoch erlernt das Schreiben und bekommt Bücher diktiert. Nicht etwa, dass der »liebe Gott« persönlich diktiert hätte, dies besorgte ein Erzengel namens *Vrevoel.* Damit alles etwas schnelller ging, überreichte *Vrevoel* dem Henoch ein »Rohr der Schnellschreibung« [33]:

»Und es rief der Herr einen von seinen Erzengeln mit Namen Vrevoel, welcher auch war schneller an Weisheit mehr als die andern Erzengel und schreibend alle Werke des Herrn. Und es sprach der Herr zu Vrevoel: bringe heraus die Bücher aus meinen Behältnissen und *nimm das Schreibrohr und gib es dem*

Henoch und zeige ihm die Bücher. Und es eilte Vrevoel und brachte zu mir die Bücher, auserlesene, und gab mir das Rohr der Schnellschreibung aus seiner Hand ...« (Hervorhebung durch EvD)

Was gab's denn da so Wichtiges zu diktieren? Eigentlich alles, weil die Menschen hienieden gar nichts wussten. Henoch berichtet:

»Und Vrevoel war redend zu mir alle Werke des Himmels und der Erde und des Meeres und aller Elemente, über Tiere, Donner und Sonne und Mond und Sterne und ihre Läufe und ihre Veränderungen und Zeiten und Jahre und Tage und Stunden, und die Aufgänge der Wolken und die Ausgänge der Winde ... Es erzählte mir Vrevoel dreißig Tage und dreißig Nächte, und nicht verstummte sein Mund redend.«

Damit nicht genug. Auf die erste Marathonsitzung folgte eine zweite mit nochmals dreißig Tagen. Henoch war ein Musterschüler.

Wann immer in Diskussionen das Gespräch auf Henoch kommt und ich vorschlage, der vorsintflutliche Prophet habe als privilegierter Mensch einen Kursus in einem Mutterraumschiff von Außerirdischen absolviert, höre ich stets, dann müsste er ja in eine Art Raumanzug gesteckt worden sein. Muss er? In unseren Raumstationen bewegen sich die Astronauten auch ohne Raumanzug. Einzig gegen Viren und Bakterien, vermutlich auch gegen die menschliche Ausdünstung, hätten sich die Fremden vor Henoch abschirmen müssen. Was schildert der aufmerksame Schüler Henoch [33]:

»Und es sprach der Herr zu Michael: Tritt hinzu und entkleide Henoch von den irdischen Kleidern und salbe ihn mit mei-

ner guten Salbe und kleide ihn in die Kleider meiner Herrlichkeit. Und es tat so Michael, wie der Herr zu ihm gesprochen: Er salbte mich und bekleidete mich. Und das Aussehen jener Salbe war mehr als ein großes Licht und ihre Fettigkeit wie guter Tau und ihr Duft Myrrhen und wie die Strahlen der Sonne glänzend. Und ich schaute auf mich selbst und ich war wie einer von seinen Herrlichen, und nicht war ein Unterschied des Anblicks.«

Jetzt muss man sich mal vorstellen, die ganze Schilderung habe etwas mit dem »lieben Gott« der Religionen zu tun. Der besitzt eine besondere Salbe und gibt Anweisung, Henoch mit dieser intensiv duftenden Paste einzuschmieren. Wir Menschen hatten schon immer einen besonderen Geschmack! Zudem wird Henoch eingekleidet und stellt nach der Prozedur fest, dass er gleich aussieht wie die andern. Logo! Im Raumanzug! Wie denn sonst? Als Henoch endlich in der Kommandozentrale oder meinetwegen einem Konferenzsaal des Mutterraumschiffes ankam - in der theologischen Betrachtung vor dem »Thron der großen Majestät« - erhebt sich diese Majestät, »kam zu mir und grüßte mich mit seiner Stimme.«

Spätestens hier wird es peinlich für die Exegeten. Dem lieben Gott kann man diese Szene nicht mehr unterjubeln. Da wird ein Mensch von zwei Außerirdischen (»wie ich sie nie auf Erden gesehen habe«) abgeholt, desinfiziert, in einen Raumanzug gesteckt, zum Mutterraumschiff und vor den Kommandanten gebracht, und der heißt den Menschen willkommen »mit seiner Stimme.« Er gibt Anweisung, dem Menschen Henoch ein »Schnellschreiberohr« auszuhändigen und der Untergebene mit Namen »Vrevoel« diktiert tagelang wissenschaftliche Werke. Wen wundert's, dass die gesamte alte Schule der Exegese sich die Haare rauft und aus Henochs Erlebnisbericht ei-

ne »Bilderrede« und »Vision« wird? In welchem Zeitalter leben wir eigentlich? Wie viele Argumente braucht's noch, um die Hinterwäldler aus dem seichten Unterholz zu bewegen? Dabei ist all das, was ich als fleißiger Schreiber der Gegenwart in den Computer tippe, nichts Neues - es ist Jahrtausende alt. Nur vergessen, verdreht, verpsychologisiert, verdrängt worden. Es wird höchste Zeit, die alten Texte in einer modernen Form verständlich zu machen, die Inhalte auszuloten. Möge der Zweifel die Autorität erschüttern und der Verstand wieder über den Glauben triumphieren.

Aus Kreisen der Wissenschaft stammt das Argument, die Forschung müsse sich zuerst auf die nächstmögliche, vernünftige Lösung konzentrieren, bevor irgendwelche Exoten herangezogen werden dürfen. Was ist denn bei den Henoch-Texten die nächstmögliche, vernünftige Lösung? Sicher nicht die Resultate der bisherigen Auslegung. Die ergeben schon deshalb keinen Sinn, weil dahinter stets Gott oder seine Erzengel und Engel als ausführende Organe stehen. Dann werden diesem allmächtigen Schöpfer des Universums Taten zugemutet, die eines wahren Gottes absolut unwürdig wären. Die einfachste Lösung, um den Sinn der Texte auszuloten, ist die zeitgemäße Betrachtungsweise. Das war auch die Absicht jenes »Herrn«, der das Henoch-Buch diktieren ließ [25]:

»Der Herr sagte zu mir: »O Henoch, betrachte die Schrift der himmlischen Tafeln, lies, was darauf geschrieben ist und merke dir alles Einzelne«. Ich betrachtete alles auf den himmlischen Tafeln, las alles, was darauf geschrieben stand, merkte mir alles und las das Buch.« (Kap. 81,1)

Derselbe Henoch, Schreiber des Herrn, übergibt diese Bücher vor seinem Abschied zur großen Weltraumfahrt seinem Sohn:

»Und nun, mein Sohn Methusalem, bewahre die Bücher von deines Vaters Hand und übergib sie den kommenden Generationen der Welt.« (Kap. 82,1)

Falls die Ägypter recht haben, und Henoch dieselbe Gestalt ist wie Saurid, der Pyramidenbauer, dann dürften uns in der großen Pyramide noch einige Überraschungen erwarten. Schließlich betonen die Araber im *Hitat,* in der Pyramide würden Schriften liegen, »um sie zu schützen und wohl zu bewahren.« [23] Wissenschaft kommt von Wissen schaffen. Was die große Pyramide von Gizeh angeht, wird das Gegenteil praktiziert. Auch die Ägyptologen der Gegenwart - zumindest die arabischen - sollten eigentlich die alten Texte ihrer eigenen Vorfahren kennen. Da liest man im *Hitat* [23], Saurid (alias Henoch) habe in der östlichen Pyramide (der angeblichen Cheops-Pyramide) »die verschiedenen Himmelsgewölbe und die Planeten darstellen lassen«. *Ferner »Bücher über die Sterne. Auch findet man dort die Fixsterne und das, was sich in ihren Perioden von Zeit zu Zeit begibt... sowie die Ereignisse der Vergangenheit ...«.*

Nichts davon ist den Ägyptologen bekannt. Die Cheops-Pyramide präsentiert sich als totale Anonymität. Nicht eine einzige, mickrige Glyphe klebt an den Wänden. Doch halt! In der *Großen Galerie,* das ist der gewaltige Aufgang zur »Königskammer«, stecken rechts und links zwischen den Steinbalken seltsame Metallklammern, über die in der Fachliteratur kein Wort zu finden ist. Es könnte doch sein, dass diese Klammern einst als Halterungen für Goldbleche dienten. Dass die große Galerie ehedem ein fantastischer Aufgang zur »Königskammer« war, rechts und links flankiert mit den Botschaften aus der Vergangenheit. Irgendeine Gruppe von Grabräubern mag diese Platten weggerissen und eingeschmolzen haben. Doch bleiben

andere Möglichkeiten. Wie inzwischen allgemein bekannt sein dürfte, liegen in und unter der so genannten Cheops-Pyramide diverse Schächte und Räume. [34,35] Auch wenn die seligmachende Altertumsverwaltung in Kairo nichts davon verlauten lassen will.

Das eigentliche Drama im Henoch-Buch spielt sich zwischen dem Raumschiffskommandanten - »dem Höchsten« in der religiösen Deutung - und seiner Crew - den »gefallenen Engeln« ab. Diese Mannschaft tut nämlich, was Engel nie tun könnten [25]:

»Nachdem die Menschenkinder sich gemehrt hatten, wurden ihnen in jenen Tagen schöne und liebliche Töchter geboren. Als aber die Engel, die Himmelssöhne, sie sahen, gelüstete es sie nach ihnen und sie sprachen untereinander: »Wohlan, wir wollen uns Weiber unter den Menschentöchtern wählen, und Kinder zeugen«. Semjasa aber, ihr Oberster, sprach zu ihnen: »Ich furchte, ihr werdet wohl diese Tat nicht ausführen wollen, so dass ich alleine große Sünde zu büßen haben werde«. Da antworteten ihm alle und sprachen: »Wir wollen alle einen Eid schwören und durch Verwünschungen uns untereinander verpflichten, diesen Plan nicht aufzugeben. Da schwuren alle und verpflichteten sich untereinander durch Verwünschungen dazu. Es waren ihrer im Ganzen 200, die in den Tagen des Jareds auf den Gipfel des Berges Hermon herab stiegen. (Kap. 6,1-5)

Und um das zu erklären benötigt man dicke, theologische Wälzer? Die Sachlage wird eindeutig geschildert: Eine Mannschaft von zweihundert »Himmelssöhnen« fahren auf den Berg Hermon hernieder, sehen irdische Supermädchen und beschließen, mit denen Sex zu betreiben. Weil dies aber verboten ist,

schwören sie untereinander, genau das zu tun und sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen zu lassen. Über den Sex zwischen Menschen und ETs wird auch an anderer Stelle berichtet [36]. Da verführt ein Engel namens *Semael* unsere Ur-Mutter Eva: »... und siehe, er glich nicht den Irdischen, sondern den Himmlischen.« Andere Crewmitglieder schnappten sich je nach Gusto hübsche Mädchen und auch Jünglinge. Zum Entsetzen der Bibelgläubigen wird darüber auch noch im Buch der Bücher berichtet:

»Als aber die Menschen anfingen, sich auf Erden zu mehren, und ihnen Töchter geboren wurden, sahen die Gottessöhne, dass die Töchter der Menschen schön waren, und sie nahmen sie zu Weibern, welche sie nur wollten.«

Nachzulesen in der Genesis - dem ersten Buch Moses - Kapitel sechs Vers 1.

Seit es eine Theologie als Wissenschaft gibt, tobt um dieses Wörtchen »Gottessöhne« ein Gelehrtenstreit, der tausende von Seiten an widersprüchlichen Kommentaren produzierte. Mal wird das Wort »Gottessöhne« als »Riesen« übersetzt, dann nennt man sie »Kinder Gottes«, »gefallene Engel« oder »abtrünnige Geistwesen«. Es ist zum Schreien! Ein einziges Bibelwörtchen verdreht den Glauben ins Gegenteil! Dabei weiß jeder Fachmann, der Hebräisch studierte und die Schriftzeichen sowie deren Bedeutung kennt, ganz genau, was die betreffenden Silben ausdrücken [37]:

»Die hernieder Gestiegenen waren menschenähnlich und viel größer als Menschen.«

will, es kann nur etwas Falsches herauskommen. Nimmt man »Gottessöhne« beim Wort, dann hätte Gott Söhne haben müssen. Und dies zu Adams Zeiten! Und die hätten auch noch Sex mit Menschentöchtern gehabt. Eine undenkbare Vorstellung! Versteht man das Wort als »gefallene Engel«, hätte es im Himmel Streit geben müssen. Wie das? In »himmlischer« Nähe zu Gott? Ohne Krach dort oben würden keine »gefallenen Engel« existieren. Die vernünftigste Lesung ist immer noch meine: Außerirdische. Basta! Umso mehr, als Henoch die Namen ihrer Anführer aufzählt [25]:

»Dies sind die Namen ihrer Anführer: Semijasa, ihr Oberster, Urakib, Arameel, Akibeel, Tamiel, Ramuel, Danel, Ezeqeel, Saraqujal, Asael, Armers, Batraal, Anani, Zaqebe, Samfaveel, Sartael, Turel, Jomjael, Arasjal.« (Kap. 7,1 ff)

Die Mannschaft ist hienieden nicht untätig. Henoch beschreibt es:

»Asael lehrte die Menschen Schlachtmesser, Waffen, Schilde und Brustpanzer anzufertigen und zeigte ihnen die Metalle samt ihrer Verarbeitung, und die Armspangen und Schmucksachen, den Gebrauch der Augenschminke und das Verschönern der Augenlider, die kostbarsten und auserlesensten Steine und allerlei Färbemittel... Semjasa lehrte die Verschwörungen und das Schneiden der Wurzeln ... Baraqel das Sternschauen, Kokabeel die Astrologie, Ezeqeel die Wolkenkunde, Arakiel die Zeichen der Erde, Samfaveel die Zeichen der Sonne, Seriel die Zeichen des Mondes ...« (Kap. 8,ff)

Die Namensliste ist noch nicht vollständig. Schließlich waren es zweihundert »gefallene Engel«, die vor Jahrtausenden auf den Berg Hermon hernieder stiegen. Was ist mit den An-

deren? Henoch liefert eine zusätzliche Liste, schließlich konnte er schreiben und kannte ihre Sprache. Die Fremden selbst hatten sie ihm beigebracht. So wird Henoch zum Dolmetscher zwischen den ETs und seinen eigenen Leuten.

»Und dies sind ihre Namen:
Der erste von ihnen ist Semjasa,
der zweite Artakisa,
der dritte Armen,
der vierte Kokabel,
der fünfte Turael,
der sechste Rumjal,
der siebte Danjal
der achte Rekael,
der neunte Barakel,
der zehnte Azazael,
der elfte Armaros,
der zwölfte Batarjal,
der dreizehnte Busasejal,
der vierzehnte Hananel,
der fünfzehnte Turel,
der sechzehnte Simapesiel,
der siebzehnte Jetrel,
der achtzehnte Tumael,
der neunzehnte Tarel,
der zwanzigste Rumael,
der einundzwanzigste Jseseel.

Und dies sind die Namen ihrer Anführer über hundert, fünfzig und zehn:
Der Name des ersten ist Jequn, das ist der, welcher alle Kinder der Engel verführte, sie auf das Festland herabbrachte und durch die Menschentöchter verführte. Der zweite heißt

> Asbeel; dieser erteilte den Kindern der Engel böse Ratschläge, dass sie ihre Leiber durch die Menschentöchter verderbten. Der dritte heißt Gadreel; das ist der, der den Menschenkindern allerhand todbringende Schläge zeigte. Auch zeigte er den Menschen die Mordinstrumente, den Panzer, den Schild, das Schlachtschwert und überhaupt allerhand Mordinstrumente. Von seiner Hand haben sie Waffen zu den Bewohnern des Festlandes ausgebreitet. Der vierte heißt Penemue; dieser hat den Menschenkindern das Unterscheiden von bitter und süß gezeigt, und ihnen alle Geheimnisse ihrer Weisheit kundgetan. *Er hat den Menschen auch das Schreiben mit Tinte und Papier gelehrt* ...« (Hervorhebung EvD) (Kap. 69, 2 ff)

Ein Kommentar dazu wäre eigentlich überflüssig, wir können ja alle lesen. Doch die Gesellschaft, in der ich leben darf, ist derart denkfaul, überfordert, und leidet an Erschöpfungszuständen, dass sie Vordenker braucht, um sich noch irgendwo hochangeln zu können.

Henochs Liste liefert nicht nur die Namen jener »abtrünnigen Engel«, der »auf den Berg Hermon hernieder gefahrenen« - in meiner Betrachtungsweise eine meuternde Crew, die sich den Anweisungen ihres Kommandanten widersetzt - die Liste liefert zusätzlich einige Berufe dieser »Wächter des Himmels«, wie sie an anderer Stelle genannt werden. Jequn entpuppt sich als Rädelsführer, der seine Kollegen überredet, auf der Erde Sex mit den hübschen Mädels zu treiben. Asbeel unterstützte ihn dabei. Gadreel und in der früheren Liste Asael scheinen die kriegslüsternen Metallurgen gewesen zu sein, die den Menschen zuerst mal beibringen, wie man Metalle schmilzt und daraus Brustpanzer, Schild und Schlachtschwerter herstellt. Wobei bereits hier die Frage auftauchen muss, welche Feinde

eigentlich existierten, gegen die es zu kämpfen galt. Penemue, der Lehrer unter der Mannschaft, bringt den Menschen nicht nur das Schreiben mit Tinte bei, sondern unterweist sie auch in den Finessen der Nahrungsmittel. Baragel entpuppt sich als Astronom, Kokabeel als Astrologe - mit der wir Heutigen wissenschaftlich nichts anfangen können - Ezeqeel ist der Meteorologe (»Wolkenkunde«), Arakiel der Geologe ... etc. In meiner zeitgemäßen Betrachtung hat sich ein Teil der Mannschaft vom »Höchsten«, »der großen Majestät« (dem Raumschiffskommandanten) losgesagt und die Brüder wissen genau, dass sie nicht mehr in das Mutterraumschiff zurückkehren können. Sie sind Meuterer. Also versuchen sie, auf der Erde zu überleben und bringen die Steinzeitmenschen dazu, Waffen und Gebrauchsgegenstände herzustellen, die sie vorher nie kannten. Dieses Szenario ist keine Erfindung von mir, Henoch skizziert die Ereignisse.

Nachdem die 200 hernieder gefahrenen »Wächter des Himmels« ihre sexuellen Freuden auf Erden ausgelassen hatten, bekamen sie Schiss vor der Wut des Kommandanten. Also schicken sie Henoch zum Mutterraumschiff, als Irdischer möge er doch ein gutes Wort für sie einlegen [25]:

»Sie trugen mich in den Himmel hinein. Ich trat ein, bis ich mich einer Mauer näherte, die aus Kristallsteinen gebaut und von feurigen Zungen umgeben war; und sie begann, mir Furcht einzujagen. Ich trat in die feurigen Zungen hinein und näherte mich einem großen, aus Kristallsteinen gebauten Haus. Die Wände jenes Hauses glichen einem mit Kristallsteinen getäfelten Boden, und sein Grund war Kristall. Seine Decke war wie die Bahn der Sterne und Blitze, dazwischen feurige Cherubim, und ihr Himmel bestand aus Wasser. Ein Feuermeer umgab seine Wände, und seine Türen brannten vor Feu-

er ... Da war ein anderes Haus, größer als jenes; alle seine Türen standen offen. In jeder Hinsicht, durch Herrlichkeit, Pracht und Größe zeichnete es sich aus. Sein Boden war von Feuer; seinen oberen Teil bildeten Blitze und kreisende Sterne, und seine Decke war loderndes Feuer, und ich gewahrte einen hohen Thron. Sein Aussehen war wie Reif; um ihn herum war etwas, das der leuchtenden Sonne glich ... Die große Majestät saß darauf; ihr Gewand war glänzender als die Sonne und weißer als lauter Schnee ...« (Kap. 14,9 ff.)

Schreibung. Von einer südrussischen Handschrift weiß man sogar, wo sie hergestellt wurde: »Abgeschrieben in der Stadt Poltava, bei der zarischen Kirche der Auferstehung unseres Herrn Gottes und Erlösers Jesu Christi ... bei dem Kloster der Himmelfahrt des Herrn [33].« Daneben existieren serbische und russische Henochtexte, einmal aus 189 Blättern bestehend, dann wieder aus 362 Blättern. Ähnlich wie die so genannten *Urtexte* der Evangelien im Neuen Testament, sind die Henochtexte von Fall zu Fall verändert worden. Die Äbte und Mönche meinten, die Henochbücher würden auf den Messias hinweisen, auf die Erlösung, den Jüngsten Tag und auf die Wiederkunft des Messias. Ganz zu schweigen von den Strafgerichten, wie sie in der Apokalypse (der »geheimen Offenbarung« des Neuen Testaments) auftauchen. Logischerweise wurde das Unverständliche des ursprünglichen Textes in etwas einigermaßen Verständliches einer neuen Fassung umgewandelt. Ein totales Chaos. So werden Passagen in der »längeren Redaktion« von Prof. Nathanael Bonnwetsch anders übersetzt als in der griechischen oder slavischen Variante. Da liest man über die Herniederkunft der »Wächter des Himmels« [33]:

»... die herabstiegen auf die Erde von dem Thron des Herrn an den Ort Hermon und brachen die Gelübte auf dem Gipfel des Berges Hermon; und sie sahen die Töchter der Menschen, dass sie schön sind und nahmen sich Weiber, und es ward befleckt die Erde durch ihre Taten ...« (Kap. XVII-XIX)

Die Logik der ehrenwerten Interpreten der vergangenen 200 Jahre konnte nie aufgehen. Ihre Vorstellungen - im Computerzeitalter die Schablone - war von Anfang an falsch. Den möglichen Deutungen wurde ab Beginn ein religiös verbrämtes Korsett verpasst, Grenzen gezogen, über die hinaus nicht gedacht werden durfte. Auch nicht gedacht werden konnte,

denn unsere Väter und Großväter wussten nun mal nichts von Raumfahrt. Die gegenwärtige Sicht verändert den Sinn des ganzen Henoch - und nicht nur von Henoch! Die Folgen daraus können höchst beunruhigend sein, denn aus der Existenz von Außerirdischen generell, erst recht aber auf der Erde vor Jahrtausenden, müssen Schlüsse gezogen werden, die unser Weltbild sprengen. Dies schreibe ich weder aus Überheblichkeit noch aus Spaß. Wir werden nicht darum herumkommen, die Texte unserer Vorfahren modern zu deuten. Es sind derer zu viele, sie sind weltweit verstreut und aus Ruinen und Tempeln werden neue dazukommen (Sie, verehrter Leser, erleben es im nächsten Kapitel.). Wie das Voynich-Manuskript. Wir marschieren schnurstracks in eine Zeit der Wunder und des Erwachens. Die menschliche Geschichte ist noch lange nicht zu Ende.

Henoch erlebt, wie in anderen Überlieferungen Abraham, Hesekiel, Arjuna, oder Enkidu, eine Raumfahrt, die er nicht verarbeiten kann. Er kommt aus dem Staunen, dem Sichwundern und Sichfürchten nicht heraus. Das Material des Raumschiffes kennt er nicht, also vergleicht er die Hitze abweisende Außenhülle mit Kristallen. Henoch weiß nichts von Panzerglas oder holographischen Bildschirmen, so sieht er »eine Decke wie die Bahn der Sterne und Blitze.« Ehrfürchtig und verängstigt wird er vor den Kommandanten geführt: »Die große Majestät saß darauf, ihr Gewand war glänzender als die Sonne...« Und was tut diese Majestät? Sie begrüßt den Henoch und stellt gleich klar, dass die »gefallenen Engel« - die Meuterer - von ihm nichts mehr zu erwarten haben [25]:

bitten: Ihr solltet eigentlich für die Menschen bitten und nicht die Menschen für euch. Warum habt ihr den hohen und ewigen Himmel verlassen, bei den Weibern geschlafen, euch mit den Menschentöchtern verunreinigt, euch Weiber genommen und wie die Erdenkinder getan ...?« (Kap. 15,2 ff)

Die »große Majestät« weiß auch, was er gegen die Meuterer und ihre Brut tun wird. Eine Flut über den Planeten Erde auslösen. »Ein großes Verderben wird über die ganze Erde kommen, eine Sintflut ... Das große Strafgericht wird über die Erde kommen, und die Erde von allem Schmutz gereinigt werden ...« (Kap. 106,13 ff) In der längeren Redaktion wird die Passage ergänzt mit: »Und deswegen bringe ich eine Flut auf die Erde, und die Erde selbst wird zertrümmert werden in großem Schlamm.«

Allerdings sorgt die »große Majestät« vorher noch dafür, dass einige ausgesuchte Menschen überleben, damit die menschliche Population sich über die Jahrtausende erhole - bis sie wiederkomme. In der längeren Redaktion des slavischen Henochbuches spricht die »große Majestät« von einem »zweiten Kommen.« Übrigens trugen die wenigen Überlebenden der Flut einen veränderten Genpool in sich. Dies ist aus den alten Texten klar abzuleiten, ich schrieb früher ausführlich darüber [35, 38] (Zudem werden es unsere cleveren Genetiker ohnehin merken!).

Ist es überhaupt zulässig, aus diesem Durcheinander von Texten einen Henoch abzuleiten und dann auch noch - willkürlich? - diejenigen Passagen herauszufiltern, welche in eine moderne Betrachtungsweise passen? Zur Erinnerung: Henoch selbst betont seine Autorenschaft als Vater Methusalems mehrfach. Dann wird ihm ein Wissen diktiert, das einer menschli-

chen Gesellschaft - vor der Flut! - schlichtweg nicht zugemutet werden kann [33]:

»Abermals sah ich Blitze und die Sterne des Himmels ... und ich sah, *wie sie mit einer gerechten Waage gewogen wurden, nach ihrer Lichtstärke, nach der Weite ihrer Räume und dem Tag ihres Erscheinens.«* (Kap. 43, ff.)

Wie klassifizieren denn unsere Astronomen heute die Sterne? Sowohl nach ihrer Größenordnung (»mit einer gerechten Waage gewogen«) ihren Helligkeitswerten (»nach ihrer Lichtstärke«), ihren Standorten (»Weite der Räume«), wie auch dem Tag der ersten Beobachtung (»Tag ihres Erscheinens«). Der vorsintflutliche Henoch muss derart vernünftige Angaben von irgendwem bezogen haben, der Hennochs Zeit weit voraus war. Diese fremden Instruktoren - bei Henoch werden sie »Uriel« und »Bertil« genannt - diktieren und demonstrieren dem verdutzten Henoch astronomische und meteorologische Finessen, die für uns alltäglich sind. Nicht aber für die Zeit eines Henoch:

»Dort sahen meine Augen die Geheimnisse der Blitze und des Donners, die Geheimnisse der Winde, wie sie sich verteilen, um über die Erde zu wehen, und die Geheimnisse der Wolken und des Taus ... (Kap. 41, ff.) Ich sah die Behälter der Sonne und des Mondes, von wo sie ausgehen und wohin sie zurückkehren, ich sah ihre herrliche Wiederkehr, wie eines vor dem andern den Vortritt hat, ihre prächtige Bahn, wie sie die Bahn nicht überschreiten, ihrer Bahn nichts hinzufügen ... dann sah ich den unsichtbaren und den sichtbaren Teil des Mondes, und er legt den Lauf seines Weges an jenem Orte bei Tag und bei Nacht zurück ... Dann wurden mir die Geheimnisse der Blitze und der Lichter gezeigt, wie sie zum Segen blitzen und zur Sättigung der Erde ... Denn der Donner hat feste Regeln

für die Dauer des Schalls, die ihm bestimmt ist. Donner und Blitz sind niemals getrennt; durch den Geist getrieben, fahren beide hin und trennen sich nicht. Denn wenn der Blitz blitzt, lässt der Donner seine Stimme erschallen ...« (Kap. 60 ff.)

Henoch lernte Dinge, die wir erst Jahrtausende später durch langwierige Forschung erkannten. Er schreibt vom »unsichtbaren Weg des Mondes« oder von den Gesetzen von Blitz und Donner, die schwerlich in der Steinzeit unterzubringen sind. Der Engel »Uriel« erklärt ihm »die Vorratskammer der Blitze«, was Henoch Mühe bereitet, zu verstehen. Ich habe Verständnis für den überforderten Henoch, denn der Gedanke an eine »Vorratskammer der Blitze« ist wahrhaftig auch keine Feststellung, die man vom Rücken eines Kameles aus machen könnte. In der Raumstation über der Erde hingegen beobachten unsere Astronauten tagtäglich »die Vorratskammern der Blitze.« Das sind gewaltige elektrische Stauräume der unterschiedlich geladenen Wolken, die zwischen den Gewittern und der Erde »wie Säulen himmlischen Feuers« (Henoch) hernieder fahren.

Henochs Unterweisungen betreffen die Sonne, den Mond, die Schalttage, oder die Bahnen der Sterne in Relation zur Erdumdrehung. Da Henoch-Bücher nicht in einer alltäglichen Buchhandlung aufzutreiben sind, und das Internet außer überflüssigen Kommentaren ohnehin nichts zum Verständnis bietet, bleiben mir nur einige Zitate, die ich der über hundertjährigen Kautzsch-Übersetzung entnehme. [25]

»Das Buch vom Umlaufe der Himmelslichter, wie es sich mit einem jeden verhält, nach ihren Klassen, ihrer Herrschaft und Zeit, nach ihren Namen, Ursprungsorten und Monaten, die mir ihr Führer, der heilige Engel Uriel, der bei mir war, zeigte ...

(Kap 72, ff) Zuerst geht das große Licht namens Sonne hervor, ihr Umfang ist wie der Umfang des Himmels und sie ist ganz mit leuchtendem und wärmendem Feuer erfüllt...Beim Untergehen verschwindet die Sonne vom Himmel und kehrt, um nach dem Osten zu gelangen, durch den Norden zurück....Wenn die Sonne am Himmel aufgeht, kommt sie 30 Morgen durch jenes vierten Tor heraus und geht gerade gegenüber im vierte Tor im Westen des Himmels unter. In jenen Tagen wird der Tag länger als der gewöhnliche Tag und die Nacht kürzer als die gewöhnliche Nacht...«

So geht das weiter, die Sonne zieht durch imaginäre »Tore«, die Tage werden länger und die Nächte kürzer, bis »an jenem Tage gleicht sich der Tag mit der Nacht; er ist gleich lang und die Nacht beträgt 9 Teile und der Tag 9 Teile.«

Jeder sieht wie die Sonne im Osten auf- und im Westen untergeht. Diese Auf- und Untergänge erfolgen aber nicht an der gleichen Stelle des Horizonts, denn Auf- und Untergangspunkt verschieben sich von Tag zu Tag innerhalb feststehender Gesetze, die abhängig sind vom irdischen Beobachtungsort. Am Tag des Frühlingsanfanges (21. März) und des Herbstanfanges (23. September) geht die Sonne genau im Osten auf und im Westen unter. An allen anderen Tagen ist der Sonnenauf- und Untergang verschoben. Für Henoch sind dies die »Tore«, in denen sich die Sonne bewegt. Bis sich die Verschiebung wieder ausgleicht, was Henoch korrekt bestätigt: »Die Sonne hat alsdann ihre Hauptabschnitte zurückgelegt und kehrt wieder um auf diesen Hauptabschnitten.« (Kap. 72,27)

Ich glaube an die Evolution - mit einigen Einschränkungen - und verschlang meinen Henoch mit wachem Verstand. Es konnte nicht sein, dass in alten Büchern ein modernes Wissen

auftauchte, und unsere superklugen Philologen, Theologen und Exegeten darin nur »Visionen« oder »Henochs Zaubergärten« erkannten. Manchmal komme ich mir vor wie in einem Ballett. Um mich herum tanzen Nixen auf Zehenspitzen und schwule Männer mit wehenden Gewändern, und alle zeichnen das Bild einer Phantomwelt, die gar nicht existiert. Fehlt es den andern an Vorstellungsvermögen oder sind sie unfähig, Ballast abzuspülen und die über Jahrtausende aufgepeppten Schalen wegzuwerfen? Ich bezeichne mich als phantastischen Realisten, wobei phantastisch nicht gleichbedeutend ist mit realitätsfremd. Die Grenzen zwischen dem heutigen Realisten - dem Wissenschaftler - und meiner Betrachtungsweise sind fließend. Nur wendet der Wissenschaftler seine Augen ab, sobald die Wirklichkeit eine phantastische Form annimmt. Die Wirklichkeit eines Henoch ist für uns Heutigen immer noch phantastisch - für Henoch war sie es ebenso: und dennoch erlebte Realität. Nach einer TV-Talk-Show, bei der es um Außerirdische ging, sagte mir ein Wissenschaftler: »Mit solchen Dingen befasst man sich nicht! Wir haben Gegenwartsprobleme!« Er wollte nicht wahrhaben, dass die Vergangenheit unser Gegenwartsdenken beeinflusst. Wenn ETs vor Jahrtausenden unsere Erde besuchten und einen Typ wie Henoch instruierten, hat das sehr viel mit der Gegenwart zu tun. Denken Sie, verehrter Leser, nur mal an die religiösen Vorstellungen, an die philosophischen Konsequenzen, an die Möglichkeit einer Raumfahrttechnologie, die Lichtjahre überbrückt, oder an das uralte Wiederkunfts-Versprechen aller vergangen Religionen bis in die Gegenwart. Offensichtlich gibt es zwei Arten von Hypothesen: die peinlichen und die anderen. Die Instruktoren von Henoch - auch wenn wir daraus »Engel« machen, obschon sie nirgendwo ins Bild passen - wussten sehr wohl, weshalb sie ihren Schüler unterwiesen [25]:

»Das kleine Licht betreffend, das Mond heißt ... In jedem Monat ist sein Auf- und Untergang verschieden. Seine Tage sind wie die Tage der Sonne und wenn sein Licht gleichmäßig verteilt ist, beträgt sein Licht den 7. Teil vom Licht der Sonne, und in dieser Weise geht er auf: seine erste Phase im Osten kommt am 30. Morgen hervor und an jenem Tage wird er sichtbar, und so entsteht für euch die 1. Mondphase ... Die eine Hälfte von ihm ragt 1/7 hervor, und seine ganze übrige Scheibe ist leer und lichtlos, ausgenommen 1/7 und 1/14 von der Hälfte seines Lichts ... Der heilige Engel Uriel zeigte mir alles und ich schrieb ihre Stellungen auf, wie er sie mir zeigte ... In einzelnen Siebteln nimmt er (der Mond) zu, bis sein Licht im Osten voll ist, und in einzelnen Siebteln nimmt er ab, bis er gänzlich unsichtbar im Westen ist...« (Kap. 74 ff.)

Im modernen *Handbuch über das Weltall* [39] lese ich nichts anderes: »Der Punkt, an dem der Mond von der Südseite zur Nordseite der Ekliptik überwechselt, nennt man den aufsteigenden, den anderen den absteigenden Knoten...Die auffälligsten, mit dem Mond verbundenen Erscheinungen sind seine Lichtphasen. Da der Mond kein eigenes Leuchten besitzt, sondern lediglich von der Sonne angestrahlt wird, sind die Mondphasen abhängig von der Stellung dieser beiden Himmelskörper zueinander ...«

Das steht auch in allen Einzelheiten bei Henoch. Nur spricht er von »Toren«, in denen Sonne und Mond sich zueinander bewegen. Er beschreibt die Mondphasen, und weiß, dass der Erdtrabant sein Licht von der Sonne erhält. Derartige Mitteilungen setzen zwei Dinge voraus: Man muss nicht nur die Kugelgestalt der Erde kennen, sondern darüber hinaus auch noch die elliptische Bahn der Erde um die Sonne. Passt hinten und vorne nicht ins 3. vorchristliche Jahrhundert, in welcher die He-

nochtexte angeblich fabriziert wurden. Johannes Keppler, Galileo Galilei oder Isaac Newton traten viel später auf die Weltbühne. Im 74. und 75. Kapitel liefert Henoch eine Beschreibung der Schalttage:

»In jenen Tagen hat die Sonne, wenn man fünf Jahre addiert, einen Überschuss von 30 Tagen. Sämtliche Tage, die einem von den fünf vollen Jahren zukommen, betragen 364 Tage ... Die Führer ... haben auch mit den vier Schalttagen zu tun, die nicht von ihrer Stelle getrennt werden können gemäß der ganzen Berechnung des Jahres, und diese verrichten den Dienst an vier Tagen, die nicht in der Berechnung des Jahres gezählt werden ... Denn die Zeichen und Zeiten, die Jahre und Tage zeigte mir der Engel Uriel...Ich sah Wagen am Himmel in der Welt laufend, oberhalb von jenen Toren, *in denen sich die Sterne bewegen, die nie untergehen.* (Hervorhebung EvD) Einer von ihnen ist größer als alle übrigen, und er umkreist die ganze Welt.«

Wenn ich lese, Henoch habe »Wagen am Himmel« gesehen, »oberhalb von jenen Toren, in denen sich die Sterne bewegen, die nie untergehen,« dann springt ein Gedankenfunke ins alte Indien. Hier der Textvergleich [40]:

»Im Lichterglanz kam plötzlich Indras himmlischer Wagen an ... er erfüllte die Weltgegenden mit Getöse, dem Donner gleich. Es war ein himmlisches Zaubergebilde, ein augenraubendes. Mit diesem Himmelswagen stieg Arjuna empor. Als er sich dem Bezirke nahte, der unsichtbar für die Sterblichen ist, sah er andere Himmelswagen, zu Hunderten. Dort oben scheint weder die Sonne noch der Mond, auch glänzt das Feuer nicht. Was unten auf der Erde wie Sterne betrachtet wird, als ob es ferne Lampen seien, sind große Himmelskörper.«

Es darf doch nicht wahr sein, dass wir Henochs Schilderungen isoliert betrachten, ihn lediglich mit anderen halbreligiösen Wischi-Waschi-Texten der jüdisch-christlichen Glaubenswelt vergleichen - und den Rest unter den Tisch kehren! Da ist Licht am Horizont! Auch wenn es Jahrtausende aus der Vergangenheit leuchtet. Unser Gegenwartswissen ist nicht der Gipfel der Erkenntnis, und wir Menschen weder die Krone der Schöpfung noch die Spitze der Evolutionsspirale. Unser sturer Glaube an die Resultate der Wissenschaft ist nur dort berechtigt, wo es um die exakten Wissenschaften geht. Alle Schlüsse aus den Sammelwissenschaften hingegen müssen angezweifelt, in Frage gestellt werden, sobald neue Informationen dies verlangen. Diese Informationen aus den uralten Überlieferungen sind weder Träume noch Wunschdenken, sie sind da und sie werden unsere im Internet herumhopsende Gesellschaft weit mehr durcheinander bringen und in Erstaunen versetzen als die Erfindung des Radios.

Wir selbst bewegen uns tagtäglich in einer Art von Zauberwelt. Der Bildschirm ist der magische Spiegel, der uns auf Kommando Ereignisse aus Irak, dem fernen Peru oder der Eroberung des Südpols ins Wohnzimmer zaubert. Wir erleben die Ermordung eines US-Präsidenten und später sehen und hören wir wie derselbe Mann - als wäre er von den Toten auferstanden - uns von der Flimmerwand entgegen lächelt. Wir sehen Wissenschaftssendungen und Entdeckungen unter dem Mikroskop und können nicht unterscheiden, was wahr und was Propaganda ist. Wir gaffen Raketenstarts und eine internationale Raumstation, die irgendwo dort draußen wie ein schwaches Sternlein funkelt. Und wenn der Planet Erde uns Menschenameisen abschüttelt, weiß nicht mal der Himmel, wie unsere Nachfahren die Vergangenheit schildern. Stellen Sie sich vor, verehrter Leser, die Erde würde von einer Katastrophe

heimgesucht, aus was für Gründen auch immer. Aber dort oben, hoch auf einer Schweizer Alp, haben einige Menschlein überlebt. Die werden alles daran setzen, um ihre Art nicht aussterben zu lassen und deshalb eifrig Kinder zeugen. Der Papa wiegt gerade seinen vierjährigen Sohn auf dem Knie, als ein übergroßer, mutierter Adler über ihre Hütte zieht.

»Schau mein Junge,« sagt der Vater, »zu meiner Zeit gab es hundertmal größere Vögel als diesen Adler. Im Bauche der Vögel saßen Menschen und sie blickten durch kleine Fenster auf die Erde unter ihnen. Schneller als der Pfeil flogen diese Riesenvögel über die großen Wasser und erreichten einen Ort, an dem die Häuser derart hoch waren, dass sie bis an die Wolken reichten ...«

Der Vater stirbt, aus dem Jungen wird ein Papa. Die Szene mit dem Adler wiederholt sich. Jetzt sagt der neue Vater seinem Sohn:

»Stell dir vor, mein Junge, dein Großvater hat mir mal erzählt, es habe Riesenvögel gegeben, in denen Menschen sitzen konnten und auf die Erde unter ihnen glotzten. Diese Vögel seien schneller gewesen als jeder Pfeil und sie hätten gar die gewaltigen Wasser überflogen und Orte erreicht, an denen die Häuser in die Wolken wuchsen ...«

Bereits für die zweite Generation wäre die Geschichte unmöglich und einige Generationen später versuchen Theologen, die überlieferten Szenen religionspsychologisch einzuordnen. Heiliger Henoch hilf!

Heute existieren noch Texte aus längst vergangenen Zeiten, auch wenn sie immer wieder neu abgeschrieben und dem Zeitverständnis angepasst wurden. Aus einigen dieser Texte wie et-

wa der jüdischen Kabbala wurden absichtlich Geheimschriften fabriziert. Nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten sollte den verklausulierten Inhalt verstehen. Andere wie das Popol Vuh oder die Maya-Handschriften - es gibt nur drei davon! - haben wir nur zum kleinsten Teil und vermutlich auch noch falsch übersetzt, und wieder andere wie das Voynich-Manuskript trotzen bislang unseren Bemühungen. Über die hunderttausende von Werken, die Opfer von Bränden und Vernichtungen wurden, lohnt sich nicht zu schreiben. Aber die Bibel, die Apokryphen oder ein Henoch existiert. Wenn auch nicht mehr in der ursprünglichen Form. Was machen wir Schlaumeier daraus? Aus einer gezielten, künstlichen Mutation, einer Veränderung des genetischen Codes also, fabulieren wir »ein Wunder der Geburt«. Beschrieben bei Henoch in den Kapiteln 106 und 107, oder in der Lamech-Rolle, einer der Schriftrollen des Toten Meeres [41]. Und wir Clowns entdeckten darin das ursprüngliche Motiv der »unbefleckten Empfängnis«. Aus der blitzsauberen Beschreibung eines Propheten Hesekiel in der Bibel werden »Visionen, Traumgesichte, Eingebungen« und anderer Humbug, obschon er ein Zubringer-Raumschiff meint. Und aus Henoch bastelten wir einen phänomenalen »Zaubergarten«. Irr!

zweige bei und damit alles ein bisschen schneller ging, lernte man ihm das Schreiben mittels eines »Rohres der Schnellschreibung.« Nach dem himmlischen Intensivkurs kehrt er mit einer zwingenden Absicht zu seinen Leuten zurück: Er soll sie informieren und ihnen seine Bücher übergeben, damit diese die Zeiten überdauern. [33]

»Und es kamen herab bis zu zweitausend Mann und kamen an den Ort Achuzan, wo Henoch daselbst war und seine Söhne. Und es kamen die Ältesten des Volkes und die ganze Versammlung und küssten den Henoch und sprachen:... dich hat der Herr erwählt mehr als alle Menschen auf der Erde, und dich gesetzt zum Aufschreibenden seiner Kreaturen.« (Längere Redaktion Kap. LXI,4-LXIV,5)

Wo liegt dieser Ort »Achuzan«, an dem Henoch seine Leute versammelte? Aus den astronomischen Unterweisungen ließe sich der Stammplatz heute errechnen. Bevor Henoch ein zweites Mal in den angeblichen Himmel entschwindet, modern ausgedrückt, mit dem Mutterraumschiff auf große Fahrt gehen darf, setzt er alles daran, seine Gesellschaft über das Geschehene zu informieren und seine Bücher für die Zukunft zu sichern:

»Henoch ward geboren am sechsten Tage des Monats Pamovus und lebte dreihundertfünfundsechzig Jahre. Aufgenommen aber ward er in den Himmel im Monat Nisan am ersten Tage, und er blieb im Himmel sechzig Tage, schreibend alle Zeichen der ganzen Kreatur, die der Herr gemacht hat. Und er schrieb dreihundertundsechzig Bücher, und übergab sie seinen Söhnen, und er verweilte auf der Erde dreißig Tage, mit ihnen redend, und ward wieder aufgenommen in den Himmel an desselben Monats Pamovus, demselben sechsten Tage ... Es eil-

ten aber Methusalem und seine Brüder, alle Söhne Henochs, und erbauten einen Altar an dem Ort Achuzan, wo Henoch aufgenommen ward ...« (Längere Redaktion Kap. LXVIII)

Und wenn noch Zweifel bestehen, ob's wirklich der Siebte Urvater vor der Flut, Henoch, war, und ob es tatsächlich um Bücher ging, den mögen die Zitate überzeugen:

»... Höret die Worte eures Vaters, so viel ich euch kund tue aus dem Mund des Herrn, und nehmet diese Bücher der Handschrift eures Vaters ...« [33] (Längere Red. Kap. XLVII)

»Dies ist die von Henoch, dem Schreiber, verfasste vollständige Lehre ...« [25] (Kap.92,1)

»Ein anderes Buch, das von Henoch für seinen Sohn Methusalah und für die, die nach ihm kommen, verfasst worden ist ...« (Kap. 106,1)

»Darauf fing Henoch an, aus den Büchern zu erzählen ...« (Kap. 93,1)

»Und nun mein Sohn Methusalah, rufe mir alle deine Brüder und versammle mir alle Söhne deiner Mutter ...« (Kap. 91,1)

»Und nun, mein Sohn Methusalah, habe ich dir alles gezeigt und das Gesetz aller Sterne beschrieben.« (Kap. 79,1)

»Es eilte Methusalah und rief herbei seine Brüder Ragim und Riman und Uchan und Chermion und Gaidad und alle Ältesten des Volkes, und er rief sie herbei vor das Angesicht seines Vaters Henoch ...« [33] (Längere Redaktion, Kap. LVII,10)

Nicht fehlen darf der Auftrag für die Zukunft, und darunter fallen vermutlich auch wir:

»Und nun mein Sohn Methusalah ... habe ich dir alles enthüllt, und dir die Bücher, die alle diese Dinge betreffen, übergeben. Bewahre, mein Sohn Methusalah, *die Bücher von deines Vaters Hand, und übergib sie den kommenden Geschlechtern der Welt*...« [25] (Kap. 81,1) (Hervorhebung EvD)

Wo sind diese Bücher? Der Wulst von alten Texten, die als so genannte Henoch-Bücher vorliegen, kann nicht alles sein. Irgendwann und -wo werden zusätzliche Texte auftauchen. Dies prophezeit die »große Majestät«, die es ja eigentlich wissen müsste, persönlich:

»Und aus seinem Samen wird aufstehen ein anderes, letztes Geschlecht, ein großes und überaus unersättlich. Alsdann beim Herausführen jenes Geschlechtes werden offenbar werden die Bücher deiner Handschrift, da die Wächter der Erde sie zeigen werden treuen Männern, *und sie werden herrlicher werden, zuletzt mehr als zu Anfang* ...« [33] (Längere Redaktion, Kap. XXXV. 10, ff.) (Hervorhebung EvD)

Phantastisch, diese Perlen aus alten Zeiten! Die Diagnose trifft. Texte, die von den Menschen zu Henochs Zeiten nicht verstanden werden konnten, werden Jahrtausende später »herrlicher werden, zuletzt mehr als zu Anfang.« Einer wie ich, der seinen Blick soweit wie möglich in die Vergangenheit richtet, möchte mithelfen, die Zeit des Erwachens zu beflügeln. Da kommt ein tiefgreifender Wandel auf uns zu, den Politiker, selbstgefällige Wissenschaftler und salbungsvoll schwafelnde Religionsfürsten zu bremsen versuchen, aber nie stoppen können. Gegen Gedanken gibt es keinen Impfstoff, sie kennen we-

der Grenzen, noch sind sie zensierbar. Zudem haben sie die fatale Eigenschaft, sich ununterbrochen auszubreiten.

Über unsere magischen Kanäle wird versucht, der Gesellschaft einen Einheitsbrei einzutrichtern. Die Manipulationstechnik tropft unaufhaltsam. Die Menschen werden zu dumpfen Moralisten ausgewaschen, die sich einreden, sie seien »Gut-Menschen«. Ihr Weltbild wird in den Massenmedien vorfabriziert, und die Chefs und Redakteure der elektronischen Medien sind nur noch die Handlanger überflüssiger »Räte«, »Beiräte« politischer Kommissionen und »Quoten«, die sich auch dann noch bei jeder unpassenden Gelegenheit einmischen - wenn sie von der Sache gar nichts verstehen. TV-Sendungen mit Meinungen, die irgendwelchen Religionen widersprechen, darf es nicht geben. Soweit haben wir es gebracht! Die Unwissenschaftlichkeit, der Glaube an irgendeinen Humbug dominiert. Durch die Übersättigungen der Informationen sind wir träge geworden. Lieber hocken wir vor dem Fernseher, als ein Buch aufmerksam und kritisch zu lesen. Lieber am Strand von Hurrgada faulenzen, als in die große Pyramide zu kriechen. Die Jugend fummelt an ihren Computer-Tastaturen herum, Bildschirme spucken Daten in die Netzhaut, die uns gar nicht interessieren und deshalb gleich wieder in der Kammer des Vergessens verschwinden. Was hilft eine Vervielfachung des Wissens im elektronischen Zeitalter, wenn nichts damit geschieht? Wir surfen zwar über die Informationen, tauchen aber nicht in sie ein. Dieses Internet manipuliert uns, weil wir glauben, im Netz alle Informationen abrufen zu können und damit umfassend informiert zu sein. EDV = Ende der Vernunft. Das Netz gibt nur her, was irgendwann eingegeben wurde. Also finden Sie, verehrter Leser, weder apokryphe Texte im Netz, weder eine ägyptische Königsliste von *Manetho,* geschweige denn eine komplette Übersetzung des *Mahabharatas*

von Chandra Roy aus dem Jahr 1888. Die Information über das Netz ist eine Illusion. Wir tappen spätestens dann im Dunkeln, wenn wir an uralte Texte herankommen möchten, die nie eingegeben wurden. »Giga Garbage in - Giga Garbage out.« Damit sind auch keine Querverbindungen möglich. Das allwissende Internet ist einseitig und im Grunde bereits eine Manipulation derer, die meinen, sich darauf verlassen zu können. Eingegeben für Gleichgesinnte unter Gleichgesinnten. Die täglichen »Internetler« benehmen sich auch alle wie gleichgeschaltet, kaum dass sie vor einer Tastatur sitzen. Geradeso, als ob Bewusstlose im Takt zucken. Wundern kann ich mich darüber schon lange nicht mehr, denn ich weiß ja, wie das System funktioniert. Querverbindungen außerhalb des Netzes werden keine gezogen - man kennt sie ja nicht. Damit ist die Glaubens-Psychose, man kann auch sagen das Mitläufertum, in unserer angeblich bestens informierten Gesellschaft alltäglich geworden. Die Vergangenheit mit der Zukunft zu verbinden ist für gleichgeschaltete Gehirne unvereinbar. Dabei kleben beide zusammen und eine Gesellschaft, die das nicht lernen will, wird rasch umdenken müssen, weil die Zukunft von der Vergangenheit überrollt werden wird. Wie verhalten wir uns denn, wenn Henochs Außerirdische wieder auftauchen? Und dass sie wiederkommen, ist sicherer als das Amen in den Kirchen (Für die Interessierten verweise ich auf Quelle Nr. 35.). Erleiden wir dann den Götter-Schock? Dass unser Denken ab der Geburt manipuliert wird, zeigt nachfolgendes Beispiel, das mir vor 40 Jahren in einem Vortrag des Informatik-Professors Karl Steinbuch hängen blieb:

In einem Lande werden die Kinder zu Kirchgängern, in einem anderen zu Muslimen erzogen, und beide Gesellschaften bedenken nicht, dass durch ein einfaches Vertauschen der Babys der eine Mensch nicht Kirchgänger, sondern Muslim, und

der andere nicht Muslim, sondern Kirchgänger geworden wäre. Diese simple Erkenntnis demonstriert die grundlegende Bedeutung jeder Indoktrination.

Nachdem Henoch die Sprache der ETs gelernt hatte, von »Engeln« unterwiesen wurde, dank des »Rohres der Schnellschreibung« alles zu Pergament brachte und noch weitere dreißig Tage lang seine Söhne und Ältesten informierte, holten ihn seine neuen, »himmlischen« Freunde zur großen Reise ab. Die Menschen verstanden nicht, was passierte [33]:

»Als Henoch zu seinem Volk gesprochen hatte, sandte der Herr Dunkelheit auf die Erde und bedeckte alle Männer, die mit Henoch standen. Und es beeilten sich die Engel und nahmen den Henoch und führten ihn hinauf ... und es sah alles Volk und verstand nicht, wie Henoch hinweg genommen ward. Und die, welche solches gesehen hatten, priesen Gott und gingen in ihre Häuser.« (Längere Redaktion, Kap. LXVII)

Etwas ausführlicher berichten die Sagen der Juden von der Urzeit über Henochs Verschwinden [42]. Die »Engel«, so heißt es, hätten Henoch versprochen, ihn mit hinaufzunehmen, doch das Abreisedatum stand noch nicht fest: »Ein Ruf ging an mich, dass ich in den Himmel fahre, doch weiß ich nicht den Tag, da ich von euch gehen werde.« Also saßen die Menschen um Henoch herum, und er unterrichtete sie über alles, was er von den Engeln »Bertil« und »Uriel« gelernt hatte. Insbesondere schärfte er ihnen ein, seine Bücher nicht geheim zu halten, sondern den zukünftigen Geschlechtern dieser Erde zugänglich zu machen (Ich folge diesem Ruf!). Nach einigen Tagen der Belehrung wurde es spannend [42]:

»Aber es geschah zu selbiger Zeit, als die Menschen um Henoch saßen und Henoch zu ihnen sprach. Da erhoben die Menschen ihre Augen und sahen die Gestalt eines Rosses vom Himmel heruntersteigen, und das Ross fuhr im Sturm zur Erde hernieder. Da sagten es die Leute Henoch, was sie sahen, und Henoch sprach zu ihnen: »Um meinetwillen ist dieses Ross herabgestiegen. Die Zeit ist gekommen und der Tag, da ich von euch gehe und euch nimmer wiedersehe. Da war auch schon das Ross da, und alle Menschenkinder sahen es deutlich.«

Offenbar war Henoch von den ETs »Bertil« und »Uriel« informiert worden, dass der Start für die Umstehenden lebensgefährlich sei. Deshalb versuchte Henoch, seine Anhänger zurückzuhalten. Mehrmals warnte er die aufdringlichen Gaffer, ihm nicht weiter zu folgen »damit ihr nicht sterbet.« Einige begriffen, andere zögerten, doch die hartnäckigsten Zuschauer wollten unbedingt Henochs »Himmelsreise« live erleben. Es wurde dramatisch [42]:

»Sie sprachen, mit dir gehen wir nach dem Ort, da du hingehst, nur der Tod wird zwischen uns und dir scheiden. Da sie darauf beharrten, mit ihm zu gehen, redete er nicht mehr auf sie ein, und sie folgten ihm und kehrten auch nicht mehr um. Und da geschah es, dass Henoch im Wetter in den Himmel fuhr auf feurigen Rossen in feurigem Wagen.«

Henochs Ritt in die Wolken endete für alle Begleiter tödlich. Am darauf folgenden Tage wurde nämlich nach den Menschen gesucht, die dem Meister nachgelaufen waren [42]:

sie die ganze Erde voll Schnee an diesem Ort, und auf dem Schnee waren große Steine von der Art der Schneesteine. Da sprach einer zu dem andern: Wohlauf, lasset uns den Schnee wegscharren, wir sollen sehen, ob nicht die Menschen, welche mit Henoch mitgegangen waren, unter dem Schnee liegen. Und sie scharrten den Schnee weg und fanden die Menschen, die mit Henoch mitgegangen waren, tot daliegen. Sie suchten auch nach Henoch, fanden ihn aber nicht, denn er war in den Himmel gefahren. Dies geschah im Jahre einhundertdreizehn des Lebens Lamechs, des Sohnes Methusalems, als Henoch in den Himmel fuhr.«

Dieses dramatische Finale müsste eigentlich auch die Exegeten, welche Henochs »Himmelfahrt« als eine Aufnahme zur unendlichen Herrlichkeit Gottes einstufen, perplex werden lassen. Man stelle sich mal vor, der gütige, liebe Gott habe tatenlos zugeschaut, wie hunderte von Gaffern verbrannten, während ihr Lehrer Henoch in den Himmel fuhr? Sie hörten auf ihren weisen Henoch, sie verehrten ihn, sie hingen an ihm und sie begleiteten ihn schließlich bis zum Startplatz. Was hatten diese Menschen verbrochen? Henoch fährt »im Wetter« und »auf feurigen Rossen in feurigen Wagen« himmelwärts - doch am Boden verbrennen Mann und Maus und selbst die Steine werden weiß vor Hitze und zerbröseln zu weißem Staub, der wie Schnee aussieht. Heute ist bekannt, dass Kalksteine unter großem Hitzeeinfluss weiß werden, und dass Sand - je nach Temperatur - zu glasförmigen Kristallen schmilzt, die wie weißes Salz ausschauen. Und das soll der liebe Gott verursacht haben, den die Theologen hinter den Henoch'schen »Visionen« andichten? Verfugte Gott denn nicht über die Macht, seinen Schüler auf unschädliche Art und Weise zu sich zu holen? Weshalb der qualvolle und dramatische Verbrennungstod von vielen Menschen, die nur ihren Lehrmeister Henoch begleiten wollten?

Theologie, Philologie, Philosophie sind letztlich Geisteswissenschaften und genau die werfen mir und einigen Gleichgesinnten vor, wir würden die Texte zu unseren Gunsten zurechtbiegen. Welche Geisteskrümmungen sind eigentlich notwendig, um hinter »dem Höchsten«, »der großen Majestät« der Henoch-Bücher, etwas Göttliches zu fabrizieren? Zwar habe ich Verständnis für diese Deutungen der alten Schule, unsere ehrenwerten Großväter wussten nichts von Weltraumfahrt und meinten, die Texte im theologischen Sinne verstehen, interpretieren und bewahren zu müssen. Bewahren hat etwas mit konservieren zu tun - auf Konservendosen steht eine begrenzte Haltbarkeit.

Die Henochtexte und andere uralte Überlieferungen schreien nach einer zeitgemäßen Deutung. Doch in unserer Gesellschaft wird sofort und empört »unmöglich«, »Spinnerei« und »Sakrileg« geschrien. Wann setzt sich endlich das Wissen durch, dass das Rad der Erkenntnis nicht von Buchhaltern gedreht wird, auch wenn sie akademisch sind, sondern von denen, die den Verstand nicht abschalten wollen? Schon 1946 erklärte die UNO die Freiheit der Information zum fundamentalen menschlichen Recht. Alle freiheitlichen Staaten kennen diesen »freedom of Information act«, wie das Recht in den USA genannt wird. Der freie Austausch von Meinungen gehört zu den wertvollsten Rechten des Menschen. Jeder soll frei sprechen, schreiben und auch drucken können. Ist doch klar? Oder?

Selbst in der demokratischen Welt sind wir wieder soweit, dass Bücher gerichtlich verboten werden. Eine Einzelperson oder Religionsgemeinschaft - noch entsetzlicher eine politische Ideologie! - fühlt sich verletzt, ist entrüstet, und prompt wird das Buch verboten, oft bevor es überhaupt erschien. Als ob die Betroffenen nicht auf Ehrverletzung klagen, und die

echten oder angeblichen Verleumdungen nicht richtig gestellt werden könnten. In krassen Fällen zu Lasten des Autors, der die Verleumdungen in die Welt posaunte. Heute sind wir soweit, dass gewisse Dinge nicht mehr öffentlich gesagt werden dürfen. Verhindert durch die so genannte »political correctness« oder scheinheilige Gesetze, die - es ist nicht zu fassen! - nach einer Aussage-Bespitzelung schreien. Wer hat was gesagt? Die gerichtlich gesteuerte Manipulation, der Orwell-Staat, wird durch politische Clowns, die sich unsagbar wichtig nehmen, Stück für Stück realisiert. Und die armen Richter, welche diesen Schwachsinn durchsetzen müssen, bilden sich auch noch ein, ihre Urteile dienen dem Seelenfrieden der Gesellschaft und der stünde höher als die Verfassung. Als Mitglied des internationalen PEN-Clubs, der Freiheit der Rede und der Schrift verpflichtet, schäme ich mich in Grund und Boden für diese himmeltraurigen Gesetze, welche die Redefreiheit niederwerfen, und die es neuerdings sogar im Schweizer Recht gibt. Wie weit nur haben es diese politischen Hanswürste gebracht!

In theokratischen Staaten gibt es keine Informationsfreiheit. Wer das gesprochene und geschriebene Wort verbietet, hat immer Grund es zu fürchten. Seine eigene Indoktrination stinkt zum Himmel! Die Gesellschaft ist »angepasst« - die nächste Phase geht so: im Gleichschritt marsch!

Ich hatte die Behauptung aufgestellt, auf der Erde würde es Schriften von Außerirdischen geben und bezog mich bislang auf folgende Beispiele:

Gott Theut übergab dem Pharao in Naukratis (Ägypten) Schriften.

Oannes (Babylon) übergab den Menschen ein Buch.

Das göttliche Wesen »Yma« aus dem heiligen Buch der Parsen, der Awesta, übergibt Schriften. Bei den Phöniziern dasselbe Wesen mit Namen »Taut«.

Schriften erhält der chinesische Kaiser Meng-ho vom Ungeheuer »mit Pferdekörper und Drachenkopf«.

Der himmlische Lehrmeister Tibets mit dem Namen *Padmasabhava* brachte unverständliche Schriften zur Erde, die heute noch verborgen gehalten werden für die Zeiten »in denen sie verstanden werden.«

Diodor von Sizilien behauptet, ein Gott habe den Menschen die Schrift beigebracht.

Henoch: »O Henoch, betrachte die Schrift der himmlischen Tafeln ...« Henoch wird von Erzengeln namens »Vrevoel«, »Bertil« und »Uriel« unterwiesen und erhält ein »Rohr der Schnellschreibung«. Er übergibt die Bücher seinem Sohn Methusalem.

Meine Aufzählung ist sehr lückenhaft, denn unzählige Autoren der Antike und Schreiber diverser Religionen behaupten dasselbe. Was machen wir damit? Alles Märchen, Unsinn, Quatsch, Visionen, Einbildungen, Wunschdenken, Entrückungen, Zaubergärten? Oder liegt es vielleicht an unserer Einstellung, weil wir nicht wahrhaben können, was wahr ist? Unser Denken wird quer von der Schule über die Wissenschaft gesteuert. Evolution heißt das Zauberwort. Und dass diese Evolution existiert, ist beweisbar und bleibt unbestritten. Mit Einschränkungen. Es lief nicht alles nach dem glücklich machenden

Evolutionsprinzip. Es gab nun mal gezielte künstliche Mutationen in der Menschheitsgeschichte. Das ist zumindest aus der antiken Literatur beweisbar und wer's nicht wahrhaben will, kennt die Texte nicht. Es gab ebenso irgendwelche »Götter« und »Lehrmeister«, die wir nicht aus der Evolutionskiste wegzaubern können, weil sie hier wirkten. Und dies ist für die Kenner der Materie beweisbar - die andern sollten bescheidener werden und lernen! Unser sturer Evolutionsglaube hat uns eingetrichtert, eines sei aus dem anderen hervorgegangen und wir Menschen sind selbstverständlich die Spitze dieser Spirale. Das stimmt sowenig wie der religiöse Anspruch, wir seien die Krone der Schöpfung. Die klugen Gelehrten der Gegenwart kleben am Prinzip der »einfachen Möglichkeit«, der »nächstliegenden Lösung«. Dieses Schema verbietet ihnen jede andere Denkweise. Sie können nicht aus ihrem Denkgefängnis heraus, denn mit der »nächstliegenden Lösung« ist das Problem schließlich abgehackt. Was gibt es da weiter zu forschen? Die Methode, auch wenn sie wissenschaftlich für heilig erklärt wurde, bringt für jedes tiefer liegende Problem nur halbe Antworten - oder total falsche. Eine dieser Null-Lösungen ist die Evolutionstheorie. Sie trifft auf Vieles zu - aber nicht auf alles.

In Platons Dialog *Timaios* beispielsweise geht es nicht nur um Atlantis, sondern auch um Geometrie und die Erschaffung der Erde [43]. Nachdem ich mich einige Wochen mit Platon beschäftigt hatte, verstand ich nicht mehr, weshalb Galileo Galilei mit seiner »Planetenbotschaft« einen derartigen Wirbel verursachte und warum er im 17. Jahrhundert durch die christliche Inquisition umgebracht werden sollte. Denn alles, was Galileo dozierte, konnte man bereits bei Platon nachlesen. Etwa die Tatsache der Kugelgestalt der Erde oder jene der Umlaufbahn unseres Planeten um die Sonne. Gaius Plinius Secun-

dus (61-113 n. Chr.), der seinerseits Piaton und Euklid studiert haben muss, belegt es in eindrucksvoller Weise [44]:

»Bei den Gelehrten und dem gemeinen Volk herrscht ein großer Streit darüber, ob die Erde von Menschen bewohnt sei, die einander die Füße entgegenkehren ... Die letzteren dagegen werfen die Frage auf, woher es denn käme, dass die Gegenfüßler nicht fielen? Als ob sich die Gegenfüßler nicht ebenso gut darüber wundern könnten, dass wir nicht fallen ... Wunderbar erscheint es aber doch, dass die Erde bei der ungeheuren Fläche der Meere noch eine Kugel bildet...deshalb ist es auch nie auf der ganzen Erde zugleich Tag und Nacht, denn auf der der Sonne entgegengesetzten Hälfte der Kugel entsteht Nacht...«

Nichts Neues unter der Sonne! Stammt also das Wissen im Henoch-Buch in Wirklichkeit von den alten Griechen? Eben nicht, weil auch zu Piatons Zeiten bekannt war, dass die ursprünglichen Gesetze von den Göttern kamen. Während wir gegen derartige Auffassungen rebellieren, waren sie für die griechischen Philosophen - heute würden wir sie Wissenschaftler nennen - hundsgewöhnlicher Alltag. Hier ein Beispiel:

Am Gespräch *Gorgias* waren damals beteiligt: Platon, Kallikles, Chairephon, Gorgias und Sokrates - eine wahrhaft intellektuelle Runde. Zuerst eröffnet Sokrates den Dialog mit der Betonung, was er zu sagen habe, sei seine Überzeugung, für deren Wahrheit er eintrete. Dann erklärt er, die Weisheit der Geometrie habe bereits bei den Göttern eine wichtige Rolle gespielt. Im dritten Buch von Piatons *Gesetzen* wird dies klargestellt. Hier wird die Frage aufgeworfen, ob in den alten Sagen ein Kern von Wahrheit stecke. Damals schon! Gemeint sind ausdrücklich jene Sagen »von ehemaligen, zahlreichen Zusam-

menbrüchen der Menschenwelt durch Überschwemmungen und sonstiges Unheil, aus dem sich nur ein winziger Teil des Menschengeschlechts retten konnte.« Es wird besprochen, wie nur Bergbewohner überlebten, denen es bereits nach wenigen Generationen an jeglicher Spur der Erinnerung an die früheren Zivilisationen mangelte. Die Menschen hielten das, »was über Götter ... gesagt wird, einfach für wahr und lebten danach.« Für ihr Zusammenleben mussten die Menschen »nach der Flut (Piaton) neue Regeln entwickeln, weil nämlich keine Gesetzgeber der Vorzeit mehr da waren.«

»Da wir aber nicht Gesetze geben für Göttersöhne und Heronen, *wie die Gesetzgeber der Vorzeit,* die, selbst von Göttern stammend ... *die gleichfalls von Göttern abstammten, Gesetze gaben,* so wird man es uns nicht übel nehmen dürfen ...« (Hervorhebung EvD)

Die ursprünglichsten Gesetze stammten von den Göttern, und man landet wieder bei Henochs diktierenden Engeln *Bertil, Uriel* und *Vrevoel.* »Niemals!«, wettern die Evolutionisten! Die Henoch-Texte haben jüdische Priester aus dem Wissensschatz der alten Griechen geklaut. Dann wird man auch erklären müssen, weshalb Henoch in der Ich-Form berichtet, seinen Sohn Methusalem bezeichnet und behauptet, »Engel« hätten ihn auf Feuerwagen hochgenommen und unterwiesen.

In Piatons Dialogen *Timaios* und *Krition* wird - ich setze das bei meinen Lesern als bekannt voraus - ausführlich über die gesamte Atlantisstory berichtet. Man erfährt, dass Solon den Atlantis-Text von einer Bildsäule abgeschrieben habe. Und zwar »dort, an dessen Spitze der Nilstrom sich spaltet, genannt saitische ... der größten Stadt Sais ... der Geburtsstadt des Königs Amasis ...« Dieser weise *Solon,* der die Atlan-

tis-Geschichte von Ägypten nach Athen brachte, lebte zwischen 640 und 560 vor Christus. Solon schrieb von einer hohen Säule eine Geschichte ab, die sich Jahrtausende vor seiner Zeit abspielte. Und wer begründete Atlantis? *Poseidon,* einer der Göttersöhne. Oder moderner ausgedrückt, einer der Nachfahren von Henochs meuternden Crew, die es mit Menschentöchtern trieben und die nicht mehr mit »der großen Majestät« weiter reisen durften. Vergessen wir nicht, dass Poseidon ein hübsches Erdenmädchen schwängerte und Atlantis ursprünglich zum Schutze seiner neuen Familie entstand. Dass *Gott Poseidon* mit Atlantis einen für damalige Vorstellungen technischen Superstaat errichtete, der allen anderen Völkern der Erde himmelhoch überlegen war, und in dem die Gebäude mit einem speziellen Metall - dem *Oreichalkos* - überzogen waren, wundert mich nicht. Und was hat der Seitensprung nach Atlantis mit den Henoch-Büchern zu tun?

Im gesamten Henochtext kommt kein Wort über Atlantis vor, auch nichts über eine verschwundene, überflutete Insel oder den Superstaat irgendeines der »gefallenen Engel«. Weshalb nicht? Weil die Henoch-Texte *vor* der Flut entstanden.

»Zwei Dinge sind unendlich,« sagte Albert Einstein einst. »Das Universum und die menschliche Dummheit. Wobei ich bei Ersterem nicht ganz sicher bin.« Einstein wollte damit keine Einzelpersonen beleidigen. Er meinte die Gesellschaft schlechthin.

Sollte es in diesem Kapitel nicht um das Voynich-Manuskript gehen? Was hat Voynich mit Henoch oder den Fundstücken von Pater Crespi in Ecuador zu schaffen?

In der Crespi-Sammlung liegen Schriften, eingraviert in Stein und Metall, die nur deshalb nicht ernst genommen werden, weil sie niemand prüft. Doch einige der Crespi-Steine, die vergoldete Halskrause mit den 16 Symbolen wie auch die Pyramide auf Metall mit den Elefanten und dem Schriftband auf der untersten Steinreihe findet man auch tausende von Kilometern nördlich von Ecuador, in den USA, und nochmals 12.000 Kilometer östlich, in Frankreich. Dort, nahe dem Weiler Glozel südöstlich von Vichy, entdeckte der Bauer Emile Fradin in den Jahren 1924-1930 tausende von Fundstücken. Darunter unzählige gravierte Steine und Knochen mit Schriftzeichen, die niemand analysierte. In seinem Buch *»Geheimakte Archäologie«* [45] berichtete der Schweizer Journalist Luc Bürgin ausführlich darüber, ohne die Fachwelt beeindrucken zu können. Sie hätte besser hinschauen sollen, denn mehrere Zeichen auf den *Glozel-Steinen* tauchen genauso auf den Exponaten von Pater Crespi wieder auf. Hokuspokus. Zwischen Glozel in Frankreich und Crespi in Ecuador liegen 12.000 Kilometer Luftlinie. Zumindest einige der *Glozel-Funde* wurden mit 15-17.000 Jahren v. Chr. datiert. Wer soll da von wem »abgeschrieben« haben?

Ein anderer rätselhafter und höchst umstrittener Fundort liegt in einem abgelegenen Tal in Illinois, USA. Dort tauchten in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts immer mehr Artefakte aus irgendwelchen Kavernen auf, die der eigenwillige Sonderling Rüssel Burrows entdeckt haben will. Darunter, neben vergoldeten Gegenständen auch Steinritzungen mit Zeichen. Bedauerlicherweise veranstaltet Rüssel Burrows seit Jahrzehnten ein Theater um den Fundort, den er partout nicht preisgeben will. Immerhin konnte Luc Bürgin einige der Artekakte fotografieren und so der Öffentlichkeit zugänglich machen [46]. Die Schriftzeichen aus der *Burrows Cave* gleichen

wiederum denen von Glozel in Frankreich und denen der Crespi-Sammlung in Ecuador. Offensichtlich gab es in vorgeschichtlichen Zeiten und lange vor der Flut Menschen, welche ähnliche Schriftzeichen auf Stein, Knochen und Metall ritzten. Was soll man damit machen? Zumindest mal hinschauen und vergleichen!

Das tollste Stück der Crespi-Sammlung ist immer noch jene rund 60 Zentimeter hohe, vergoldete Metallplatte mit den 56 »eingestanzten« Symbolen. Wie mir Pater Crespi seinerzeit versicherte - ich war mehrmals bei ihm - handelt es sich dabei nur um ein einziges Vorzeigeexemplar einer ganzen *Metallbibliothek,* die in geheimen Verstecken liege (mehr darüber im nächsten Kapitel.). Einige der Symbole auf der Platte ähneln jenen des Voynich-Manuskriptes. Doch sind es definitiv viel zu wenige, um »Hurra« schreien zu können. Das Voynich-Manuskript entzog sich bisher einer Entzifferung - die Metallplatte von Crespi auch, obschon der indische Sanskrit-Professor D. K. Kanjilaal vereinzelt alt-brahamanische Zeichen darauf erkannte. Laut Crespi hätten ihm indianische Priester anvertraut, die »Metallbibliothek« beschreibe das Menschengeschlecht vor der Flut. Das tut auch Henoch. Diesem diktieren seine »Engel« die Geheimnisse der Natur, des Sonnensystems und des Universums.

Im Voynich-Manuskript seinerseits tauchen unzählige Pflanzen auf, die auf der Erde nicht existieren. Bei einigen von ihnen wird man den Eindruck nicht los, als ob die Botanik bis zum Molekül hinunter dargestellt werde. Dann gibt es kuriose Schläuche, Wannen und Bäder, die untereinander und mit den Pflanzen verkoppelt sind. Drin sitzen Frauengestalten, als ob sie sich in einem Jungbrunnen tollen. Gar nichts davon taucht in einem Henochtext auf. Ist damit ein eventueller Vergleich Henoch - Voynich vom Tisch?

Henoch soll über 300 Bücher geschrieben haben. Unter Büchern der damaligen Epoche darf man sich keine Bücher vorstellen, wie wir sie kennen. Wohl eher etwas wie Rollen oder - zeitgemäß - Broschüren. Diese übergab Henoch, vergessen wir es nicht, vor seinem Abflug seinem Sohn Methusalem für spätere Geschlechter nach der Flut. Nicht auszuschließen, dass irgendeine »Broschüre« in einem alten Kloster landete und die Mönche das unverständliche Schriftstück immer wieder abschrieben. Doch dies halte ich für weit hergeholt. Es wäre geradezu phänomenal, wenn die noch nicht entdeckten Henoch-Bücher uns über außerirdische Pflanzen und Mixturen zur Lebensverlängerung aufklären.

Auf dem Voynich-Manuskript wiederholen sich dieselben Worte, als wären sie die Schlüsselbegriffe. ■ **Bild 26**

Betrachten Sie mal das Blatt 76 des Voynich-Manuskriptes (Sie finden die Zahl 76 oben rechts.). Jetzt gehen sie Linie für Linie durch, am besten, indem sie ein Abdeckblatt von einer Linie zur nächsten schieben. Auf der ersten Linie in der Mitte finden Sie eine Endsilbe, die, zwar klitzeklein, wie unsere Zahl »89« ausschaut. Auf der darauf folgenden Linie links nochmals, und auf der vierten Linie gleich dreimal. Dann wieder klebt diese »89« sehr oft hinter demselben Wörtchen. Alleine auf der Seite 76 zählte ich die »Silbe 89« - wenn es überhaupt eine ist - 64 mal. Davon 13 mal angehängt am gleichen Wort. Ich dachte immer, aus der Häufigkeit der Ausdrücke ließen sich Schlüsse in unser Sprachverständnis ziehen. Offenbar stimmt diese Regel beim Voynich-Manuskript nicht. Da gibt es einen Buchstaben, der ausschaut wie unsere Zahl »4«, und diese »4« kommt auf wenigen Seiten gleich 1300 mal vor. Der deutsche Sprachwissenschaftler Erhard Landmann will sogar den wesentlichen Inhalt des Voynich-Manuskriptes verstanden haben. Ein Beispiel [47]:

26

»Der Sprung aus dem Ur(All) auf die Erde war im wahrsten Sinne des Wortes der >Ursprung<; und er ist im Voynich-Manuskript dargestellt. Auf Seite >f68rs< des Voynich-Manuskriptes sind die Plejaden und der Stern Aldebaran abgebildet. Von den Plejaden führt eine gewundene Verbindungslinie zu unserem Sonnensystem, dargestellt in Form eines Gesichtes der Sonne ...«

Herr Landmann meint, die Plejaden würden am Anfang aller menschlichen Geschichten stehen. Richtig ist, dass verschiedene alte Völker an den Besuch ihrer Götter aus den Plejaden glaubten (Maya, Inka, Maori). Nur kann ich nicht beurteilen, wie weit Herrn Landmanns Deutung korrekt ist. Im Voynich-Manuskript tauchen immer wieder Sterne auf. Mal verlaufen sie an den Seitenrändern, dann, in unterschiedlichen Farben und Größen, am oberen oder unteren Rand, dann scheinen sie zu astronomischen Erklärungen über Tierkreiszeichen zu gehören, oder sind irgendwie mit den nackten Damen in ihren Behältern verkoppelt. Darunter einige, die sich tatsächlich mit dem Henochtext vergleichen lassen.

Nehmen Sie, verehrter Leser, das Bild aus dem Voynich-Manuskript mit den drei kreisrund verlaufenden Schriftbahnen, den Sternen und der Sonne im Mittelpunkt. ■ **Bild 27**

Von der Zentralsonne (mit dem Gesicht) verlaufen rot-blaue Fächer nach außen, dazwischen Sternlein in ungleichen Anzahlen. Haben Sie die rot-blauen Fächer durchgezählt? Es sind zwölf. Betrachten Sie den Kreis als Uhr und Sie erkennen auf »neun Uhr« und gegenüber, zirka auf »drei Uhr«, jeweils »Buchstaben«. Es sind dieselben, wenn auch bei »drei Uhr« auf dem Kopf stehend. Offensichtlich wird zweimal dasselbe ausgedrückt. Zwölf Fächer aus der Sonne kommend zwischen den Sternen, und das ganze halbiert. Was stand bei Henoch? [25]:



27

»Das Licht der Sonne hat seinen Aufgang in den östlichen Toren des Himmels und seinen Untergang in den westlichen Toren des Himmels. Ich sah sechs Tore, aus denen die Sonne aufgeht, und sechs Tore, in denen die Sonne untergeht... An jenem Tag gleicht sich der Tag mit der Nacht; er ist gleich lang ...«

Henoch spricht von insgesamt »zwölf Toren«, unterteilt in sechs. Die Darstellung auf dem Voynich-Manuskript zeigt exakt dasselbe. Nun kann das Zufall sein, doch mag es den Kryptographien bei der Entschlüsselung helfen, denn immerhin ahnt man jetzt, um was es geht.

Es ist spekuliert worden, aus welcher Küche das Voynich-Manuskript stamme. Ich denke, zwei der angesprochenen Variationen dürfen ausgeschlossen werden. Das Manuskript kommt nicht aus der Feder irgendeiner christlichen »Eingebung«. Weshalb nicht? Auf dem Manuskript ist kein einziges christliches Symbol dargestellt - und ein christlicher Pseudo-Heiliger hätte die farbigen Damen in ihren Wannen und Blumen niemals gezeichnet. Nackte Tatsachen.

Bleibt noch der Träumer aus der Psychiatrie. Nicht unmöglich. Nur müsste diese arme Seele einiges über Astronomie gewusst haben. Siehe Henochs Tore, in denen die Sonne aufgeht und die dazu passende Zeichnung auf dem Voynich-Manuskript.

»Gelegentlich stolpern die Menschen über eine Wahrheit. Aber sie richten sich auf und gehen weiter, als sei nichts geschehen.« (Winston S. Churchill, 1874-1965)



Die Entlarvung der Entlarver

Im August 1972 erschien mein Buch *»Aussaat und Kosmos«* [48] (In Englisch: *The Gold ofthe Gods)* Das Werk bestand aus 266 Textseiten, auf gerademal zwölf davon beschrieb ich eine unterirdische Anlage in Ecuador, Südamerika.

Ich berichtete über einen Tisch und Stühle, die sich in den Tunnels und Kavernen befinden, und fuhr fort:

»Hinter den Stühlen stehen Tiere. Saurier, Elefanten, Löwen, Krokodile, Jaguare, Kamele, Bären, Affen, Bisons, Wölfe - kriechen Echsen, Schnecken, Krebse. Wie in Formen gegossen, reihen sie sich zwanglos und freundlich nebeneinander. Nicht wie bei Darstellungen der Tiere in der Arche Noah in Paaren. Nicht, wie es der Zoologe gerne hätte, nach Abstammung und Rasse. Nicht, wie es der Biologe möchte, in der Rangordnung der natürlichen Evolution. Es ist ein zoologischer Garten der Verrücktheiten, und seine Tiere sind aus reinem Gold ...

Gegenüber dem zoologischen Garten, links hinter dem Konferenztisch, steht eine Bibliothek aus Metallplatten. Teils Platten, teils millimeterdünne Metallfolien ... Sie stehen nebeneinander wie gebundene Blätter von Riesenfolianten. Jede Tafel ist beschriftet, trägt Stempel, ist gleichmäßig wie von einer Maschine bedruckt. Moricz schaffte es bisher nicht, die Seiten seiner Metallbibliothek zu zählen, ich akzeptiere seine Schätzung, dass es einige Tausend sein können.

Wer immer und wann Schöpfer und Gestalter dieser Bibliothek gewesen sein mag, jener große Unbekannte beherrschte mit seinen Helfern nicht nur eine Technik, Metallfolien in solcher Vielzahl mach Maß< herstellen zu können, er kannte auch Schriftzeichen, mit denen er Wesen einer fernen Zukunft Wichtiges mitteilen wollte. Diese Bibliothek aus Metall wurde

geschaffen, damit sie die Zeiten überdauerte, um noch in Ewigkeiten lesbar zu bleiben ...«

Diese wenigen Abschnitte in *»Aussaat und Kosmos«* lösten einen weltweiten Sturm der Entrüstung aus. Es begann im deutschsprachigen Raum, wo die meisten größeren Magazine mich der Lüge bezichtigten, griff später auf die USA und die spanisch sprechenden Länder über, geriet, wie üblich, in die Pressearchive, verdoppelte und multiplizierte sich zu einer Lawine, die mich überrollte. Meine Reputation als Autor war futsch. Ich wurde freundlicherweise als Märchenonkel und Schwindler tituliert, dem man nichts mehr glauben dürfe. Archäologen verkündeten, in Ecuador würden keine unterirdischen Tunnel existieren und die wenigen, die es tatsächlich gebe, seien wissenschaftlich längstens bis zum letzten Zentimeter erforscht. Selbstverständlich existiere weder eine Metallbibliothek noch ein zoologischer Garten und die Metallplatten in Pater Crespis Hinterhof seien nichts anderes als modernes, billiges Messingblech. Ich hätte meine Leser schlichtweg mit einer Lügengeschichte überrascht, um Geld zu machen.

Natürlich versuchte ich damals, mich zu wehren - ohne jeden Erfolg. Ich war erledigt und heute frage ich mich, wie ich es nur fertig brachte, nach *»Aussaat und Kosmos«* weitere zwanzig erfolgreiche Sachbücher in vielen Sprachen zu veröffentlichen (neben einigen Romanen). Doch weshalb überhaupt eine alte Geschichte wieder aufkochen? Totgeglaubte leben länger! Die Story um diese Metallbibliothek wird demnächst wieder brandaktuell. In aller Heimlichkeit hat das Wettrennen an einem ganz bestimmten Punkt in Ecuador bereits begonnen. Ich kenne die geographische Position - und ein paar andere auch! Clevere Journalisten werden der brandheißen und sensationellen Spur nachgehen und dabei unver-

meidlicherweise auf eine Klamotte in *»Aussaat und Kosmos«* stoßen. Und wieder quellen aus den Archivschubladen die alten Märchen über Erich von Däniken und sein Verhalten. Weil keiner wissen kann, was vor 35 Jahren wirklich geschah.

Was hatte ich nur angerichtet? Woher stammte diese unmögliche Geschichte einer unterirdischen Metallbibliothek? Hatte ich alles erfunden, um mich wichtig zu machen? Welchem Narren war ich nur aufgesessen und weshalb hatte ich geschrieben, ich sei persönlich dort unten gewesen - wenn doch offensichtlich nichts davon zutreffen konnte?

Wirklich nichts?

Seit *»Aussaat und Kosmos«* sind Jahrzehnte verstrichen. Stets unterhielt ich ein blitzsauber geführtes Archiv. Mit fünfunddreißigjähriger Distanz veröffentliche ich jetzt einige Schriftsätze aus der damaligen Zeit. Dabei geht es weder um Rechthaberei noch um Eitelkeiten. Es darf nicht sein, dass ein unglaublicher Schatz sich in Luft auflöst oder von irgendeiner Religionsgemeinschaft vereinnahmt wird. Ich möchte aufzeigen, was Sache war und wie sich die Situation um diese verborgene Bibliothek heute darstellt. Wer hat gelogen? Wann? Weshalb? Welche Bemühungen wurden unternommen, um - damals schon! - die Sachlage zu klären? Und wo, bitte, soll sich diese Metallbibliothek befinden?

Vorab möchte ich einige grundsätzliche Bemerkungen anbringen:

Seit 1966 - damals entstand mein erster Titel *»Erinnerungen an die Zukunft«* - schrieb ich 29 Bücher. In jüngeren Jahren war ich nicht immer so vorsichtig, nicht selbstkritisch genug und

auch meinen Informanten gegenüber eher gutgläubig. Oft übernahm ich Mitteilungen von Drittpersonen als bare Münze, ließ mich von meiner eigenen Begeisterung mitreißen oder irrte mich in der Beurteilung irgendeines Indizes. Irren ist nun mal menschlich, dies einzugestehen keine Schande. In den von mir geschriebenen rund 9.000 Buchseiten haben sich immer wieder Fehler eingeschlichen oder es zeigte sich im Laufe der Jahre, dass die andere Seite richtig lag - und ich falsch. Wenn ich heute mit einem Fachmann diskutiere, weiß ich von vornherein, dass er zehntausendmal mehr über seinen Fachbereich weiß als ich. Jetzt geht es darum, nicht zu bluffen, nicht zu lügen und den Gegenüber nicht über den Tisch ziehen zu wollen. Zuhören und sich nicht unterbrechen ist seit Jahren meine Devise. Nach langen Gesprächen mit gescheiten Wissenschaftlern durfte ich am Ende immer feststellen: Ich habe etwas gelernt - aber die andere Seite auch, denn immer wieder bekannte die Gegenseite, kaum etwas von meinem Fachwissen gewusst zu haben. Irrtümer können korrigiert, richtiggestellt werden.

An dieser Feststellung ist gar nichts außergewöhnlich, denn sie betrifft auch alle anderen Autoren der Welt. In jedem Sachbuch und sehr oft auch in rein wissenschaftlichen Publikationen gibt es Irrtümer. Die Zeit steht nie still und die Erkenntnisse ändern sich. Wissenschaft ist etwas Lebendiges, Gott sei Dank, müsste man beifügen, denn den neuen Betrachtungsweisen verdanken wir den Fortschritt.

Nun gibt es Menschen, die benehmen sich so, als sei ein nachgewiesener Irrtum die Widerlegung einer ganzen Idee. »Wenn ein Indiz in Ihrem Buch nicht stimmt«, vernehme ich oft, »dann muss ich annehmen, dass alle anderen Indizien auch falsch sind.« Nach dieser eigenwilligen Logik kann man

sämtliche Schul-, Lehr- und wissenschaftlichen Bücher wegwerfen, denn die Zeit hat doch längst bewiesen, dass manches von dem, was einst richtig war, falsch ist.

Eine andere Gattung von Menschen lässt sich von Oberflächlichkeiten blenden und benimmt sich wie arrogante Richter. Dieser Menschentyp schreit dauernd von »Entlarvung« und »Betrug«, gibt sich immerzu entrüstet, und trägt die ganze Last der Ungerechtigkeiten der Welt auf seinen schwachen Schultern. Schließlich bleiben noch die Religiösen, die zwar nichts sehen und nichts hören wollen, entgegen dem berühmten Affentrio aber dennoch den ewigen Schulmeister spielen.

Die letzte Kategorie von Menschen, an denen Autoren wenig Freude haben sind diejenigen, die ein Buch gar nicht gelesen haben können, dennoch aus irgendeiner Zeitungskritik einen strittigen Punkt herausgreifen, und daraus eine eigene »Entlarvung« fabulieren. Stets ohne das gebeutelte Autorenopfer überhaupt befragt zu haben. Da darf ich etwa lesen: »Däniken hat gesagt...« oder »geschrieben ...«, obschon ich das Betreffende weder gesagt noch geschrieben habe. Gutmeinende Freunde raten dann, ich könnte doch klagen. Würde ich dies praktizieren, müsste ich einen eigenen Rechtsanwalt anstellen und mich ein Drittel meiner Zeit mit derartigen Lügen herumschlagen. Die traurige Fortsetzung der Schwindelmär gipfelt in der Feststellung, ich hätte ja »nicht widersprochen.«

Von Christian Morgenstern stammt der Spruch: »Bumerang flog ein Stück, aber kam nicht mehr zurück. Publikum stundenlang, wartete auf Bumerang.« Jetzt kommt der Bumerang zurück, wenn auch erst nach 35 Jahren. Was hat sich damals in Ecuador zugetragen?

Im Januar 1970 schickte mir ein Schweizer, der in Ecuador lebte, eine Zeitungsseite mit der Bemerkung, das müsste mich eigentlich interessieren. Die Seite stammte aus der angesehenen Zeitung *»El Telegrafo«,* die in Guayaquil, Ecuador, erscheint [49]. Die Schlagzeile verkündete: »Eine wahrhafte unterirdische Welt in Amerika«. Im Untertitel wurde nachgedoppelt: »Die Expedition >Moricz 1969< wird die Weltgeschichte revolutionieren.« Der ganzseitige Artikel war untermauert von Schwarzweiß-Bildern, die nicht nur den Einstieg einer Mannschaft zu einem Höhlensystem zeigten, sondern auch den Eingang in ein unterirdisches Labyrinth. Dieser Eingang, breiter als ein Scheunentor, vermittelte den Eindruck einer künstlich angelegten Öffnung mit gewaltigen, übereinander aufgeschichteten, monolithischen Querbalken. Sämtliche beteiligten Expeditionsteilnehmer wurden namentlich aufgelistet:

Juan Moricz, Gaston Fernandez, Dr. Geraddo Pena Matheus, Lilian Icaza, Hernan Fernandez, Mario Polit, Pedro Luna und Jose Rojas. Dazu von der militärischen Seite ein »Capitan« Carlos Guerrero Guerron, sowie von der Nationalen Polizei die Offiziere Ortiz, Benusia und Sanchez. Schließlich diverse Führer, Träger und Helfer.

Alles in allem eine groß organisierte Expedition in den Dschungel von Ecuador. Was suchte man eigentlich? Das in Argentinien erscheinende, deutschsprachige Magazin *»La Plata Ruf«* befragte den Expeditionsleiter Juan Moricz [50]. Nachfolgend einige Auszüge:

»Eigentlich handelt es sich gar nicht um eine Entdeckung«, schreibt Juan Moricz, »denn mir war das Vorhandensein der so genannten Cuevas de los Tayos seit langem bekannt. Aufgabe der Expedition sollte es sein, eine weitgehend unbekannte oder

doch geleugnete archäologische Wirklichkeit zu fotografieren und zu filmen und damit dokumentarisch zu belegen ... Ferner sollten die Voraussetzungen für den zweiten Teil der Expedition geschaffen werden, bei dem wir den Nachweis dafür erbringen wollen, dass die entdeckte, unterirdische Höhlenwelt das Ergebnis und Wirkungsfeld der Stammväter der Menschheit war ... Das Höhlensystem hat eine Ausdehnung von tausenden von Kilometern und erstreckt sich über weite Teile des Untergrunds unseres amerikanischen Kontinents, besonders unterhalb des Kordilleren-Massivs. Die Luft ist rein, es gibt eine perfekte Ventilation und es herrscht eine Durchschnittstemperatur von 20 Grad. Der Eingang befindet sich in einer Höhe von rund 1.000 Meter über dem Meer und etwa 300 Meter unter den Spitzen der Berge. Hat man die Höhlenwelt durch diesen Eingang betreten, so bietet sich im Schein der Fackeln und Laternen ein überwältigender Anblick. 60 bis 80 Meter breit und 100 bis 120 Meter hoch, scheint man sich in einer riesigen Halle zu befinden, deren Wände und Decken aus kunstvoll behauenen Steinblöcken und Platten konstruiert wurden. Und doch ist dies nichts anderes als der Anfang einer überdimensionalen Straße ... Der bisher von uns erforschte Teil des Höhlensystems ist ja nur ein Anfang. Zahlreiche von der Hauptstraße abzweigende Gänge, Galerien und Säle konnten von uns zwar festgestellt, aber noch nicht erkundet werden ...«

Im weiteren Verlauf des Artikels erfährt man Näheres über den Standort dieses Haupteinganges. Von der Stadt Cuenca im südöstlichen Zipfel Ecuadors musste man mit 43 Eseln und ortskundigen Führern weiter nach El Pescado, Tres Copales, La Esperanza und La Union zu einem Stützpunkt des Heeres. Von dort aus ging es per Kanus bis La Puntilla, wo sich der Rio Santiago mit dem Rio Coangos vereint. In beschwerlichem Fuß-

marsch ging's noch bis zur kleinen Siedlung Guajare. Dort wurde das Basislager der Expedition errichtet.

Eine Geschichte, dokumentiert durch mehrere Zeitungen und Magazine (es kamen noch andere als die hier zitierten dazu), die mich faszinierte und der ich näher auf den Grund gehen wollte. Alles hing an diesem Expeditionsleiter Juan Moricz. Wer war das? Ich schrieb der Redaktion des *»Telegrafo«* in Guayaquil und bat um nähere Auskünfte. Antwort kam auch auf den dritten Brief keine. Waren meine Botschaften nie angekommen? So versuchte ich es telefonisch, mühsam, denn 1970 klappten keine automatischen Verbindungen nach Ecuador. Ich verlangte den Redakteur *Jorge Blinkhorn,* der den Artikel verfasst hatte. Ohne Erfolg. Da in Europa keine Zeitungen über das sensationelle Tunnelsystem im fernen Ecuador berichteten, blieb mir nichts anderes übrig als hinzufliegen.

Die *Air France* brachte mich am 1. März 1972 nach Guayaquil. Ich bezog Quartier im Hotel Atahualpa und besuchte gleich die Redaktion des *»Telegrafo«.* Es dauerte, bis ich vor einem Redaktor stand und der konnte oder wollte mir nicht weiterhelfen. Natürlich kenne man Herrn Juan Moricz, doch niemand habe eine Adresse von ihm. Nun war im Artikel über die Expedition auch ein Rechtsanwalt namens *Pena* aufgelistet worden. Der müsste doch Juan Moricz kennen? Penas Adresse gab man mir.

Herr Dr. Gerardo Pena Matheus begrüsste mich ruhig in seinem großen, einigermaßen gekühlten Büro in Guayaquil. Ich schätzte ihn um die dreißig Jahre. Seine gepflegte Erscheinung und seine sachliche Ausdrucksweise schufen Vertrauen. Bald gestand er mir, dass sowohl er wie auch Juan Moricz meine ersten beiden Bücher gelesen hätten, und ich auch schon The-

ma ihrer Diskussionen gewesen sei. »Stimmt diese Geschichte mit der Expedition und den unterirdischen Anlagen?«, wollte ich wissen. Herr Pena bestätigte kopfnickend und meinte, sie hätten 1969 nur zwei Höhleneingänge besuchen können und vorzeitig aufgeben müssen, weil Juan Moricz seiner militärischen Begleitung nicht mehr getraut habe. Wie bitte? Ja, wiederholte Pena, sie hätten zuwenig Nahrungsmittel dabei gehabt und die Stimmung sei von Stunde zu Stunde gereizter geworden. Im Gegensatz zu den Militärs und Polizisten seien die Zivilisten unbewaffnet gewesen, und sie hätten ernsthaft befürchten müssen, angesichts irgendwelcher Schätze von den Uniformierten niedergemacht zu werden. Pena sprach sehr sachlich und zeigte mir die Dezember-Nummer des Magazins *»Vistazo«.* Dort war in einem längeren Artikel über die Probleme der *Expedizion Moricz 1969* berichtet worden [51]. Ob er denn - wollte ich wissen - dem Herrn Juan Moricz traue. »Absolut!«

Von seinem Büro aus telefonierte Pena an verschiedene Orte in Ecuador, wo er Juan Moricz vermutete. Irgendwann klappte es und Pena meinte, Moricz würde eine Botschaft erhalten und zurückrufen, sowie dies möglich sei. Ich zog mich zu einem lang verdienten Schlaf ins Hotel Atahualpa zurück. Guayaquil liegt an der Pazifikküste fast unter dem Äquator. Die Luft ist heiß und feucht. In Gedanken pries ich den Erfinder der Aircondition.

Am Abend des 4. März 1972 traf Juan Moricz ein. Der großgewachsene Mann hatte etwas Aristokratisches an sich. Seine stahlblauen Augen musterten mich, schätzten mich freundlich ab, ehe er mir die Hand reichte. Wir setzten uns an die Bar, sprachen über meine Bücher und tafelten schließlich gemeinsam mit Dr. Pena im gediegenen Aussichts-Restaurant des Ho-

tels Atahualpa. Ich erfuhr, Moricz sei ungarischer Abstammung, habe aber einen argentinischen Reisepass. Ich fragte nicht weiter, wollte nicht wissen, ob er ein politischer Flüchtling sei. In mir brannten nur die Fragen nach der Höhlengeschichte. Moricz blieb anfänglich bedeckt, taute dann immer mehr auf und begann etappenweise, mir die unglaublichste Geschichte zu erzählen, die ich je in meinem Leben gehört habe.

Es gebe, so dozierte Moricz, zwischen den alten Magyaren und Ecuador eine jahrtausendealte Beziehung. Beweisbar alleine schon durch unzählige Wortstämme, die bei beiden Völkern sowohl phonetisch wie auch vom Sinn her identisch seien. Moricz kritzelte eine eindrucksvolle Liste auf die Papierserviette. Die unterirdische Höhlenwelt sei das Produkt der Stammväter der Menschheit, der *Taltosok Barlangja,* wie sie die magyarische Sprache nennt. *Taltos* sei die ungarische Bezeichnung für die aus alter Vergangenheit bekannten höheren Lebewesen, und *Barlag* bedeute Höhle. Die *Taltosok Barlangja* hätten in einer Höhlenwelt gelebt, beschützt von einem heiligen Vogel, eben jenem »tayo« oder ungarisch »Turul«, nach dem das betreffende Tunnelsystem benannt sei. Mir schwindelte bald ob den verwirrenden Sprachvergleichen. Umsomehr, weil ich des Ungarischen nicht mächtig bin und nie beurteilen konnte, ob Moricz's Aussagen korrekt seien. Wir sprachen über die alte Legende von Romulus und Remus, den Begründern der Stadt Rom mit ihren sieben Hügeln und Moricz versicherte, die Sage mitsamt den sieben Hügel würden genauso auf die Hauptstadt Ecuadors, Quito, zutreffen.

»Und was ist mit dieser Metallbibliothek? Gibt es die?«, bohrte ich.

Moricz nickte ernst. »Da unten, in einem großen Saal, steht

ein ovaler Tisch mit Stühlen. Nicht Stühle wie unsere üblichen Stühle, sondern Sessel, von denen der untere Teil mit einem »n« vergleichbar ist, und daraufgeklebt ein »u«.«

»Aus welchem Material?«, wollte ich wissen.

Moricz zog die Augenbrauen zusammen, hob abwehrend die Achseln. »Ich weiß es nicht«, gestand er. »Es ist weder Holz noch Metall, doch irgendwie gegossen.« Dann berichtete er von einem zoologischen Garten aus Metall, vorwiegend aus Gold oder zumindest vergoldet. Alle nur denkbaren Tierarten stünden dort unten, sogar Elefanten, obschon die in Südamerika unbekannt waren, dann mythologische Figuren, Mischwesen, Chimären, Mensch-Tier-Kombinationen, und Figuren, die er selbst nicht kannte. Sogar kleinere Lebewesen wie Spinnen und Fliegen seien darunter. Insgesamt müssten es wohl über tausend Tiere sein, die irgendwer irgendwann in Metall gegossen habe. Doch auch andere Schätze aus Kristall und Edelsteinen würden in den unterirdischen Räumen liegen. »Ein echter, jahrtausendealter Schatz.«

»Und die Metallbibliothek?«, drängte ich.

Moricz machte eine längere Pause, starrte aus dem Fenster hinaus in die nächtlichen Lichter von Guayaquil. Dann erzählte er über Bücher und Folien aus Metall. Überall eingravierte Schriften wie hineingestanzt. Die Bände bestünden aus gelbem Metall und seien sehr schwer. Er schätzte das Gewicht eines Bandes gegen 30 Kilo. Diese Metallbibliothek liege in mehreren Räumen verteilt. Insgesamt müssten es tausende beschriftete Seiten sein. Die Schrift sei unbekannt und uralt.

»Und weshalb glauben Sie, diese Metallbibliothek enthalte

die Urgeschichte der Menschheit? Denn so ähnlich stand es im Artikel des >*Telegrafo*<*?«*

Moricz versicherte, einige der Folien würden Sternsysteme und Grafiken enthalten, zeichnerische Darstellungen, die man nicht anders deuten könne.

Zuerst war ich sprachlos. Dann dachte ich an Henoch, den ich seit meiner Gymnasialzeit gründlich kenne. Doch weshalb sollten Henoch-Bücher aus Metall bestehen und wenn schon, wie kamen sie aus dem alten Arabien nach Ecuador? Das lag nicht gerade an der Reiseroute des vorsintflutlichen Propheten oder seiner Nachfahren. Schließlich ging mir ein Kronleuchter auf: die Mormonen! Ihre Vorfahren sollen vor Jahrtausenden aus Arabien gekommen sein - so zumindest wird es im Buch Mormon überliefert. Diese Mormonen-Geschichte könnte tatsächlich mit der Metallbibliothek von Ecuador in Verbindung stehen. Weshalb?

Der Begründer der Mormonen, der »Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage«, Mister Joseph Smith (1805-1844) erlebte nach seiner eigenen Schilderung eine unheimliche Begegnung. Ein Engel namens *Moroni* erschien ihm und verkündete, in einem Hügel unweit seines Wohnortes liege ein Schatz in einem steinernen Versteck. Darin würde ein Buch auf goldenen Platten liegen, dessen Gravuren den vollständigen Bericht der früheren Einwohner des amerikanischen Kontinentes und ihres Ursprungs enthielte. Bei den goldenen Tafeln läge ein Brustschild, auf dem zwei Steine, die so genannten *Urim* und *Thummim,* befestigt seien. Mit Hilfe dieser Steine könne er die alte Schrift übersetzen. Zudem gäbe es in dem Verließ einen »göttlichen Kompass«. Das Ganze befinde sich südlich von Palmyra (USA), unweit des Dörfchens Manchester im Hügel Cumorah.

Joseph Smith tat wie befohlen und entdeckte unterhalb der Hügelkuppe tatsächlich den angekündigten Schatz. Wie - das hat er selbst beschrieben [52]:

»Unter einem Stein von ziemlicher Größe lagen die in einer Steinkiste verwahrten Platten. Dieser Stein war oben in der Mitte dick und abgerundet und gegen die Kanten hin dünner, so dass der mittlere Teil über der Erde sichtbar war, während die Kanten ringsum mit Erde bedeckt waren. Ich entfernte die Erde, verschaffte mir einen Hebel, setzte ihn unter der Kante an und hob den Stein mit etwas Anstrengung in die Höhe. Ich schaute hinein und erblickte in der Tat die Platten und den Urim *und* Thummim *sowie den Brustschild, wie der Bote gesagt hatte. Der Kasten, in dem sie lagen, war aus Steinen angefertigt, die durch eine Art Zement zusammengehalten wurden. Auf dem Boden der Kiste waren zwei Steine quer zur Kiste gelegt, und auf diesen Steinen lagen die Platten und die anderen Dinge.«*

Als Joseph Smith begierig wie jeder Schatzsucher spontan mit beiden Händen nach den Gegenständen griff, verspürte er sofort einen Schlag. Er versuchte es nochmals und handelte sich wieder einen lähmenden Schlag ein. Beim dritten Versuch strafte ihn ein Schlag wie von einem starken Stromstoß; wie gelähmt lag er am Boden. Im selben Moment stand der Engel *Moroni,* der rätselhafte Bote der nächtlichen Erscheinung, neben ihm und befahl, Joseph solle in jedem Jahr am gleichen Tag hierherkommen; wenn die Zeit reif dafür wäre, würde er die heiligen Gegenstände bekommen.

Vier Jahre später war es soweit. Am 22. September 1827 übergab Götterbote *Moroni* Joseph Smith die beschrifteten Goldtafeln, den Brustschild und die schimmernden Übersetzungshelfer *Urim* und *Thummim.* Smith beschrieb die golde-

nen Platten des Buches als etwas dünner als das damals handelsübliche Blech; die einzelnen »Seiten« wären durch drei Ringe zusammengehalten worden, das Buch habe etwa 15 Zentimeter in der Breite, 20 Zentimeter in der Höhe und 15 Zentimeter in der Dicke gemessen. Ein Drittel der Metallfolien habe sich mühelos blättern lassen, während zwei Drittel zu einem Block zusammengefügt, »versiegelt« gewesen seien.

Das heutige Buch *Mormon* der »Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage« basiert auf den Übersetzungen der rätselhaften Platten. Elf Zeugen beurkundeten damals, die Platten gesehen zu haben. Doch der Engel *Moroni* ließ die »Metallbibliothek« nach getaner Übersetzung wieder verschwinden, um sie für eine fernere Zukunft zu bewahren.

Im Buch *Mormon* berichten 24 Platten, man nennt sie die Bücher *Ether* und *Nephi,* die Geschichte des Volkes Jared. Die Jarediten sollen zu Zeiten des Turmbaus von Babel von ihrem Gott erhöht worden sein. Er führte sie zuerst in die Wildnis, dann über die großen Wasser an die amerikanische Küste. Dies in kleinen Schiffen, die »dicht waren wie ein Gefäß«. Für das Licht in den dunklen Kähnen sorgten 16 leuchtende Steine, zwei für jedes Schiff, und diese Leuchtsteine spendeten 344 Tage helles Licht. Dazu kam ein Kompass, dessen Nadel stets in die Zielrichtung zeigte. Licht und Kompass stammten von jenem rätselhaften Gott, der den Jarediten auch in anderen Situationen zu Hilfe kam:

»Und viele Male wurden sie in den Meerestiefen begraben und von den Wellenbergen, die über sie hereinbrachen, und auch durch die großen und schrecklichen Stürme, die von den heßigen Winden verursacht wurden. Wenn sie aber in den Tiefen begraben waren, konnte ihnen das Wasser keinen Schaden antun, weil ihre Fahrzeuge so

dicht wie ein Gefäß waren, ja, so dicht wie die Arche Noah. Als sie daher von vielen Wassern umgeben waren, riefen sie den Herrn, ihren Gott, an, und er brachte sie wieder an die Oberfläche.«

Was haben die Mormonen mit der Metallbibliothek in Ecuador oder gar mit dem Buch Henoch zu tun? Während Juan Moricz im Luxusrestaurant des Hotels Atahualpa in Guayaquil berichtete und ich angespannt zuhörte, dachte eine andere Schicht meines Bewusstseins ununterbrochen an die Mormonen und Henoch. Ich kannte das Buch *Mormon* bereits aus Gymnasialzeiten - zwei meiner Jugendfreunde waren Mormonen gewesen - und wusste daher, dass die Jarediten sich von einem Bruder Jareds ableiteten und Jared selbst war - raten Sie mal? - der Vater von Henoch! In meinem Buch *»Die Strategie der Götter«* habe ich einen anderen Aspekt dieser Geschichte behandelt. [53] Juan Moricz' Schätze in Ecuador konnten durchaus etwas mit den Büchern *Ether* und *Nephi* der Mormonen zu tun haben und selbst aus einer anderen Ecke gäbe es eine Verbindungslinie zu Henoch. Die Jarediten des Buches *Mormon* sind Nachfahren von Henoch - das ist noch nicht alles. Erinnern wir uns: Im Buch *Ether* kommen die Jarediten in acht fensterlosen Schiffen, jedes dicht wie ein Gefäß, in der neuen Heimat an. Fast dieselbe Überfahrt wird im babylonischen Lehrgedicht von der Schöpfung, dem *Enuma elis,* überliefert. Dort wird eine Sintflut beschrieben und der Überlebende heißt diesmal nicht Noah, sondern *Atra-Hasis* [54]. In dem bruchstückhaft erhaltenen Epos gibt Gott *Enki* dem zum Überleben auserkorenen *Atra-Hasis* genaue Anweisungen für den Schiffsbau. Auf *Atra-Hasis'* Einwand hin, er verstände nichts vom Schiffsbau, zeichnet Gott *Enki* einen Aufriss des Schiffes auf den Erdboden und erläutert ihn. Der amerikanische Orientalist Zecharia Sitchin schreibt dazu [55]:

»Enki verlangte ein >überdachtes< Schiff, ringsum hermetisch versiegelt und mit >zähem Teer< abgedichtet. Es darf kein Deck haben, keine Öffnung, >so dass die Sonne nicht hineinblicken kann<. Es soll sein wie ein >Apsu-Schiff, ein sulili< (Genau dieses Wort - soleleth - wird heute im Hebräischen für Unterseeboot gebraucht.). Lass das Schiff ein *MA.GUr Gur* sein«, sagte Enki (Ein Schiff, das schlingern und herumgeworfen werden kann.).

Nicht anders geht es im Buch *Ether* der Mormonen zu. *Ether* bringt denselben Vorwand vor wie *Atra-Hasis* - ich kann kein Schiff bauen - und der geheimnisvolle Gott gibt die gleichen Anweisungen. Am Rande: Auch der Noah der Bibel bekommt die Anweisungen zum Bau seiner Arche von »Gott«. Wer immer das war. Und Noah ist wiederum ein Abkömmling von Henoch.

Die Crux bei der komplizierten Betrachtung ist die: Joseph Smith will seine goldenen Platten des Engels *Moroni* im Jahre 1827 in den Händen gehalten haben. Damals gab es auf der ganzen Welt noch keinen Wissenschaftler, der babylonisch/sumerische Schriften hätte übersetzen können, weil deren Funde - mitsamt der Sintflutgeschichte im Gilgamesch-Epos - samt und sonders erst nach dem Tode des Joseph Smith stattfanden. Wie also lassen sich die Übereinstimmungen im Buch *Ether* mit den anderen, viel später entdeckten Texten erklären? Logen die alten Chronisten des *Enuma-elis,* wenn sie aufschrieben, *Atra-Hasis* wäre vom Gott *Enki* im Schiffsbau unterwiesen worden? Warum mussten Noah und der *Utnapischtim* des Gilgamesch-Epos erst durch ominöse Götter auf die Idee gebracht werden, wasserdichte und wetterfeste Schiffe fürs Überleben zu konstruieren? In welcher Zauberwerkstatt wurden dann die künstliche Beleuchtung und die Kompasse für die Jarediten-

Flotte gebastelt? Wer beherrschte denn damals die Genetik und die künstliche Befruchtung, über die im Buch Henoch (und in vielen anderen!) berichtet wird?

Sicher kein großer Gott des Universums, den die Religionen meinen. Man landet unweigerlich bei Henochs Außerirdischen, den »gefallenen Engeln« oder »Wächter des Himmels«. Und zu was war Henoch bestimmt? Zum Schreiber, der ein paar hundert Bücher diktiert bekam, und diese seinem Sohn Methusalem übergab »für die Geschlechter nach der Flut«. Woher kamen die Ur-Völker Amerikas? Die »Bibel« der Quiche-Maya weiß es [56]:

»So verschwanden und gingen dahin Balam-Quitze, Balam-Acab, Mahucutah und Jaqu-Balam. Die ersten Menschen, die über das Meer vom Anfang der Sonne herkamen. Vor langer Zeit kamen sie hierher. Im hohen Alter starben sie. Und man nannte sie >Gottesdiener< ... *und sie brachten übers Meer die Schriften von Tula. Die Schrift nannten sie die, worinnen ihre Geschichte aufgeschrieben stand.«* (Hervorhebung EvD)

1519, als die spanischen Eroberer vor der Hauptstadt Tenochtitlan (Mexiko), lagerten, hielt der Aztekenherrscher *Moctezuma* (1466-1520) vor seinen Priestern und Würdenträgern eine eindrucksvolle Rede, die so begann [57]:

»Euch wie mir ist bekannt, dass unsere Vorfahren nicht aus diesem Lande stammen, in dem wir wohnen, sondern dass sie unter Führung eines großen Fürsten aus weiter Ferne eingewandert sind.«

Einige dieser Geschichten waren mir schon 1972 bekannt, denn schließlich beschäftigte ich mich seit 1959 mit den gro-

ßen Überlieferungen der Menschheit. Nun saß ich diesem Expeditionsleiter Juan Moricz gegenüber und lernte das Staunen wieder. Sämtliche geschilderten Verrücktheiten wollte er aus persönlicher Anschauung kennen. Konnte ich ihm trauen? Sein Rechtsanwalt Pena, der Juan Moricz viele Jahre kannte und auch an der Expedition von 1969 teilgenommen hatte, vertraute Juan Moricz vollkommen. Ich dachte an die Mormonen und Henoch, sagte mir immer wieder: Unmöglich ist das alles nicht. Irgendwo auf diesem Globus lagen uralte Überlieferungen, weshalb nicht in Ecuador? Dann erkundigte ich mich bei Moricz, wie er sich das weitere Vorgehen vorstelle.

Er wolle ein Buch darüber schreiben, antwortete er. Ein Buch, das die Welt und die Entstehung der Religionen in ihren Grundfesten erschüttere. Dieses geplante Buch müsste gleichzeitig, sozusagen auf einen Schlag, in vielen Ländern der Erde erscheinen. Da meldete ich berechtigte Zweifel an. Verlagshäuser seien normalerweise nicht so gestrickt, dass sie ein Buch in verschiedenen Sprachen und Ländern zum selben Zeitpunkt auf den Markt bringen könnten. Bei großen Verlagen wäre es vielleicht denkbar, das Buch wenigstens in fünf Ländern am selben Tag erscheinen zu lassen, niemals aber in zwanzig Ländern. Meine Betrachtungsweise behagte Juan Moricz nicht. Ich könnte ja - so schlug ich vor - in meinem nächsten Werk etwas über diese fantastische Welt berichten, den Verlagshäusern sozusagen einen spannenden Happen vorwerfen, damit die Verleger auf Juan Moricz und seine Entdeckungen aufmerksam würden. Zudem konnte ich in Deutschland und der Schweiz wahrscheinlich Geld für eine neue Juan-Moricz-Expedition auftreiben. Ich sprach von 200.000 Dollar. Natürlich reizte es mich zusätzlich, vorab darüber berichten zu dürfen - doch in welcher Form? Immer noch nagten Zweifel in mir. Wie sollte ich Moricz' Geschichte meinem kritischen Verleger in Deutschland

und meinen Lesern schmackhaft machen? »Gibt es denn«, so fragte ich Moricz, »irgendein Dokument, das sich auf Ihre Entdeckungen bezieht und unanfechtbar ist?«

Moricz und Pena tauschten Blicke aus und nickten. Sie spürten meine Zweifel. Inzwischen war Mitternacht längst vorüber, ein ecuadorianisches Trio spielte Gitarre, sang von Tisch zu Tisch herzzerreißende Liebeslieder. Wir hatten drei Flaschen eines chilenischen Rotweins konsumiert und waren so richtig in Fahrt. »Es gibt ein solches Dokument«, konstatierte Moricz. »Wir werden es Ihnen morgen geben.«

Andertags überreichte mir Dr. Pena ein Schriftstück. Die erste Seite trug den *»Titel Escritura«,* darüber das Staatswappen von Ecuador. Das Dokument war ausgestellt von einem Notar Dr. Gustavo Falconi L. und trug das Datum vom 21. Juli 1969. Ich habe das Deckblatt in *»Aussaat und Kosmos«* auf Seite 9 abgelichtet. Vom brisanten Inhalt gab ich vor 35 Jahren nur ein paar Sätze wieder. Nachfolgend der gesamte Text in einer deutschen Übersetzung [58]:

1. Kopie, Register der Urkunde,
Jahr 1969 des 4. Notariars des Departementes
Guayaquil, 21. Juli 1969.

Herr Finanzminister,

Ich, Juan Moricz, argentinischer Staatsangehöriger durch Niederlassung, geboren in Ungarn, Passport Nr. 4361689, durch meine eigenen Rechte und durch Ihre Vermittlung bei Ihrer Excellenz, dem Herrn Präsidenten der Republik, erkläre hierdurch: Ich habe in der östlichen Region, Provinz von Morona-Santiago, innerhalb der Grenzen der Republik Ecuador,

wertvolle Gegenstände von großem kulturellem und historischem Wert für die Menschheit entdeckt. Diese bestehen aus Metallplatten, die durch Menschenhand geschaffen wurden, und beinhalten eine historische Zusammenfassung der ganzen verlorenen Zivilisation, von welcher der Mensch weder eine Ahnung noch Beweise hat. Ich habe diese Entdeckung unter glücklichen Umständen gemacht. Ich untersuchte in meiner Eigenschaft als Wissenschaftler folkloristische, ethnologische und linguistische Aspekte der ecuadorianischen Stämme. Die von mir entdeckten Gegenstände weisen folgende Eigenschaften auf: 1. Gegenstände aus Stein und Metall in verschiedenen Größen und Farben. 2. Metalltafeln mit Zeichen graviert und ideographischen Schriften. Dies ist eine wahre Metallbibliothek, die eine Zusammenfassung der Geschichte der Menschheit enthält; die Herkunft des Menschen auf der Erde, sowie die wissenschaftlichen Kenntnisse einer untergegangenen Zivilisation. Die Tatsache dieser Entdeckung hat mich gesetzlich zum Besitzer dieser Platten sowie der anderen durch mich gefundenen Gegenstände gemäß Artikel 665 des Zivilgesetzbuches gemacht. Da es sich aber um Gegenstände von unermesslichem kulturellem Wert handelt, die ich nicht auf eigenem Grund und Boden gefunden habe, wird hier der Artikel 666 des Zivilgesetzbuches angewendet. Da das Land und die Höhlen, in welchem ich die Entdeckungen machte, gemäß Artikel 55 der gegenwärtigen politischen Konstitution dem Staate Ecuador gehören, muss ich meinen Fund mit demselben teilen. In Übereinstimmung mit dem Zivilgesetzbuch werden dem Besitzer des Landes Rechte auf die Entdeckung eingeräumt. Deshalb gelange ich in Übereinstimmung mit Artikel 58 der Konstitution an Sie. Artikel 58 sagt, dass der künstlerische und archäologische Wert sich unter der Kontrolle des Staates befindet. In Übereinstimmung mit Artikel 3 und 9 der landwirtschaftlichen Gesetzgebung ist es Aufgabe des

Finanzministeriums, die Gesetze in Bezug auf das Eigentum des Staates zu überwachen, und den Präsidenten der Republik darüber ständig zu informieren.

Als Zeichen meiner Ehrlichkeit und Willigkeit, die Interessen des ecuadorianischen Staates zu schützen, melde ich meine Entdeckung bei Ihnen, und durch Sie bei Ihrer Excellenz dem Herrn Präsidenten der Republik an. Dies, damit die Republik Ecuador Ihre Rechte wie auch die Meinigen sichern kann. Ich bitte Sie, eine ecuadorianische Kommission zur Kontrolle zu ernennen. Dieser Kommission werde ich die exakte Lage und den Standort der Höhlen zeigen wie auch die Gegenstände, die sich dort befinden. Ich reserviere mir das Recht, den von Ihnen genannten Personen Fotografien, Filme und auch Originalmuster zu zeigen. Weiterhin möchte ich noch festhalten, dass ich in der Ausführung meiner Rechte als Besitzer des Fundes und in Übereinstimmung mit dem Gesetz, die exakte Fundstelle erst nach der Ernennung Ihrer Kommission zeigen werde. In dieser Kommission sollen sich auch Personen befinden, die ich von meiner Seite auswählen kann.

(Unterzeichnet und besiegelt von Juan Moricz
und Rechtsanwalt Pena)

Diese Besitzurkunde erschlug mich. Da war nicht nur von einer vagen Hoffnung die Rede, irgendwo eine Metallbibliothek zu vermuten, sondern es ging klipp und klar um »die von mir entdeckten Gegenstände.« Gravierte Metallplatten und ideographische Schriften wurden genannt. »Dies ist eine wahre Metallbibliothek, die eine Zusammenfassung der Geschichte der Menschheit enthält.« Ich gratulierte Moricz, fügte trotz der klaren, juristischen Lage aber an, ich könnte in meinem neuen Buch nicht mit ruhigem Gewissen über etwas berichten,

ohne wenigstens einen kleinen Teil davon mit eigenen Augen gesehen zu haben. Moricz meinte, das sei praktisch unmöglich, weil dazu eine ganze Expedition zusammengestellt werden müsste, um zur unterirdischen Anlage zu gelangen. Immerhin würde er mir Fotos des Haupteinganges überlassen und die dürfte ich abdrucken. Ich war zufrieden und trotzdem nicht still. Begeistert von Moricz' Schilderungen und dem notariellen Dokument - zog es mich mit allen Fasern in den Urwald von Ecuador. Wenn das Höhlensystem derart weitläufig war, wie Moricz darstellte, müsste es vielleicht einen anderen Einstieg geben, der ohne große Expedition erreichbar war. Wie wär's mit einem Helikopter?

Moricz winkte nachdenklich ab, erklärte, Helikopter seien in Ecuador selten und die wenigen würden von Militärs oder Erdölfirmen geflogen. Dann machte er einen Vorschlag, der mich wieder aufrichtete. Er kenne einen kleinen Nebenstollen zum Höhlensystem. Viel sei nicht zu sehen aber immerhin würde meine Neugier befriedigt. Bedingung war, dass ich die geographische Position dieses Nebeneinganges nicht preisgeben durfte und so tun sollte, als wäre ich im Haupteingang gewesen. Weshalb? Moricz argumentierte, sowie ich in meinem neuen Buch einen Seiteneingang nenne, der nicht allzuschwer erreichbar sei, und auch noch seine Position bekannt gebe, würden unvermeidlich und sehr rasch die Schatzjäger auftauchen. Den Rest könnte ich mir ausdenken.

Ich schlug ein. Eigentlich wäre ich damals mit noch ganz anderen Bedingungen einverstanden gewesen. Ich war von Moricz' Entdeckung begeistert und angesichts der ruhigen und überlegenden Sprechweise von seiner Ehrlichkeit überzeugt. Außerdem trottete ich seit meiner Jugendzeit auf den Spuren der Außerirdischen, war oft verspottet und belächelt worden.

Und jetzt bot sich aus heiterem Himmel die Gelegenheit, auf eine Metallbibliothek aufmerksam zu machen, die - laut Moricz - meine Theorien voll untermauerten. Was für ein Pfund! Meine letzten Zweifel wischte die notarielle Urkunde weg.

Andertags fuhren wir mit einem roten Toyota-Geländewagen stundenlang in südlicher Richtung, bergauf und- ab bis zur Stadt Cuenca. Moricz füllte den Benzintank, kontrollierte Wasser, Öl, den Reservekanister, und weiter ging die Fahrt irgendwohin. Ecuador war für mich eine »terra incognita«, ein unbekanntes Land. Ich wusste nicht, wohin die Reise führte. Moricz steuerte seinen Wagen auf Nebensträßchen, an Büschen, riesigen Bäumen und Indiohütten vorbei. Oft hielt er an, drehte um, kurvte einige Kilometer zurück. Er suchte etwas und ich konnte ihm nicht helfen. Irgendwann unter uns die Windung eines Flusses. Moricz stieg aus, blickte in die Umgebung und kurvte an einer Ackerkreuzung in eine neue Richtung. »Dort oben ist es!« Meldete er überraschend und wies schräg hinauf auf einen von Büschen bewachsenen, felsigen Steilhang. Wir ließen den Toyota stehen und kraxelten auf einem schmalen Eselspfad den Hang hinauf. Obschon keine Siedlung auszumachen war, begleiteten uns plötzlich ein Indiohirt mit zwei Kindern in schwarzen Ponchos und breiten Hüten. Moricz sprach mit dem Hirten - ich verstand nichts. Dann kam ein abgeschrägter Höhleneingang in Sicht, dahinter ein dunkles Loch. Wir hockten uns alle auf den Steinboden, zwischen Moricz' Beinen eine quadratische, starke Lampe.

■ **Bilder 28-30** Mir hatte er vor dem Aufstieg eine Stablampe in die Hand gedrückt. Ich benutzte die Gelegenheit, platzierte eine meiner Nikon-Kameras auf den nächsten Felsvorsprung und drückte den Knopf des Selbstauslösers. Dann krochen wir auf allen Vieren einige Meter ins Innere des Felsens. Aus

28

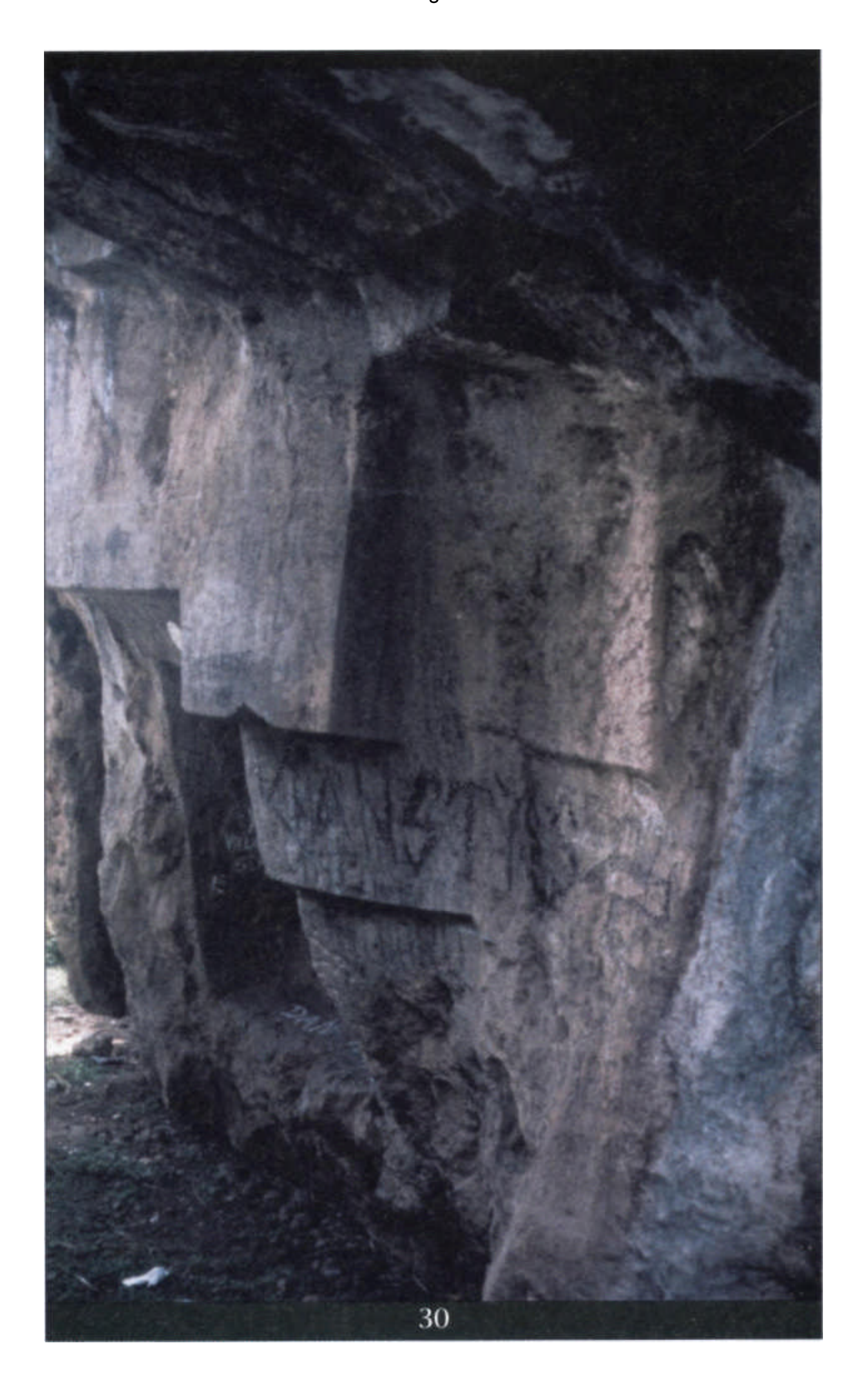


29

dem dumpfen Loch heraus hörte man das Wasser grollen. Meine Kameraausrüstung hatte ich draußen gelassen, bewacht vom Indiohirten und seinen Kindern. Außer einigen seltsamen Figuren und Steinplastiken, über welche das Scheinwerferlicht huschte, war wenig zu sehen. Auch keine Metallbibliothek.

Wieder in Guayaquil überreichte mir Moricz einige Hochglanzfotos der »Expedition 1969« mit der ausdrücklichen Erlaubnis, diese in meinem neuen Buch verwerten zu dürfen. Ich flog in die Schweiz zurück und begann mit dem Diktat des ersten Kapitels von *»Aussaat und Kosmos« . Aber nicht so, wie es später im Buch zu*
lesen war. Auf die Geschichte komme ich gleich. Zuerst möchte ich den kurzen Film der Ereignisse abrollen lassen.

In der Schweiz gab es damals eine illustrierte Zeitschrift, *»Sie & Er«.* Die bemühte sich bei meinem Verlag in Düsseldorf um die Rechte des Vorabdruckes. Monate *bevor* das eigentliche Buch gedruckt war, begann die *»Sie & Er«* mit einigen Auszügen. Der Text entsprach nicht mehr dem, was ich diktiert hatte. Also flog ich - mit der *»Sie & Er«* im Gepäck - erneut nach Ecuador. Dort zeigte ich Juan Moricz und dem Rechtsanwalt Pena den Abdruck in der *»Sie & Er«* mitsamt den Bildern. Moricz beherrschte ein bisschen Deutsch, aber zuwenig, um den ganzen Text zu verstehen. Ich übersetzte Linie für Linie. Moricz war mit der etwas dramaturgischen Fassung einverstanden, meinte, das sei wie in den Schaufenstern, wo die Waren angeleuchtet werden müssten. Doch alles, was ich über die Metallbibliothek und andere Gegenstände geschrieben hätte, sei von der Sache her zutreffend. Einige Monate später erschien *»Aussaat und Kosmos«* , und damit begann das Drama.



30

Wie aber war es überhaupt dazu gekommen, dass die Buch-Fassung nicht mehr meinem ursprünglichen Diktat entsprach? In jedem Verlagshaus gibt es Lektoren, welche die Texte jüngerer Autoren korrigierten, wo nötig redigierten und kürzten. Einer dieser Fachleute war Herr Utz Utermann, der ursprünglich vom Filmwesen kam und nach dem Zweiten Weltkrieg mehrere Drehbücher zu hervorragenden Filmen verfasst hatte. Ich schätzte seine Qualitäten als Mensch und Schriftsteller, und durfte viel von ihm lernen (In *»Aussaat und Kosmos«* , Seite drei oben, figuriert Utz Utermann unter seinem damaligen Pseudonym »Wilhelm Roggersdorf« als Bearbeiter des Buches.). Mein Verleger, Herr Erwin Barth von Wehrenalp, Chef des ECON-Verlages in Düsseldorf, erkundigte sich bei seinem Lektor Utz Utermann, wie es denn zur vorliegenden Fassung der Ecuador-Story gekommen sei. Ich selbst weilte damals in Ägypten, und Utz Utermann hatte die Aufgabe, für das Magazin *»Sie & Er«* eine spannende Version zu verfassen. Utz Utermann antwortete am 7. Oktober 1972 - ich erhielt eine Kopie davon. Nachfolgend der ganze Brief von Utz Utermann an Erwin Barth von Wehrenalp, Verleger des ECON-Verlages in Düsseldorf. Das Schreiben erklärt, wie es zu jener für mich fatalen Version der Ecuador-Geschichte kam [59]:

Sehr geehrter Herr von Wehrenalp,

Nach den turbulenten Tagen der Buchmesse, die uns zu einigen abklärenden Telefonaten zwang, meine ich, Ihnen meinerseits eine Erklärung schuldig zu sein. Ich habe natürlich auch meine Knöpfe abgezählt, ob ich es an einer mir möglichen Recherche des Ecuador-Komplexes habe fehlen lassen.

Sie wissen, dass ich während der Bearbeitung des Manuskriptes heuer im Mai noch mal mehrere Tage bei Herrn von Däniken in Bonstetten gewesen bin. Am Abend des 14.5. spielte mir Herr von Däniken das

Tonband vor, auf das er das Höhlen + Gold Kapitel diktiert hatte. Spontan sagte ich. »Das ist so phantastisch, das glaubt kein Mensch, wenn wir es nicht mit Fotos, Dokumenten etc. belegen können.«

Däniken zeigte mir etwa 15, diesen Komplex betreffende Schwarzweißfotos und einige Farbdias. Sie belegten ad oculos, was er diktiert hatte. Als ich anregte, alle Fotos zu bringen, sagte mir Däniken, er habe Moricz versprochen, bestimmte Fotos nicht im Buch zu veröffentlichen, es seien lediglich jene Fotos »frei«, die Moricz ausdrücklich zur Verfügung gestellt habe. Mit beharrlicher Insistenz versuchte ich, ihn zu überreden. »Nein«, sagte er, »ich habe Moricz versprochen, andere als seine Fotos nicht zu bringen. Basta.«

Aus seinen Unterlagen holte er dann die Notariats-Urkunde vom 21.7.1969 (Buch Seite 8 f.), in der die Höhlen a) als Entdeckung von Moricz festgestellt, und b) Inhalte beschrieben werden. Wir nahmen die Urkunde als einen guten Beleg ins Buch.

Däniken zeigte mir einen ganzseitigen Bericht der führenden Zeitung von Ecuador - »El Mercurio« *- in dem über eine offizielle Begehung der Moricz-Höhlen mit Staatsvertretern, Militär etc. berichtet wurde. Im Bericht sind die Teilnehmer namentlich aufgeführt - Unvorstellbar, dass die führende Zeitung des Landes über eine Realität berichtet, die nunmehr nicht mehr existieren soll.*

Wir sahen alle Belege durch, die Däniken entlang der Reiseroute gesammelt hatte, auf eine mögliche Verwendbarkeit hin. Unter diesen Belegen fand sich eine Visitenkarte von Rechtsanwalt Vena, der alle Belange von Moricz wahrnimmt. »Die müssen wir faksimiliert ins Buch nehmen und dazu sagen, dass alle ernsthaft interessierten Wissenschaftler über Rechtsanwalt Rena ein Entree in die Moricz-Höhlen bekommen!«, sagte ich.

Däniken war von meinem Vorschlag begeistert. Spontan. Ohne jeden Vorbehalt. Mit großer Verve griff er den Gedanken auf: »Das ist es! Das ist ganz im Sinne von Moricz und Penal Denen liegt ja daran, von ernsthaften Wissenschaftlern Hilfe zu bekommen. Sie erhoffen sich ja Hilfe durch die Veröffentlichung in meinem Buch!«

Wenn jetzt angezweifelt wird, ob a) Däniken in einem kleinen Teil (anderes wird im Buch nicht behauptet) der Moricz-Höhlen gewesen ist und b) ob es diese Höhle - nach Moricz Ansicht künstlich entstandene Höhlen - überhaupt gibt, dann drängt sich diese Kardinalfrage auf:

Wenn es für Däniken irgendwelche Zweifel gab oder auch nur Unsicherheiten in seinen Berichten, warum lockt er dann mit der Veröffentlichung der Pena-Visitenkarte Rechercheure auf seine Spur?

Hält man ihn für so töricht, dass er das gewetzte Messer lieferte, um sich damit exkulpieren zu lassen? Wäre er seiner Sache nicht vollkommen sicher gewesen, dann hätte er - geheimnisschwanger - von Höhlen berichtet, die er zwar gesehen habe, die er aber nicht lokalisieren dürfte. Das hätte sich gutgemacht und der Dschungel ist weit. Feststeht: Ohne die Preisgabe derPena-Adresse wäre eine journalistische Recherche nicht möglich gewesen.

An dieser Stelle scheint mit der wunde Punkt in der Diskussion zu liegen:

Haben Moricz und Pena nicht geahnt, welch weites Echo ein Däniken-Buch auslöst? Däniken wusste das. Er will Diskussionen provozieren. Gerade deshalb aber würde er nie mit so leicht überprüfbaren Angaben argumentieren. Er könnte es sich ja »gefahrloser« und zugleich entschieden leichter machen, wenn er im

Unkontrollierbaren argumentieren würde. Hält man ihn für so töricht, dass er selbst die Schnitzel zum munteren Halali ausstreut?

Wenn Däniken von der skrupellosen Cleverness wäre, die man ihm derzeit unterstellt, dann ginge das doch mit der Dussligkeit nicht zusammen, seinen Rechercheuren pfleglich die Spuren zu liefern? Was aber ist in Ecuador geschehen, seit Däniken zweimal dort war? Sind Moricz und Pena konsterniert über das Echo, das ihnen nun Journalisten ins Haus treibt? Wenn - und da in Paranthese gebracht, ist an den dem »Stern« *gegebenen Auskünften nicht zu zweifeln - wenn Moricz und Pena nunmehr so reagieren, welche Gründe können sie dafür haben? Wollen sie »ihre« Höhlen letztlich doch vor staatlichen Eingriffen bewahren? Haben sie tatsächlich - möglicherweise in manischer Einbildung - wie Däniken erzählt - »Angst« vor Horden von Golddiggern?*

Hat man ihnen - vielleicht - den »SpiegeU-Artikel übersetzt, in dem berichtet wird, Däniken habe mit seinen beiden Büchern bisher drei Millionen DM verdient? Und - vielleicht - gesagt: »Sehen Sie sich das an! Das hat er bisher verdient. Nun war er einige Tage bei Ihnen, und aus Ihren Höhlen wird er wieder Millionen scheffeln!« - Dass die beiden Männer dann doch voller Neid reagieren und Däniken wie eine heisse Kartoffel fallen lassen, hielte ich für eine sehr menschliche, wenn auch nicht eben schöne Reaktion. - Beim Versuch der Erhellung der dubiosen Vorgänge muss man aber wohl auch solche Überlegungen miteinbeziehen.

Es wird alles um so unbegreiflicher und kurioser, als Däniken bei seinem zweiten Besuch im August den Herren Moricz und Pena bereits drei Folgen des Vorabdrucks der Schweizer Illustrierten »Sie & Er« - *mit dem kompletten Höhlen-und-Gold-Kapitel! - zeigen konnte. Und der Herren übersetzt vorgelesen hat.*

Am 14.8., früh, rief mich Frau Däniken an, die nachts einen Anruf ihres Mannes aus Cuenca gehabt hatte, um mir zu sagen, Moricz und Pena wären von der Publikation begeistert.

***Mich** interessierte diese Stellungnahme deswegen besonders, weil **ich** - um den Höhlen-Texten »Farbe« zu geben und dem Leser den großen Eindruck nachvollziehbar zu machen - entgegen den Däniken-Berichten einen »Lichteffekt« hinzufügte.*

Als Däniken zurück war, erkundigte ich mich noch mal, was Moricz zu dieser »schriftstellerischen Freiheit« gesagt habe. Däniken: Moricz war 100-prozentig damit einverstanden. Er sagte: »Das ist wie mit einer Ware im Schaufenster, die muss man auch anstrahlen, um sie zu verkaufen.«

*Da Moricz **meinen** »Lichteffekt« abgesegnet hatte war ich beruhigt. - Ich möchte wünschen, dass journalistische Berichte stets nicht mehr und keine den Sachverhalt verändernden Hinzufügungen enthielten.*

Bleibt das Cuenca-Gold des Paters Crespi:

Däniken bestreitet nicht, dass es bei Crespi Arbeiten in Messing und Silberblech gibt - nur: Darüber hat er nichts geschrieben. Mir scheint dieser Komplex bisher in keiner Argumentation »enthüllt» worden zu sein, weder im »Stern« *noch im Zweiten Deutschen Fernsehen. Dort wurden **nicht** jene Gegenstände gezeigt, die Däniken fotografiert hat und die im Buch gezeigt werden.*

Unterschrieben: Utz Utermann, Roggersdorf

Ein langer Brief, der zwar einiges klarstellt, mich aber trotzdem nicht von der Verantwortung des Autors befreit, auch

wenn ausgerechnet die später beanstandeten Seiten gar nicht aus meiner Feder stammten. Was war denn eigentlich geschehen? Weshalb plötzlich die fürchterlichen Angriffe und Lächerlichmachereien?

Nach der Veröffentlichung von *»Aussaat und Kosmos«* besuchten zwei Südamerika-Korrespondenten des Deutschen Magazins *»Der Stern«* den Herrn Pena in Quayaquil. Gemäß ihren Recherchen war die gesamte Geschichte über die Metallbibliothek und meinen Besuch in einem Seiteneingang erstunken und erlogen. In guter journalistischer Manier fragte mich ein »Stern«-Redakteur um meine Meinung, noch *bevor* der Artikel an die Öffentlichkeit ging. Ich antwortete am 17. September 1972 [60]:

Sehr geehrter Herr Blumenschein,

Ich möchte Sie doch freundlich bitten, mit mir ein klärendes Gespräch zu führen, bevor mir durch eine einseitige Publikation unermesslicher Schaden zugeführt wird, der nie wiedergutgemacht werden kann. Bekannterweise sind alle späteren Richtigstellungen und alles später vorgelegte Beweismaterial für die Korrektheit einer Aussage für die Katz.

Herr Haaf (Redakteur des »Stern«) interviewte mich kurz am Telefon. Die Herren Pena und Moricz in Ecuador hätten gesagt, ich sei nie im unterirdischen Tunnelsystem gewesen, und die in meinem Buch »Aussaat und Kosmos« *gemachten Bilder eben dieses Systems stammten von Moricz.*

Die Bilder sind von Moricz und an den betreffenden Orten bin ich tatsächlich nie gewesen. Das aber steht auch nicht in »Aussaat und Kosmos«. *Und beim Bildquellennachweis halte ich fest: Totos Juan*

Moricz. Andrerseits hatte ich Gelegenheit, durch einen Seiteneingang, der üblicherweise - laut Moricz - unter Wasser stehen soll, einen kleinen Teil der unterirdischen Anlagen zu besichtigen. Moricz meinte zwar bei meinem letzten Ecuador-Besuch im August, was ich gesehen hätte sei »nichts«. Es sei (wegwerfend) »lächerlich«. Gemeint war mit »nichts« und »lächerlich« aber nur das Verhältnis zur offenbar gigantischen Anlage. In diesem Sinne bekenne ich mich dazu, »nichts« gesehen zu haben. Unterstellt man mir aber, ich hätte auch keinen Seiteneingang besucht und was in »Aussaat und Kosmos« *zu lesen ist, sei Phantasie, dann werde ich böse. Ich müsste wohl ein ausgemachter Narr sein, in meinem eigenen Werk die Adresse jener Leute zu geben, die genau das Gegenteil von dem sagen, was ich berichte! Auch habe ich in* »Aussaat und Kosmos« *nicht ein einziges meiner Bilder abgedruckt, obschon ich solche besitze. Juan Moricz wollte nämlich nicht, dass für ortskundige Kenner ein Seiteneingang publik wird ... Letztlich aber scheint mir der ganze Streit, ob ich genau dort gewesen sei und was ich gesehen habe, lächerlich. Die Hauptfrage müsste doch lauten:* ***Stimmt das?*** *Gibt es dieses Tunnelsystem? Existiert die Metallbibliothek? Und hierzu muss doch* ***Moricz*** *klare Aussagen machen. Ich glaube nicht, dass er heute zurückkrebsen kann und nun behauptet, der »zoologische Garten«, der Tisch, die Stühle und vieles andere, das ich (noch) nicht beschrieben habe, sei Erfindung. Siehe notarielle Urkunde vom 21. Juli 1969, bei Dr. Gustavo Palconi, Guayaquil. (Dokument XVII)*

Auch sollte man ihn kurioserweise fragen, weshalb er sich dann mit mir habe fotografieren lassen, und ob die Taschenlampen in unseren Händen bloß Kinderspielzeug gewesen seien? (Beim Rest des Briefes geht es um Crespi, auf den komme ich noch).

Trotz dieser Klarstellung brachte *»Der Stern«* in der Ausgabe des 1. Oktober 1972 einen verheerenden Bericht über mich.

Moricz und Pena hätten so ziemlich alles, was ich geschrieben habe, entrüstet verneint. Ich verstand die Welt nicht mehr, denn drei Wochen vorher, am 12. September 1972, hatte ich ausgerechnet von Herrn Pena einen liebenswürdigen Brief erhalten [61]:

Gerade habe ich Ihren Brief vom 21. August erhalten. Ich teile Ihnen mit, dass die Herren Hero Buss und Perry Kretz von der Zeitschrift »Stern« *nach Guayaquil gekommen sind, auf der Suche nach einer Information für einen Artikel über Ihr letztes Buch. Wie immer freuten wir uns, sie herzlich zu empfangen und ihnen einige Fotografien über die unterirdische Welt zu geben.*

Im *»Stern«* stand genau das Gegenteil, nämlich Moricz und Pena hätten den beiden deutschen Journalisten »die Augen über Erich von Däniken geöffnet.« Was stimmte jetzt? Erfanden die *»Stern* «-Journalisten eine unsaubere Geschichte oder log mich Rechtsanwalt Pena an? Ich schickte weitere zwei Briefe nach Ecuador, bekam aber keine Antwort, was mich nicht besonders irritierte, denn die ecuadorianische Post war damals reichlich unzuverlässig. Nun kannte ich eine Stewardess der *Swissair,* Frau Pia Buob, die beruflich immer wieder nach Ecuador flog. Ihr gab ich einen Brief an Herrn Pena mit und bat sie, mein Schreiben nur persönlich an Herrn Rechtsanwalt Pena zu übergeben. Frau Buob leistete hervorragende Botendienste, besuchte Pena in Guayaquil und antwortete mir [62]:

Glücklich wieder in der Schweiz angekommen, möchte ich Ihnen ganz schnell über meinen Besuch bei Herrn Dr. Pena in Guayaquil berichten.

Ich habe Herrn Dr. Pena in Guayaquil sofort nach meiner Landung aufgesucht und ihm den Brief, den Sie mir mitgegeben haben
,

abgegeben. Herr Dr. Vena war äußerst nett zu mir, er hat mich sofort in sein Haus und zu seiner Familie eingeladen. Die ganze Familie wollte wissen, wie es Ihnen gehe und alle haben begeistert von Ihnen und Ihren Besuchen in Guayaquil erzählt.

Herr Dr. Pena war allerdings höchst entsetzt über den »Stern«-Ar*tikel, den Sie dem Brief beigelegt haben. Wörtlich sagte er, der ganze Artikel sei erlogen, seine Aussagen dem »Stern«-Reporter gegenüber seien verdreht und aus dem Zusammenhang gerissen worden. Herr Dr. Pena hat mir versprochen, Ihnen deswegen zu schreiben, sobald Juan Moricz von seiner Reise in die Höhlen zurückgekehrt sei. Er möchte diesbezüglich Juan Moricz erst informieren.*

Herr Dr. Pena und auch seine Familie wollten gerne wissen, wann Sie wieder nach Guayaquil kommen werden; sie würden sich freuen, Sie bald wieder einmal in ihrem Heim begrüßen zu dürfen. Sie alle lassen Sie herzlich grüßen.

Nach dieser Antwort fühlte ich mich regelrecht erleichtert und nahm an, die Welt sei wieder in Ordnung und alles nur eine Übertreibung der STERN-Journalisten. Irrtum! Das Chaos begann erst. Deutschsprachige TV-Stationen nahmen sich der Sache an, *»Econ* «-Chef von Wehrenalp wurde in der Sendung *Aspekte* des Zweiten Deutschen Fernsehens mit dem Bonner Völkerkundler Prof. Dr. Udo Oberem konfrontiert. Vehement vertrat der Wissenschaftler die Meinung, Crespi hätte keinerlei wertvolle Schätze, und die Höhlen des Juan Moricz seien der Wissenschaft längst bekannt. Jetzt lud der *»Econ* «-Verleger den Wissenschaftler Prof. Oberem zu einer Forschungsreise nach Ecuador ein. Natürlich gemeinsam mit mir und anderen Beteiligten [63]. Schon eine Woche später verkündete *»Der Stern«,* der damals überhaupt nichts zu meiner Entlastung vermeldete (was sich erst Jahre später änderte), Prof. Oberem habe

die Einladung nach Ecuador abgesagt. Das war falsch. Mit Brief vom 12. Oktober 1972 nahm Oberem die Einladung an [64].

Der gründliche Verlagschef des Hauses *»Econ«* in Düsseldorf, Erwin Barth von Wehrenalp, hätte mich »zum Abschuss freigegeben« und mich öffentlich fallen lassen, sollte sich meine Geschichte in *»Aussaat und Kosmos«* als Lügenmär entpuppen. Folgerichtig wandte er sich an den Botschafter von Ecuador in Deutschland, Herrn Prof. Dr. Ramon Eduardo Burneo und bat ihn um Unterstützung in dieser heißen Angelegenheit. Der Botschafter sollte einige Wissenschaftler in Ecuador bestimmen, die gemeinsam mit Juan Moricz und mir die Sachlage klärten. Weiter schrieb der Verleger [65]:

Mir wurde mitgeteilt, dass Sie gegenüber der »Kölnischen Rundschau« eine negative Äußerung über das Buch von Erich von Däniken gemacht hätten. Da wir alle Tatbestände, die uns auch nur gerüchteweise zu Ohren kommen, überprüfen, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir auch hierzu den Sachverhalt mitteilen ...«

Bereits eine Woche später antwortete der Botschafter [66]:

Ich möchte Ihnen bestätigen, dass ich bereit bin, Ihre diesbezüglichen Bemühungen zu unterstützen. Ich habe mich inzwischen an die zuständigen Behörden in Ecuador gewandt, um eine Persönlichkeit, die für diese Expedition in Frage käme, namhaft zu machen. Sobald ich eine Nachricht erhalte, werde ich auf die Angelegenheit zurückkommen.

Andrerseits möchte ich klarstellen, dass ich keinerlei Äußerungen über das Buch von Herrn von Däniken gegenüber irgendeiner Zeitung gemacht habe ...

Was um Gottes Willen lief hier schief? Offensichtlich fabulierten Journalisten irgendetwas Negatives daher, das mich jedes Mal wie ein neuer Hammerschlag traf, und meinen Gegnern höchst erfreuliches Material lieferte, um mich in die Pfanne zu hauen. Und dies gleich weltweit, denn die Kontroverse im deutschsprachigen Raum wurde bald von englischen und amerikanischen Journalisten ausgeschlachtet. Nur stimmte nichts. Das konnten aber die Redakteure in fernen Ländern nicht wissen. Große und bekannte Zeitungen und Magazine werden zitiert, geraten in die Pressearchive, daraus bedient man sich. So ist das in der Medienwelt. Schließlich kann man von einem amerikanischen Journalisten nicht erwarten, dass er mit einer neuen Recherche über etwas beginnt, das andere in Deutschland längst abgeliefert haben. Der Ami sagt sich, der Deutsche sei näher an den Quellen als er selbst und habe dementsprechend bessere und gründlichere Informationen. Ping - Pong heißt das System. Einer übernimmt vom anderen.

Nach dem freundlichen Schreiben von Rechtsanwalt Pena und dem Besuch von Frau Buob in Ecuador, schickte ich mehrere ausführliche Briefe nach Südamerika und bat um Aufklärung. So am 11. November an die Herren Pena und Moricz [67]:

Wie Ihnen bekannt ist, bin ich in Europa wegen meiner Behauptung, es existiere in Ecuador ein künstlich angelegtes Tunnelsystem sowie eine unterirdische Metallbibliothek, heftig angegriffen worden. Bei einem Gespräch im Deutschen Fernsehen hat sich nun mein Verleger, der »Econ«- *Verlag in Düsseldorf, bereit erklärt, eine Expedition nach Ecuador zu finanzieren, um die Korrektheit meiner Aussagen, wie auch Ihrer* »Escritura« *zu beweisen.*

Aus Deutschland werden Herr Prof. Dr. Udo Oberem, Leiter des Instituts für Amerikanistik an der Universität Bonn, sowie ich selbst, nach Ecuador fliegen. In Ecuador sollen ein Museumsdirektor sowie möglicherweise ein Geologe der Expedition angeschlossen werden. Das geplante Unternehmen müsste Anfang März 1973 stattfinden.

Es fehlt uns die nötige Zeit, monatelang im Lande zu verweilen, um eine Expedition mit Eseln und Trägern mitzumachen. Deshalb ist hier der Vorschlag laut geworden, bis zum Eingang der Höhle mit Helikoptern zu fliegen. Alle diesbezüglichen Kosten werden vom »Econ«-Verlag übernommen.

1. *Ist es Herrn Moricz möglich, und ist er bereit dazu, eine kleine Expedition um den 1. März 1973 herum, mittels Helikopter an den Haupteingang des Tunnels oder einen interessanten Nebeneingang zu führen?*

2. *Ist Juan Moricz bereit und kann er uns garantieren, dass diese kleine Expedition einen Teil der künstlichen Anlagen zu sehen bekommt? Wobei es sich um eine Stelle handeln müsste, welche einwandfrei nicht durch natürliche Kalkauswaschungen oder Wassereinbrüche entstanden ist.*

3. *Ist Herr Moricz bereit, uns so weit zu führen, dass wir mindestens einen Teil der unterirdischen Schätze - insbesondere der Metallbibliothek - zu sehen bekommen?*

Es ist selbstverständlich, dass bei dieser Helikopter-Expedition auch Rechtsanwalt Dr. Pena dabei sein wird. Diese geplante, kurze Expedition dient vorerst dem ausschließlichen Zweck, das Vorhandensein der künstlichen, unterirdischen Anlagen, wie auch der kulturellen und historischen Schätze richtigzustellen. Erst zu einem

späteren Zeitpunkt ist dann eine große Expedition mit Journalisten vorgesehen. Zum Zwecke der Verifizierung wäre es also nicht einmal notwendig, dass man zum Haupteingang fliegt, denn Juan Moricz sind ja Nebeneingänge bekannt, und er könnte uns zu einem dieser Nebeneingänge führen, sofern die Künstlichkeit der Anlage, wie auch ein Teil der unterirdischen Schätze dadurch bewiesen werden kann.

Wenn der Einstieg durch einen Seiteneingang durch Herrn Moricz nicht erwünscht wird, und wir den Haupteingang anfliegen müssen, ist es unbeding notwendig, dass Herr Moricz uns wissen lässt, wie lange wir schätzungsweise in der unterirdischen Welt verbleiben müssen, um einen Teil der Metallbibliothek zu sehen. Nötigenfalls müsste man dann eine Trägerkolonne vorausschicken, oder die Helikopter müssten ihre Fahrt mehrmals ausführen, bis die gesamte Mannschaft und ihre Ausrüstung am Haupteingang deponiert sind.

Sowohl für den deutschen Professor Dr. Oberem als auch für mich wäre die vorgeschlagene Helikopter-Expedition nur um den 1. März 1973 herum möglich. Wir sind deshalb auf eine rasche und ausführliche Beantwortung der in diesem Schreiben aufgeworfenen Fragen angewiesen. Sowie die Zusage von Herrn Moricz und Herrn Rechtsanwalt Pena vorliegt, dass ein Teil der unterirdischen Anlagen wie auch der Metallbibliothek besichtigt werden können, werden wir über den Aufbau und Ablauf der Organisation korrespondieren.

Ich begrüße Sie beide und hoffe, dass wir uns spätestens im März 1973 wiedersehen werden. (Unterschrieben: Erich von Däniken)

Ich wartete und wartete, schickte denselben Brief in Kopien viermal, und zwar auf unterschiedlichen Wegen, nach Ecuador. Ohne Reaktion. Was konnte der Grund für dieses Verhalten sein? Am liebsten hätte ich mich in ein Flugzeug gesetzt und wäre nach Guayaquil geflogen, doch war meine Agenda den ganzen November und Teile des Dezembers mit Vorträgen blockiert.

Auch eine Kurzvisite in Ecuador dauerte mindestens fünf Tage hin und zurück. Mir blieben nirgendwo fünf freie Tage am Stück. Weihnachten mit den familiären Freuden und Verpflichtungen stand auf dem Programm. Ich tröstete mich damit, eine Antwort von Pena verzögere sich wegen der Weihnachtspost. Prof. Udo Oberem und andere drängten, sie brauchten verbindliche Daten. Also schickte ich am 29. Dezember 1972 erneut einen Brief über die großen Wasser nach Ecuador [68]:

Am 11. November 1972 ließ ich Ihnen einen ausführlichen Brief zukommen, in dem ich Ihnen eine Forschungsreise im Hubschrauber in einen Teil der unterirdischen Höhlen des Herrn Moricz vorgeschlagen hatte. Um sicher zu sein, dass mein Brief Sie erreichte, hatte ich Ihnen viermal Fotokopien, je eine an verschiedenen Tagen, geschickt. In meinem Brief vom 11. Nov. hatte ich Ihnen mitgeteilt, dass der »Econ«- *Verlag die Kosten der Forschungsreise übernehmen und uns der deutsche Professor Dr. Udo Oberem begleiten würde.*

Es sind fast zwei Monate vergangen und ich habe immer noch keine Antwort auf meine Vorschläge und Fragen erhalten. Die Situation beginnt schwierig für mich zu werden, um nicht zu sagen unmöglich. Nicht nur die Leute, die an der geplanten Expedition teilnehmen möchten, sondern auch der Geldgeber - der »Econ«-Verlag - fangen an mich zu drängen ... (Es folgen Wiederholungen des letzten Briefes) ... *In Anbetracht dessen, dass die Reisekosten erheblich sind, ist es für uns Europäer unmöglich, nach Ecuador zu kommen, ohne die entscheidende Zusicherung des Herrn Moricz zu haben ... Falls ich bis zum 10. Januar 1973 keine Antwort von Ihnen erhalte, werde ich versuchen, Sie telefonisch zu erreichen.*

Die Silvesternacht 1972 verbrachte ich mit meiner Familie in einem herrlichen Berghotel in den Schweizer Alpen. Meh-

rere Gäste, die einen wohlwollend, die anderen spöttisch, wünschten mehr über diese Metallbibliothek von Ecuador zu erfahren. Ich konnte ihnen nicht weiterhelfen. Auch die »Grenzlinie« des 10. Januar 1973, die ich Pena für eine Antwort gegeben hatte, verstrich. Der Chef des *»Econ*«-Verlages meinte, wir sollten einfach so, auch ohne eine Zusage von Moricz, nach Ecuador fliegen. Ich war strickt dagegen und begründete dies folgendermaßen [69]:

... Die geplante Ecuador-Reise soll und muss durchgeführt werden, jedoch gilt das Hauptanliegen der Metallbibliothek. Wir müssen also zuerst die Hürde Moricz und Pena nehmen. Und wenn sich jetzt wegen Pena und Moricz Verzögerungen in unseren Plänen ergeben, so sollten wir diese Verzögerungen ohne Hast und falsche Panik in Kauf nehmen und die interessierten Personen sachlich informieren ... Dass Pena und Moricz bis heute nicht antworteten, beunruhigt mich. Wobei absolut klar ist, dass dieses »Nicht-Antworten« kein persönlicher Affront gegen meine Person bedeutet, denn ***nach*** *dem »Stern«-Bericht war ja Frl. Buob bei Pena. Ich beginne mich zu fragen, ob sich hier nicht andere Kreise eingeschaltet haben, wer immer dies sein könnte. Den ganz speziellen Journalisten, die mich angreifen und zerreißen -* ***die auch das Thema immer wieder zerfetzen - ist es völlig wurscht, was wir aus einem Ecuador-Besuch mitbringen, wenn das Tunnelsystem und die Metallbibliothek nicht darunter sind!***

Mir lag daran, die wichtigsten Passagen in *»Aussaat und Kosmos«* zu beweisen. Das war ohne Moricz unmöglich. Er blieb die Schlüsselfigur meiner Rehabilitation. Heute, auch nach sechsunddreißig Jahren, schreibe ich all dies und zitiere Korrespondenzen nicht ohne ein bisschen Verbitterung in der Herzgegend, aber ohne jeden Zorn auf die beteiligten Personen. Die Zeit heilt alle Wunden. Der Grund meiner damaligen Enttäu-

schung war ein endloser Brief von Pena (den ich wegen der Länge hier nicht in extenso zitieren kann), und der mich erschütterte [70]. Lebte ich in einer Traumwelt oder hatten die anderen die Seiten gewechselt? Pena schrieb:

Ihre Briefe vom 11. und 30. November sowie vom 29. 12. 1972 habe ich erhalten. Zu diesem Thema muss ich ihnen als Rechtsanwalt des Herrn Juan Moricz Folgendes mitteilen:...

Herr Moricz sowie auch ich haben geglaubt, dass Sie sich beeilen würden, nach Guayaquil zu kommen, um uns über die in diesem Buch (»Aussaat und Kosmos«,) *erschienene ganz persönliche und erfinderische Darstellung über die Entdeckung von Herrn Moricz Aufschluss zugeben, sowie über die Veröffentlichung der Fotografien und Informationen ohne unsere Einwilligung. In der Tat wurden Ihnen die Einzelheiten dieser Entdeckung als Beweis mitgeteilt mit Rücksicht auf Ihr Angebot, sich mit einer Summe von 200.000 US Dollar an einer Forschungsreise zu beteiligen, die die Entdeckungen von Herrn Moricz in der ganzen Welt bekannt machen würde ...*

Wider alles Recht haben Sie öffentlich Gebrauch von allen Ihnen übermittelten Informationen gemacht, obwohl man Ihnen mitgeteilt hatte, dass sich Herr Moricz von Anfang an seine geistigen und anderen Autorenrechte im Zusammenhang mit seiner Entdeckung ausdrücklich vorbehalten hatte, wie es das Ihnen bekannte Schriftstück beweist, das von allen Teilnehmern der Forschungsreise unterschrieben worden ist. Dieses finden Sie als Kopie beigefügt...

Somit machten Sie sich das Recht zu eigen, die Ergebnisse der besagten Forschungen zu veröffentlichen. Sie haben also geschäftlichen Nutzen aus einer Entdeckung und aus Informationen gezogen, die einem anderen gehörten, ohne sogar das Honorar festzusetzen, das den sich willkürlich angeeigneten Rechten entspricht...

Indem Sie die Unruhe und die natürliche Neugier ausnutzen, die die Geschichte der phantastischen Entdeckung von Herrn Moricz erweckt, wollen Sie durch Ihre vielfältigen Veröffentlichungen Druck ausüben, um uns zu zwingen, eine Forschungsreise zu veranstalten, von der Sie den ausschließlichen Nutzen haben würden. Sie vergessen, dass man ursprünglich eine Forschungsreise geplant hatte, um der Welt die Entdeckung von Moricz bekannt zu machen, nicht aber um aus Menschenfreundlichkeit zu beweisen, dass Herr von Däniken recht hatte. Sie haben die Neugier Ihrer Leser für die Entdeckung eines anderen völlig unrechtmäßig geweckt. Jetzt wollen sie Nutzen daraus ziehen, um die Richtigkeit Ihrer Behauptungen zu beweisen ...

Dieser Hammer saß! Ich fühlte mich einige Tage wie betäubt. Gott sei Dank bin ich frei von Depressionen. Der März 1973 wäre der richtige Monat dafür gewesen. In meinem Kopf stimmte gar nichts mehr. Da hatte ich gerade mal einige wenige Seiten in *»Aussaat und Kosmos«* über Juan Moricz' Entdekkungen geschrieben, weil er es (außer mir) auch wünschte. Dies, damit er für sein eigenes, geplantes Buch bekannt würde. Dazu hatte er mir ausdrücklich Schwarzweiß- Fotos überlassen. Jetzt wurde geltend gemacht, ich hätte diese Bilder »ohne Einwilligung« verwendet. Ich galt auf der ganzen Linie als der Schurke, weil ich »geschäftlichen Nutzen« aus Moricz' Entdeckungen gezogen haben soll. Moricz war - gemäß Schreiben von Pena - auch entsetzt über die Art, wie ich seine Entdeckung bekannt gemacht habe. In Wahrheit aber hatte ich ihm in Ecuador den Vorabdruck in der *»Sie* & *Er«* gezeigt und wortwörtlich übersetzt. Penas Schreiben lag ein Dokument bei, das ich entgegen seiner Meinung vorher nicht kannte. Mir war zwar die *»Escritura«* (notarielle Urkunde) vertraut, aber nicht das Nachfolgende [71]:

Die Unterzeichnenden, Mitglieder der Forschungsexpedition zu den von Herrn Juan Moricz in Ecuador entdeckten Höhlen verpflichten sich formell, weder journalistische, durch Funk oder Fernsehen übertragene, noch andere Erklärungen anderer Natur abzugeben, noch Fotografien zu veröffentlichen, die im Zusammenhang stehen mit der Expedition, ihren Zwischenfällen, mit den in den Höhlen sich befindlichen kostbaren Gegenständen, der geographischen Lage des entdeckten Ortes, den Theorien und Hypothesen, zu denen die Entdeckung führt, noch allgemeine Einzelheiten bezüglich der Expedition. Jede öffentliche und amtliche Erklärung an die Massenmedien bezüglich des Erfolges, des Scheiterns, der Auswirkungen, der Ergebnisse, der Ziele, der Verwirklichungen und der übrigen Einzelheiten der Expedition darf alleine durch den Entdecker, Herrn Juan Moricz, abgegeben werden, der ausdrücklicher Chef der Expedition ist, und ausdrücklich von allen Unterzeichneten ermächtigt wird, jeden gerichtlich zu ahnden, der die gegenwärtige Vereinbarung übertritt, sowie die Veröffentlichung oder Wiedergabe jeder Fotografie oder Erklärung, die im Gegensatz zu den gegenwärtigen Bestimmungen bekannt gegeben wird, zu verhindern. Nur der Entdecker, Herr Juan Moricz, kann in Ausübung seiner Rechte die von ihm im vorliegenden Schreiben aufgestellten Verpflichtungen und Einschränkungen aufheben, wann immer er es für ratsam hält.

(Handschriftlich unterzeichnet von allen Teilnehmern der »Expedition 1969« am 23. Juli 1969)

Mir dämmerte, dass Moricz möglicherweise von seinen einstigen Kameraden bedrängt wurde, die sich alle zum Schweigen verpflichtet hatten. Da passte dieser Däniken aus der Schweiz nicht ins Konzept. Der vermasselte alles und verdiente sich (angeblich!) dumm und dämlich. Die Wirklichkeit sah ganz anders aus.

Weshalb wärme ich diese Geschichte nach Jahrzehnten überhaupt wieder auf? Wen interessiert das? *»Aussaat und Kosmos«* ist ohnehin nicht mehr auf dem Markt, meine damaligen Leser vermutlich ausgestorben, und ich selbst habe mich von jenem Schock erholt. Warum also die Aufarbeitung einer längst begrabenen und überwachsenen Geschichte?

Weil die umstrittene Metallbibliothek von einem anderen Augenzeugen ausgiebig besichtigt und beschrieben wurde! Und weil ich inzwischen die exakte, geographische Position des Höhleneinstieges punktgenau kenne. Damit stehen uns sensationelle Entdeckungen ins Haus. Die alte Geschichte wird plötzlich wieder hochaktuell. Bevor ich mit den Zitaten aus einer 35-jährigen Korrespondenz aufhöre, die immerhin auch ein Kapitel der Zeitgeschichte sind, und bevor ich über die weitere Entdeckung dieser Metallbibliothek berichte, dürfte es am Rande interessieren, was aus den Beziehungen zwischen Moricz/Pena und mir wurde. Auf »den Hammer« des Pena-Schreibens vom 26. Januar 1973 antwortete ich - schockresistent! - eine Woche später [72]:

Die von mir vorgeschlagene Expedition hat ausschließlich den Zweck, der Welt zu beweisen, dass sich in den unterirdischen Tunneln des Herrn Moricz tatsächlich eine Metallbibliothek und andere Schätze befinden. Es geht dabei nur um Juan Moricz und nicht um Erich von Däniken ... Wichtig ist überhaupt nicht »dass Erich von Däniken recht hat«, sondern wichtig ist ausschließlich, stimmt das, was Juan Moricz sagt. Zum Beispiel in der »Escritura«.

Anlässlich meines Besuches in Ecuador im August vergangenen Jahres zeigte ich Ihnen die ersten Ausgaben der Zeitschrift »Sie & Er«, *und wir haben uns damals ausdrücklich über die Art und Weise unterhalten, wie ein Schriftsteller eine Story präsentieren muss.*

Wir zogen Vergleiche von Waren, welche in Schaufenstern angeboten und angepriesen werden. Moricz meinte damals zu dieser Frage der Präsentation, dies sei Nebensache. Ich möchte hier noch feststellen, dass es sich bei meinen Büchern nicht um wissenschaftliche Publikationen handelt, und dass einem Schriftsteller dramaturgische Freiheiten gestattet sein müssen.

Ich habe in Ihrem Büro die Erlaubnis von Herrn Moricz erhalten, die mir überlassenen Fotos zu verwenden. Diese Verwendung der Bilder war ja der Grund, weshalb wir damals zum Fotografen gingen und Reproduktionen anfertigen ließen. Zudem ist die nun plötzlich geltend gemachte Geheimniskrämerei um diese Bilder ohnehin fehl am Platze, da sie ja sowieso bereits in ecuadorianischen Zeitungen veröffentlicht worden waren.

Es ist richtig, dass ich mich im Gespräch am Abend anbot, finanzielle Mittel für eine Expedition zu suchen, damit die Welt von der phantastischen Entdeckung in Ecuador erfahre. Diese finanziellen Mittel hätte nun der »Econ«-Verlag bereitgestellt, oder irgendeine große Firma wäre von mir darauf angesprochen worden. Wenn nun Juan Moricz denkt, er wolle die Expedition auf seine Weise durchführen und finanzieren, so ist dies seine Angelegenheit, wofür er sicherlich Gründe hat. Absolut unfair hingegen finde ich es, nun so zu tun als wäre ich der »Bösewicht« und hätte Geheimnisse ausgeplaudert, die Herrn Moricz vorbehalten gewesen seien. Ich war nicht Teilnehmer der Expedition 1969 und habe dieses Dokument, welches die Teilnehmer unterschrieben, nicht mit unterzeichnet. Zudem war mir die Existenz dieses Dokumentes nicht bekannt. Ich danke für die Fotokopie. Jedenfalls entspricht dies, was die damaligen Expeditionsteilnehmer unterzeichneten, nicht dem, was wir in Ecuador besprochen haben. Ihnen und Herrn Moricz war absolut und durchaus klar, dass ich über das unterirdische Tunnelsystem berichten würde, das war ja schließlich der Grund unserer langen Zusammenkünfte.

Ich bitte Sie, lieber Herr Vena, erinnern Sie sich an unsere Gespräche! Sie kennen doch meine und Juan Moricz' Ansicht zur Archäologie, zur Entstehung und Ausbreitung des Homo sapiens. Es ist Ihnen auch bekannt, dass Moricz und ich eine ganze Menge mehr wissen, als das, was wir sagen und schreiben. Erinnern Sie sich an unser zweites Nachtessen? Moricz und ich waren uns gedanklich verbunden, zu manchen Themen nickten wir uns bloß noch zu, weil jeder wusste, dass der Partner Bescheid weiß. Was glauben Sie, was geschehen wäre, wenn ich die ganze Wahrheit publiziert hätte? Ich kann - nach unseren Gesprächen - nicht einsehen, weshalb man heute derartig beleidigt tut. Moricz will doch »la guerre« und zwar »norte guerre«! Er ist es doch, der wünscht, dass die gesamte Wahrheit über die menschliche Frühgeschichte endlich an die große Glocke kommt. Moricz müsste mir ewig dankbar sein, dass nun zum ersten Mal weitherum von ihm und seinen Entdeckungen gesprochen wird. Ich habe nie und mit keinem Wort irgendwelche Entdeckungen für mich beansprucht, sondern stets Moricz in den Vordergrund und ins Rampenlichtgestellt. Er hat weiß Gott keinen Grund, auf mich und meine Publikationen böse zu sein! Wenn Juan Moricz seine Idee tatsächlich wird verwirklichen können, sein geplantes Buch gleichzeitig in 30 Sprachen auf den Markt zu bringen, dann bin ich an diesem zukünftigen Erfolg sicherlich nicht unschuldig, denn erst durch meine Publikationen ist der Welt klargeworden, dass es in Ecuador ein Tunnelsystem gibt, wer der Entdecker ist, und dass dieser Entdecker die Geheimnisse über das System kennt.

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr Pena, meine freundlichen Grüße, und übermitteln Sie diese auch an Herrn Moricz. (Unterzeichnet: Erich von Däniken)

Damals, 1972-1975, wurde mir in den internationalen Medien vorgeworfen, ich hätte mich gegen die massiven Beschuldigungen nicht gewehrt, hätte nichts unternommen, um der

Wahrheit ans Licht zu verhelfen, hätte mich schäbig verhalten und vor der Verantwortung gedrückt. Zudem wurde - von einigen absichtlich - in Schlagzeilen hinausgehämmert, schließlich hätte ich zugegeben, nie in einer ecuadorianischen Höhle gewesen zu sein. Alles Mumpitz! Schon bei den ersten Presseanfragen hatte ich klipp und klar hervorgehoben, zwar nicht im *Haupteingang* zur Welt des Juan Moricz gewesen zu sein - aber in einem Nebenstollen, was sich mit Fotos auch beweisen ließ. Die wurden weggelassen und eine Meldung fabriziert: »... Däniken hat zugegeben, nie in den Höhlen von Ecuador gewesen zu sein.« Heute noch geistern diese verdrehten Zeilen durch die Archive und selbstverständlich durch's Internet, wo jedermann hinein diktieren kann was ihm beliebt, auch wenn's die verbogendsten Unwahrheiten sind. Mich erinnert dies an den inquisitorischen TV-Moderator, der seinen Gast verpflichten wollte, auf eine Frage nur mit *Ja* oder *Nein* zu antworten. Es geht um die Wahrheit, die lässt sich immer mit einem einfachen und überzeugenden *Ja* oder *Nein* festhalten. Stimmt das? Ich stelle Ihnen, verehrter Leser, nachfolgende Frage. Versuchen Sie mal, mit *Ja* oder *Nein* zu antworten:

Werden Sie endlich aufhören, ihre Frau jeden Abend zu verprügeln? Ja *oder* Nein?

Kapiert? Die Entweder-oder-Antworten entpuppen sich oft als faule Eier. Es braucht Erklärungen. Deshalb entschloss ich mich, im Rahmen der Fortsetzungsgeschichte um die rätselhafte Metallbibliothek zuerst mal die alte Kontroverse um meine paar Seiten in *»Aussaat und Kosmos«* endlich zu entlüften. Man darf getrost erfahren, wie ich mich vor fünfunddreißig Jahren sehr wohl bemühte, Licht ins Dunkel zu bringen.

Nach meinem erklärenden Brief an Pena kam postwendend eine Forderung nach Geld. Ich sollte »die dem Herrn Moricz zustehende Summe des Prozentsatzes zahlen,« die ich für den »geschäftlichen Nutzen, den Fotografien, Forschungen« etc. erzielt hätte. Zur gleichen Zeit erhielt ich den Brief eines Herrn »James B. Mobley« der amerikanischen Filmgesellschaft *»Media Associates Company«* aus Los Angeles, der ankündigte, sie würden in Ecuador einen Film über die unterirdische Höhlenwelt drehen und hätten sich die Rechte gesichert. Herr Juan Moricz habe seine Teilnahme abgesagt, seine Präsenz sei aber ohnehin nicht nötig, weil ein Herr Pino Turrola die Filmcrew führen werde [73]. Zu meiner absoluten Verblüffung erfuhr ich, Herr Pino Turrola habe die betreffenden Höhlen »ausgiebiger erforscht als irgend jemand anders, und das mindestens 1 1/2 Jahre *vor* der Moricz Expedition.« Herr Mobley versicherte in seinem Schreiben, seine Filmgesellschaft habe einen Vertrag mit der ecuadorianischen Regierung abgeschlossen, und sich in *The Writers Guild of America* die Rechte für die Geschichte eintragen lassen. Am meisten aber elektrisierte mich die Mitteilung des Filmproduzenten Mobley, »die Platten aus fremden Metall, Gegenstände aus Gold etc.« würden *nicht* in den Moricz-Höhlen liegen, *»sondern in einer Kammer, viele Meilen davon entfernt. Dieser Eingang kann nur erreicht werden, wenn man durch den Fluss schwimmt und innerhalb der Höhlen auftaucht.«*

Das waren News! Wenn Mobleys Aussage zutraf, hätte Moricz eine notarielle Urkunde aufsetzen lassen, die nicht den Tatsachen entsprach, er hätte die ecuadorianische Regierung und seinen gutgläubigen Anwalt Dr. Pena missbraucht und mich nebenbei rabenschwarz angelogen, und mit dem gemeinsam besichtigten Seiteneingang ein undurchschaubares Theater arrangiert. Ich schickte den Brief der amerikanischen

Filmgesellschaft an Dr. Pena und gratulierte dem Filmproduzenten Mobley, dem ich alle nur denkbare Unterstützung für die Vermarktung des Filmes zusicherte. Dr. Pena erklärte ich in einem längeren Schreiben vom 16. März 1973 nochmals meinen Standpunkt zu Moricz' Forderungen [74], *(prozentuale Beteiligung)* erhielt aber darauf keine Antwort mehr. Stattdessen wurde mir einige Monate später eine Betreibung über eine Million US-Dollars zugestellt. In seiner Einzigartigkeit unüberbietbar! Da betreibt mich jemand über eine Million Dollar für die Veröffentlichung einiger weniger Seiten in meinem Buch *»Aussaat und Kosmos«* . Die paar Buchseiten entsprachen dem Bruchteil einer wunderbaren Geschichte, die möglicherweise von der Person, die mich betreiben ließ (Juan Moricz) erfunden war und für deren Überprüfung des Wahrheitsgehaltes er keinen Finger rührte. Ich hatte immerhin die Finanzierung einer Expedition angeboten. In welcher Welt lebte ich eigentlich?

Am 17. Juni 1973 bestätigte Herr Ronald Nicholas, Präsident der *National Leisure Corporation* in seinem Büro an der North-Pine-Street in Hollywood dem Journalisten Ron Thompson [75]:

»Es ist wirklich unglaublich. Die Filmcrew hat in den Tunneln über 1.000 Fotos geschossen. Sie hat Kavernen entdeckt, die groß genug sind, um 5.000 bis 6.000 Leute zu fassen.«

Mir sollte es recht sein. Wer immer mit den Bildern auftauchte, könnte nur meine Sicht der Dinge beleuchten. Inzwischen verstrichen Jahre, die Betreibung von Juan Moricz hatte ich rechtlich angefochten, er selbst bestätigte auch später Zeitungen gegenüber hartnäckig die Existenz der unterirdischen Welt mit der Metallbibliothek. [76, *77]* Dann, irgendwann im Spätherbst 1976 (die Nummer fehlt im Archiv), er-

schien im Deutschen Wochenmagazin *»Die Bunte«* ein herrlicher Bericht über Ecuador. Ein internationales Team unter Führung des schottischen Höhlenforschers Stanley Hall habe eine großangelegte Expedition »auf den Spuren Erich von Dänikens« unternommen. Ehrengast sei der erste Mann auf dem Mond, Neil Amstrong, gewesen. Alle Teilnehmer wären bitter enttäuscht über mich, denn in den unterirdischen Anlagen befänden sich keinerlei wie immer geartete Schätze. Von einem Höhlenforscher »Stanley Hall« hatte ich nie etwas gelesen, den ersten Mann auf dem Mond hingegen kannte ich. Ich schrieb ihm am 18. Februar 1977 und bat um Auskunft. Schon eine Woche später hielt ich die Antwort in den Händen, in welcher er sich vollkommen von den Pressemitteilungen distanzierte. [78,79] Ich gebe das Schreiben von Neil Amstrong in Faksimile wieder. ■ **Bild 31** Für den Deutschen Leser nachfolgend die wichtigsten Passagen:

»... Wegen meiner schottischen Vorfahren ... wurde ich eingeladen, als Ehrenvorsitzender der Expedition beizuwohnen. Ich besuchte die Anlage Anfang August des vergangenen Sommers. Ich hatte Ihre Bücher nicht gelesen und wusste nichts von irgendwelchen Zusammenhängen Ihrerseits mit diesen Höhlen. ***Ich habe keinerlei Aussagen bezüglich Ihrer Hypothesen gemacht.*** *Ich vernahm, dass Artikel in Deutschland und Argentinien verbreitet wurden, welche unsere Expedition mit Ihren Theorien verknüpften. Bilder wurden verbreitet, die mich vor Ort zeigten.* ***Ich bin von keinem einzigen Vertreter irgendeiner Publikation interviewt worden.*** *Ich kann keine Verantwortung für irgendetwas akzeptieren, das in der Europäischen Presse stand.* (Unterschrieben: Neil A. Armstrong)

Ich fragte mich schon damals nicht mehr, was mit unserer Presse los ist, denn ich war längstens Opfer des Systems. Siehe



University of Cincinnati
Cincinnati, Ohio 45221

February 24, 1977

1752

AIR MAIL

Mr. Erich von Däniken
8906 Bonstetten (Zürich)
Stallikonerstrasse

Dear Mr. Däniken:

Thank you for your letter of 18 February, 1977.

The Los Tayos Expedition, a Joint project of the British and Ecuadorean expedition was formed to conduct a scientific study of the "caves de Los Tayos". It is my understanding that the British Army was involved in some 400 such expeditions in 1976.

Because of my Scottish ancestry, and the fact that the U.K. side of this project was largely Scottish, I was invited to act as honorary chairman of the expedition, I accepted.

I visited the exploration site in early August this past summer. I had not read your books and did not know of any connection that you might have had with the caves. I made no Statements regarding any hypotheses you may have put forth.

I understand that there have been magazine articles in Germany and Argentina which reported on the expedition and related it to your theories. Pictures were included which showed me at the site. I was not interviewed by representatives of either publication. I was asked in Ecuador whether I had observed any evidence of highly developed societies having been in the area, and I answered that I had not.

I accept no responsibility for anything you may have read in the European press.

I appreciate your kind invitation to join you in your forth-coming expedition, but am unable to accept.

I appreciate the courtesy of your letter.

Sincerely,

Neil A. Armstrong
Professor of Aerospace Engineering & Applied Mechanics

eem

cc: Stanley Hall
Maj. C.J.W. Browne

oben! Ich wusste, wie die Mediengesellschaft funktionierte und dass der eine Journalist schlicht aus der anderen Quelle schöpfte, ohne deshalb ein Bösewicht zu sein. So konnte es mich auch nicht mehr erschlagen, als eine große deutsche Tageszeitung am 2. Oktober 1982 über die Expedition einer deutschen Gruppe berichtete, die einmal mehr auf »Dänikens Spuren« nach Ecuador gereist war, die Tayos-Höhlen leicht und ohne irgendwelche Trägerkolonnen erreichte, und bei Pater Crespi in Cuenca nur Messing und anderen Kitsch vorfand. [80]

Hatte die »Expedition Moricz 1969« nicht Trägerkolonnen und militärischen Schutz benötigt? Wie kamen jetzt deutsche Touristen auf leichtem Fuß zu den Tayos-Höhlen? Inzwischen waren 12 Jahre verstrichen, und die Ecuadorianische Regierung hatte einen befahrbaren Weg in die relative Nähe der Tayos-Höhlen schlagen lassen. Die Situation zeigte sich 1982 völlig anders als 1969. Und Pater Crespi? War nicht längst klar, dass er nur Kitsch und modernen Mist ausstellte?

Mir war bereits 1972 bekannt gewesen, dass Pater Crespi früher als Direktor des Goldmuseums von Cuenca amtiert hatte. Er wusste sehr wohl, was Gold ist und was nicht. Das Goldmuseum ist am 20. Juli 1962 abgebrannt. Bei meinen drei Besuchen in Cuenca schleppte der alte Mann Metallplatten vor die Kamera und sagte zu fast allem: »Oro ... oro ... oro« (Gold ... Gold ... Gold) Der Pater war ein Filou, der seine Besucher nur zu gerne auf den Arm nahm. Bei meinem zweiten Besuch wünschte er unbedingt, dass ich sein neuestes »Gold« fotografiere. Ich tat ihm den Gefallen, obwohl ich billiges Messingblech erkannte. Dann schleppte er ein rostiges Dampfbügeleisen heran und beteuerte augenzwinkernd, damit sei bewiesen, dass die Inkas Bügeleisen kannten. Gewitzt durch frühere Er-

fahrungen, wo er bestohlen wurde, hütete der Pater seine Schätze eifersüchtig. Er ließ mich kaum an die Artefakte ran und wenn ich Maß nahm, hielt *er* die Platten hoch oder stellte sie an eine Wand. Was hätte ich denn praktisch tun sollen? Dem Pater - immerhin einem ehrwürdigen Geistlichen und Kenner von Gold - vorwerfen sollen: »Sie lügen!« Mir blieb gar nichts anderes übrig als seine Worte vom »Gold« lächelnd hinzunehmen. Dies umsomehr, als mir die Goldmuseen von Lima und Bogota bekannt waren, und die dort gezeigten Schaustücke nicht anders aussahen als diejenigen von Pater Crespi.

Rund 12 Jahre nach meinen Besuchen trotten also ein paar Deutsche in Pater Crespis Hinterhof. Der Pater war inzwischen verstorben. Seine Nachfolger zeigten den Touristen mit ihren dicken Rucksäcken bereitwillig allen möglichen Plunder aus Crespis Nachlass, darunter auch von mir als »Gold« bezeichnete Platten. Der wertvollere Teil der Crespi-Sammlung war längst der Staatsbank von Ecuador übereignet worden. Es kann sich dabei kaum um wertloses Messingblech gehandelt haben - wie in deutschen Zeitungen berichtet wurde - dafür braucht man keinen Banktresor. Ich kann mir auch gut vorstellen, dass verschiedene Objekte mehrfach vorhanden waren: einmal in der teuren und dann in der billigeren Ausführung. Ich schreibe dies nicht als Schutzbehauptung, denn heutzutage stößt man in den Museen der Welt auf Nachahmungen irgendwelcher Originale. Auch in den Andenländern.

Jedenfalls konnte ich bei meinen Crespi-Besuchen nicht einwandfrei beurteilen, was Gold war und was nicht. So schrieb ich denn in *»Aussaat und Kosmos«* von »... Gold, Silber, Kupfer ...« und im Buch *»Meine Welt in Bildern«* das nur ein Jahr nach *»Aussaat«* erschien, präzisierte ich: »Messing, Kupfer, Blech, Zink, Stein- und Holzarbeiten ... und in all die-

sem Wirrwarr echtes Gold, Goldblech, Silber und Silberblech.« (S.149) Bei den abgelichteten Bildern kommentierte ich vorsichtig: »Metallplatte« (S. 152), »Goldblech« (S. 154), »Plastik« (S. 157), »Silber-Zink-Scheibe« (S. 158), »gravierte Silberfolien« (S. 160).

Der Gruppenchef der deutschen Touristen, verfasste alsbald ein Buch gegen mich, in dem ich selbstverständlich einmal mehr »entlarvt«, »widerlegt« und »überführt« wurde, nicht ohne die übliche, in Deutschland genüsslich zelebrierte »Entrüstung« [81]. Es fehlten eigentlich nur noch die Lichterketten. In dem Buch wird so getan, als hätte ich stets nur von »Gold und nochmals Gold« des Paters Crespi gesprochen. Erstens stimmte das nicht, zweitens wurde die Bild-Dokumentation *»Meine Welt in Bildern«* [82] wohlweislich verschwiegen und drittens konnte ich nicht wissen, dass die Ecuadorianer zwischen 1969 (Moricz) und 1982 eine fahrbare Piste durch den Busch geschlagen hatten, welche eine teure Expedition wie zu Moricz' Zeiten nicht mehr nötig machte.

Die deutschen Touristen hoben auf die Schnelle mit zwei Fingern irgendeine von Pater Crespis Platten in die Höhe und stellten fachmännisch fest, dass es sich schon des Gewichtes wegen nicht um Gold handeln könne. (»Däniken widerlegt. Hurrah!«) Ich wusste bereits seit 1972, dass das Gewicht eines Gegenstandes über den Goldanteil nichts aussagt. Herr Prof. Dr. Gebhardt, Direktor des Max-Planck-Institutes für Metallforschung, Stuttgart, hatte mir nämlich mitgeteilt, »Gewicht und Farbe sagen über den Goldanteil nichts aus [83]«. Dr. Gebhardt hatte sich jahrzehntelang mit den metallurgischen Kenntnissen der Inka befasst und galt als Fachmann ersten Ranges. Wenige Jahre später veröffentlichte Frau Prof. Dr. Haether Lecht-

mann, Leiterin des *Center for Materials Research in Archaeology and Ethnology* am *Massachusetts Institut of Technology* über das »falsche Inkagold« eine intensive Studie. Nachfolgende Sätze stammen aus ihrem Forschungsbericht [84]:

»In unserem Labor analysierten wir kleine Proben von Fundstücken. Dabei stellte sich heraus, dass der Überzug vielfach nur um 0.5 bis 2 Mikrometer dünn und selbst in mikroskopischen Aufnahmen bis zu 500facher Vergrößerung kaum wahrzunehmen war ... Die Herrscher des Inkareiches nutzten Gegenstände, die wie aus purem Gold oder Silber aussahen ... Die Methoden der Oberflächenveredlung, mit denen die Bewohner Amerikas in vorkolumbianischen Zeiten unedlen Metallkörpern das Aussehen von Edelmetall verliehen, sind unerreicht.«

Was bleibt eigentlich von so vielen »Entlarvungen« und dem dauernden »Entrüstungsgeschrei« übrig? Oh doch! Die Motive auf Crespis Artefakten!

Archäologen sind auch nur Menschen und schauen gerne mal weg oder urteilen vorlaut, wenn ihnen Kunstobjekte nicht ins Schema passen. Die Crespi-Kollektion passt hinten und vorne nicht! Sie würde ein liebgewordenes und in hundert Lehrbüchern perpetuiertes Bild der vorkolumbianischen Indios zerstören. Am schnellsten geht es, wenn man dem Ärgernis das Etikett »Fälschung« umhängt. Dann muss sich niemand mehr damit befassen, schon gar nicht die Studenten. Zweifellos stammen einige Stücke der Crespi-Sammlung aus neuerer Zeit, doch für den Großteil der Artefakte kann dies nicht zutreffen. Sie lagen bis zum 20. Juli 1962 im Goldmuseum von Cuenca, wurden also als archäologisch echt und wertvoll klassifiziert. Dann brannte das Museum ab. Der amerikanische Archäologe Manson Valentine, immerhin Ehrenku-

rator des *Museums of Science* von Miami und Forschungsmitglied des Bishop-Museums von Honolulu, klassifizierte dieselben Crespi-Artefakte, die ich in *»Aussaat und Kosmos«* abgelichtet hatte, als »echt« [85]. Zudem zeigte ich im vorangegangenen Kapitel Crespi-Platten mit Schriften, zu denen es tausende von Kilometern von Ecuador entfernt Parallelen gibt. Vielleicht erklärt man mir demnächst, heutige Indios in Ecuador hätten zuerst mal das kleine Museum in Glozel (Frankreich) besucht, bevor sie mit Messingblech und Hammer umgingen.

Ich habe nichts gegen vernünftige Kritik, auch wenn ich dabei Haare lassen muss. Ich selbst gehöre nationalen und internationalen Schriftstellerverbänden an, kenne unzählige brillante Journalisten - meine Tochter zählt dazu - sitze zwanglos mit ihnen zusammen, diskutiere über das Pro und Kontra einer Sache, lache und philosophiere mit meinen Kollegen der schreibenden Zunft. Aber ich habe etwas gegen die ewig Beleidigten, Entrüsteten, die nur den kleinsten Teil eines Lebenswerkes nicht begriffen haben müssen, um auch den Rest des Nicht-Begriffenen zuverlässig beurteilen zu können.

Und wo - bitte - liegt jetzt diese Metallbibliothek?

Unter dem Titel *»El Oro de los Dioses«* erschien *»Aussaat und Kosmos«* erst 1974 in spanischer Sprache und löste eine bissige Kontroverse um diese »Tayos Höhlen« aus. Am Rande: Weder der englische Titel *»The Gold of the Gods«* noch der spanische Titel *»El Oro de los Dioses«* stammten von mir. Ausländische Titel werden in den jeweiligen Verlagshäusern erdacht. Immerhin setzte das Buch andere Expeditionen als diejenige von Juan Moricz auf die Fährte dieser umstrittenen »Tayos-Höhlen«. Zeitschriften berichteten darüber [86], und die unterirdischen Anlagen wurden zumindest teilweise skizziert [87]. Ei-

ner der Menschen, die von meinem Bericht angesteckt wurden, ist Mister Stanley Hall. Als ich im November 1994 in Quito, der Hauptstadt von Ecuador, einen Vortrag hielt, organisiert von der Schweizer Botschaft und dem Deutschen Goetheinstitut, traf ich tags darauf Stan - wie er sich nennt - in seinem Haus. Mein ehemaliger, langjähriger Sekretär und Freund Willy Dünnenberger, der seit vielen Jahren in Quito lebt, hatte das Treffen arrangiert. Stan, so erfuhr ich, war schottischer Abstammung. Seinen Namen kannte ich aus den Zeitungen, er war es gewesen, der die wissenschaftliche Expedition mit Neil Amstrong von 1976 auf die Beine gestellt hatte. Jene Expedition, so erfuhr ich, hatte gerademal einen Tag gedauert, denn die Mannschaft mitsamt dem ersten Mann auf dem Mond, Neil Amstrong, war mit Helikoptern zu den Höhlen eingeflogen worden. Stan kannte Juan Moricz seit Jahren, und selbstverständlich auch den Rechtsanwalt Gerardo Pena. Ich schilderte Stan meine Sicht der Dinge, ohne auf irgendwelche Dokumente einzugehen, wie ich es hier tat, und Stan versicherte mir, er bleibe auf der Spur dieser Metallbibliothek, diese Geschichte sei zu wunderbar, um im Nebel des Vergessens zu versinken. Ich schätzte Stan als grundehrlichen Forscher ein, auf dessen Wort Verlass war. Und dass er im Gegensatz zu anderen in Ecuador weiterkommen würde, traute ich ihm sofort zu, umsomehr, als er einen guten Ruf genoss und mit einer Ecuadorianerin verheiratet war.

Während unseres Gespräches ließ mich Stan wissen, er kenne die geographische Position der Metallbibliothek. Sie liege nicht in den »Tayos-Höhlen«. Doch sei es zu früh, damit an die Öffentlichkeit zu gehen.

Stanley Hall blieb all die Jahre hartnäckig auf der heißen Spur und *kennt heute die exakte, geographische Position des Einganges der Metallbibliothek. Er macht kein Geheimnis mehr daraus*

und publizierte die köstliche und streckenweise mühsame Geschichte in seinem Buch: »Tayos Gold - The Archives of Atlantis« [88] (In dem ich als eine Art von Märchenonkel vorkomme.). Hall traf auch den einzigen Augenzeugen, der die Metallbibliothek und alle anderen, fantastischen Gegenstände mit eigenen Augen gesehen und in den Händen gehalten hatte: Herrn Lucio Petronio Jaramillo Abarca. Petronio Jaramillo war lange *vor* Juan Moricz durch einen Indio des »Shuar«-Stammes (früher bekannt als »Jjvaros« und noch etwas früher bekannt als Kopfjäger) in die phänomenalen, unterirdischen Kammern geführt worden. Wegen den Witterungsverhältnissen - die Männer mussten durch einen Fluss tauchen und kamen in einer Höhle heraus - verbrachte Petronio Jaramillo einen ganzen Tag und die darauf folgende Nacht in den Schatzkammern. Stan Hall hat seinen Bericht zusammengestellt und in seinem Buch *»Tayos Gold«,* ab der Seite 185, abgedruckt [88]. Aus Gründen des Copyrights, doch auch aus Respekt vor Stans jahrelangen Recherchen, kann ich diese wirklich weltbewegende Schilderung nicht einfach wiedergeben. Immerhin schreibt Petronio Jaramillo von »tausenden von Tierfiguren«, von Chimären, von »kristallähnlichen Säulen in verschiedenen Farben«, und schließlich von einer Metallbibliothek von abertausenden von Seiten, »jedes Metallblatt etwa 40 x 20 Zentimeter groß.« Was Juan Moricz mir in jener Nacht im Hotel Atahualpa in Guayaquil erzählt, und wovon ich ein paar kleine Abschnitte wiedergegeben hatte, ist geradezu lächerlich gegen die Beschreibung des Augenzeugen Petronio Jaramillo.

Aus dieser unterirdischen Welt werden Erkenntnisse auf uns zukommen, die für einige im Sinne des Wortes »niederschlagend« sind. Für andere höchst erfreulich. Zuerst aber muss die Gesellschaft - der berühmte »Zeitgeist« - die Sichtung dieser Metallbibliothek überhaupt zulassen. Derartige Forschungen

sind nur im wissenschaftlichen Rahmen möglich. Welcher Wissenschaft? Der konservativen Archäologie, Ethnologie und Theologie der bisherigen Schule? Auch benötigt jede Gruppe zur Durchführung einer Expedition die Hilfe von Regierungsstellen. Werden die wieder blockieren, sich - vielleicht? - bestechen lassen? Wird man uns in einigen Jahren sachlich, todernst - wie sonst? - erklären, Stan Halls Enthüllungen und Petronio Jaramillos Bericht seien dumme Fantastereien? Ich bin kein Anhänger von Verschwörungstheorien, kenne aber mit Sicherheit zwei Fälle, wo exakt dies praktiziert wird: 1. mit den Schriftrollen (den »Qumran-Rollen«) vom Toten Meer und 2. mit den Räumen in und unter der Großen Pyramide. Um eine mögliche Vertuschung und geheime Ausbeutung zu erschweren, entschloss sich Stan Hall, die exakte Position der Metallbibliothek bekannt zu geben. (Hallo, Google Earth! Richte deine Satellitenaugen auf den Punkt *IT* 47' 34" West, 1° 56' 00" Süd!) Weshalb ist der Augenzeuge dieser phänomenalen Schätze, Petronio Jaramillo, nicht täglich im Fernsehen zu sehen?

Petronio Jaramillo wurde im Mai 1998 vor seinem Haus in Esmeraldas erschossen.

Er ließ einen 14-jährigen Sohn, Mario, zurück. Stan Hall und Mario versuchten gemeinsam, den Eingang zu den unterirdischen Schatzkammern zu erreichen. Aus Witterungsgründen und anderen Problemen, über die Stan Hall berichtete [88], musste das Team kurz vor dem Ziel aufgeben. Glaubt man dem Internet, versuchten es auch andere. Der Journalist Alex Chionetti teilt mit, er sei wegen den Indios, den Shuars, nicht zum Ziel gekommen [89].

Und was ist mit jenem Herrn Pino Turolla der schon 11/2 Jahre *vor* Juan Moricz die Höhlen besucht haben will und ein

Filmteam geführt haben soll? Was wurde aus dem Filmproduzenten James B. Mobley? Wo sind die tausenden von Fotos, die in der unterirdischen Welt geschossen wurden? Stan Hall bezeichnet Pino Turolla als einen Grafen italienischer Abstammung, der Hinweise auf außerirdisches Leben suchte. Der Himmel weiß in wessen Auftrag. Ob er sein Ziel in den *Tayos-Höhlen* je erreichte, entzieht sich meiner Kenntnis. Und Bert Mobley, den traf ich Jahre später in Los Angeles, erkundigte mich nach seinem Film und den vielen Fotos aus den Höhlen. Er gab sich freundlich, aber zugeknöpft und meinte, der Film würde nie erscheinen und die Bilder nie veröffentlicht. »Weshalb um Gottes Willen,« wollte ich wissen. »Ihre Gesellschaft hat schließlich viel Geld in das Projekt investiert.« Er lächelte süffisant und erklärte vieldeutig, sie hätten weit mehr Geld als ihre Investitionen zurückbekommen. »Von wem? Himmel noch mal! Das darf doch alles nicht wahr sein?« Bert schwieg eisern, bedankte sich für das Getränk und ging.

Diese Art von Gesprächen sind es, die mich zornig und stutzig machen, ohne gleich an Weltverschwörungstheorien zu denken. Und was ist mit Juan Moricz? Er müsste doch jedes Interesse haben, seine Geschichte zu beweisen und in die Welt hinaus zu posaunen.

Juan starb am 27. Februar 1991, kurz vor seinem 69. Geburtstag. Er hatte noch Goldvorkommen entdeckt und beteuerte bei jeder Gelegenheit die Wahrheit seiner Geschichte. Wie das? Nachdem sich doch eindeutig herausgestellt hatte, dass die Metallbibliothek nicht in den »Tayos-Höhlen« lag? Der wirkliche Einstieg befindet sich rund 100 Kilometer von den »Tayos-Höhlen« entfernt. Was soll ich denn heute von Juan Moricz' Aussagen halten? Ich habe ihn nie verurteilt und war trotz den Problemen, die wir miteinander ausfochten, stets

der Meinung, er sei eine großartige Persönlichkeit. Er wusste unglaublich viel - auch über meinen Fachbereich - war sehr belesen und verhielt sich immer wie ein Gentlemen. Dass er auf mich wütend reagierte, kann ich nachträglich sehr wohl verstehen, umsomehr, als er wegen meiner Publikation von allen Seiten unter Druck gesetzt wurde (Er hatte auch einige Jahre ernste Differenzen mit Stan Hall. Aus denselben Gründen wie damals mit mir.). Heute vermute ich, in Juan Moricz' Höhlen lagen sehr wohl einige Schätze. Diese sind - **nach** *»Aussaat und Kosmos«* und wegen den Schatzsuchern - ausgelagert, verschoben worden. Es kann sich dabei aber nicht um das gleiche Material gehandelt haben, das Petronio Jaramillo gesehen und beschrieben hat, denn jene einzigartige Sichtung ereignete sich *vor* 1964. Und Rechtsanwalt Pena? Das ist ein nobler, hochintelligenter Herr, gründlich und sauber, der damals nichts anderes tat, als die Interessen von Juan Moricz zu vertreten. Wieweit er selbst an all die Geschichten von Juan glaubte, kann ich nicht beurteilen.

Die brisante Story um die Metallbibliothek beginnt erst. Stanley Hall sei Dank! Aus seinem Buch und späteren Gesprächen (Stan besuchte mich in der Schweiz) erfuhr ich auch, dass eine kleine Expeditionsgruppe der Mormonen bereits 1968 - ein Jahr *vor* der »Expedition Moricz« - dieselben Höhlen besucht hatte. Jetzt ist Hellhöhrigkeit angesagt! Erinnern wir uns: Die Mormonen leiten sich von den Jarediten ab. Jared war der Vater von Henoch. Der wiederum schrieb seine von den Außerirdischen diktierten Bücher und übergab sie seinen Söhnen für die Geschlechter nach der Flut. Unter der Leitung irgendeines »Gottes« erreichten die Jarediten nach 344-tägiger Schiffsfahrt in acht fensterlosen Booten die südamerikanische Küste. Die Mormonen-Bücher *Ether* und *Levi* berichten detailliert darüber. Was haben die

Vorfahren der heutigen Mormonen - oder die Nachfahren Jareds - mit Schriften auf Metalltafeln zu tun? Mit einigen Zitaten aus dem Buche *Mormon* lässt sich belegen, dass es exakt um solche Schrifttafeln aus Metall ging. Vor der Fahrt über die großen Wasser mussten nämlich zuerst die Platten gesichert werden [90]: (Worte und Zahlen in Klammern entsprechen den Büchern und Kapiteln des Buches Mormon.)

(Nephi, 3,3) Denn Laban hat die Urkunden der Juden und auch ein Geschlechtsregister deiner Vorfahren, und das alles ist auf Messingplatten graviert. (3,4) Daher hat mir der Herr geboten, dass du mit deinen Brüdern nach dem Hause Laban gehen sollst, um diese Urkunden zu erlangen ... (2,24) Und wir gingen zu Laban hinein und baten ihn, er möge uns die Urkunden geben, die auf Messingplatten graviert seien; dafür wollten wir ihm unser Gold, unser Silber und alle unsere Wertsachen überlassen. (4,16) Ich wusste auch, dass das Gesetz auf die Messingplatten graviert war. (17) Und außerdem wusste ich, dass der Herr den Laban in meine Hände gegeben hatte, damit ich die Platten seinen Geboten gemäß erlangen konnte. (5, 10) Und nachdem sie dem Gott Israels gedankt hatten, nahm mein Vater Lehi die Urkunden, die auf die Messingplatten graviert waren, und untersuchte sie von Anfang an. (11) Er sah, dass sie die fünf Bücher Moses enthielten, die Bericht geben von der Erschaffung der Welt und auch von unseren ersten Eltern Adam und Eva. (5, 18) ... dass diese Messingplatten unter alle Nationen, Geschlechter, Sprachen und Völker gelangen sollten, die zu seinen Nachkommen gehörten. (19) Daher sagte er, dass diese Messingplatten nie vergehen und auch nicht von der Zeit verwischt werden sollten. (22) Daher fand es der Herr weise, dass wir sie mit uns nehmen sollten, als wir durch die Wildnis nach dem verheißenen Lande zogen.

Von »Messingplatten« wird geschrieben. Es muss nicht »Messing« gewesen sein, denn die Platten sollten die Jahrtau-

sende überdauern (»nicht von der Zeit verwischt werden«). Das Wort »Messing« kann eine Frage der Übersetzung oder des Schutzes sein. Hätte man das Wort »Gold« eingesetzt, wären die Begehrlichkeiten gestiegen. Zudem würden mikrodünne Vergoldungen genügen. Man vergesse die phänomenalen Veredelungstechniken der vor-inkaischen Stämme nicht, die ihre Spezialkenntnisse auch von irgendwoher oder irgendwem gelernt haben müssen. Immerhin enthielten bereits diese »Messingplatten« Berichte »von der Erschaffung der Welt und auch von unseren ersten Eltern, Adam und Eva.« Und diese Platten sollten »unter alle Nationen, Geschlechter, Sprachen und Völker gelangen.« Gehorsam schleppten die Jarediten das alte Schriftgut mit und transportierten es übers Meer nach Amerika. Dort vermehrten sich die Platten nicht auf geisterhafte Art, sondern weil dauernd neue dazukamen. Nephi 9,4:

Auf die andern Platten soll ein Bericht von der Regierung der Könige und von den Kriegen und Streitigkeiten meines Volkes graviert werden ... (5) Nun hat der Herr mir geboten, diese Platten zu einem weisen Zweck herzustellen, den ich nicht kenne. (Unterstreichung EvD)

Zu den alten Platten kamen ständig neue, und - wie im 2. Buch *Nephi* ab Kapitel 13 festgehalten wird - wurden immer wieder Kopien der alten und neuen Platten angefertigt, und zwar »aus Erz«. Die Plattensammlung wuchs, und da Nephis Nachfolger ihre Geschichte wiederum auf Metall gravierten, muss die Metallbibliothek der Vorväter der heutigen Mormonen mal aus abertausenden von Platten bestanden haben.

Petronio Jaramillo, der ermordete Augenzeuge der unterirdischen Schätze, sprach nicht nur von tausenden von gravierten Platten, sondern auch von unbegreiflichen Dingen wie »kri-

stallähnlichen Säulen in verschiedenen Farben«. Auch von einer Art von künstlichem Licht und farbigen Steinen, und von unverständlichen Wänden wie aus »Quarz-Kristall« [88]. Alles Träumereien? Einbildung? Wichtigtuerei? - Moment!

Die Jarediten fuhren mit acht Schiffen über die Wasser. Aus welchem Material bestanden diese Schiffe eigentlich? (1. Nephi, 18, 2):

Nun fertigte ich, Nephi, das Holz nicht so, wie man es unter Menschen lehrt, auch baute ich das Schiff nicht nach Menschenweise, sondern ich baute es nach der Weise, die der Herr mir gezeigt hatte; daher war es nicht nach Menschenweise gemacht. (Unterstreichung EvD)

Wenn Kähne nicht nach Menschenweise, also nicht »irdisch«, gebaut werden, müssen sie wohl auf über- oder außerirdische Weise gefertigt worden sein. Dazu gehören vermutlich neue Werkstoffe, Verbindungen, Materialien, vielleicht Legierungen, die den Menschen nicht bekannt waren. Den ETs schon! Petronio Jaramillo sieht derartige Legierungen, kennt sie nicht und vergleicht sie mit »Quarz-Kristall«. Es kann sich kaum um Geisterschiffe gehandelt haben, wie voraussichtlich demnächst von gescheiten Psychologen argumentiert werden wird. Die Kähne waren vollkommen wasserdicht und absolut sturmresistent. Und woher sollen die künstliche Beleuchtung und andere unmögliche Dinge, die Petronio Jaramillo beschreibt, kommen?

(Nephi, 16, 10): Als mein Vater des Morgens aufstand und vor die Türe des Zeltes ging, da sah er zu seiner großen Verwunderung auf der Erde eine seltsam gefertigte Kugel aus feinem Messing. In der Kugel waren zwei Spindeln; und die eine zeigte uns den Weg, den wir in die

Wildnis einschlagen sollten ... (16) und wir folgten der Richtung der Kugel, die uns in die fruchtbareren Teile der Wildnis führte.

Diese kuriose Kugel diente nicht nur als Kompass, sie beherrschte noch ganz andere Funktionen.

(Nephi 1, 16, 26) Und die Stimme des Herrn sagte zu ihm: Blikke auf die Kugel, und siehe, was dort geschrieben steht. (27) Als mein Vater sah, was auf der Kugel geschrieben stand, fürchtete er sich und zitterte außerordentlich ...

Eine fliegende, sprechende und Bilder produzierende Kugel. Wieso hat sich's »der Herr« eigentlich nicht einfacher gemacht? Konnte er nicht? Alle diese geheimnisvollen Gegenstände, Kompass, sprechende Kugel mit integrierter Holographie, transportierten die Jarediten über's Meer. Und das künstliche Licht, das Petronio Jaramillo gesehen haben will?

Nachdem die Jarediten ihre einzigartigen Schiffe mit Hilfe des »Herrn« gebaut hatten, stellten sie fest, dass es im Innern stockdunkel war.

(Buch Ether, Kap. 2, 18) Oh Herr, ich habe das Werk vollbracht, das du mir geboten hast, und habe die Fahrzeuge hergestellt, wie du mich angewiesen hast. (19) Und siehe, oh Herr, es ist kein Licht darin; wohin sollen wir steuern? Auch werden wir umkommen, denn wir können nur die Luft atmen, die darin ist...

Solche Probleme sind für den »Herrn« leicht lösbar. Er stellt »leuchtende Steine« (Ether, 6, 2 ff.) her, sechzehn an der Zahl, und übergibt sie den Jarediten.

(Ether, 6, 3 ff) So ließ der Herr die Steine in der Dunkelheit leuch-

ten, um Männern, Frauen und Kindern Licht zu spenden, damit sie nicht in Dunkelheit über die großen Wasser fahren würden.

Für die Frischluft ließ er spezielle Löcher bohren, die zwar für den Luftaustausch sorgten, aber kein Wasser hinein ließen. Heute nennt man das »Rückschlagventil«. Technisch einwandfrei. Auch für die Leuchtsteine gibt es eine praktikable Erklärung. Bestimmte Chemikalien, mit Sauerstoff zusammengebracht, leuchten ununterbrochen. In den unterirdischen Räumen, die Petronio Jaramilla beschrieb, war die Luft zwar feucht, aber angenehm. Genügend Sauerstoff also für eine chemische Dauerreaktion. Die »Steine des Herrn« funktionieren auch nach Jahrtausenden. Petronio Jaramillo hat nicht fantasiert.

Es scheint alles etwas viel, das da plötzlich auf uns zukommt. Doch dahinter steckt ein Plan. Ich möchte mithelfen, die rätselhaften Fakten einzukreisen und durch unser Gegenwartswissen zu ergänzen. Die Konsequenzen daraus werden zwingend sein - und unheimlich.

Im Buch *Ether* der Mormonen bekennt Jareds Bruder, es sei ihm befohlen worden, die gravierten Platten erneut zu verbergen, (Ether, Kap. 4,3) um gleich fortzufahren:

(Ether, Kap. 4,4) Seht, ich habe auf diese Platten die Dinge geschrieben, die Jareds Bruder sah; und nie wurde größeres kundgetan, als das, was fareds Bruder offenbart wurde. (5) Darum hat mir der Herr geboten, sie zu schreiben und ich habe sie geschrieben. Und er gebot mir, sie zu versiegeln; und er gebot mir auch, ihre Auslegung zu versiegeln ...

Bei diesem Bekenntnis des *Ether* (deshalb nennt man es *das*

Buch Ether) geht es nicht um diejenigen Metallplatten, die erst in Amerika geschrieben wurden, sondern ausdrücklich um die uralten Platten:

(Ether, Kap. 1,3 ff.) ... jener Teil des Berichtes, der von der Erschaffung der Welt und auch von Adam handelt und einen Bericht aus jener Zeit des großen Turmes gibt und von allen Dingen, die sich bis zu jener Zeit unter den Menschenkindern zutrugen. (4) Deshalb schreibe ich nicht nieder, was sich von Adams Zeiten an bis zu jener Zeit ereignete; es steht aber auf den Platten: und wer sie findet, wird in der Lage sein, den vollständigen Bericht zu erlangen. (Unterstreichungen EvD)

Die Platten sollten verborgen werden - und wurden pflichtgemäß versteckt. Von wem? Von *Moroni,* einem lange *nach* den Jarediten lebenden Menschen. Das berichtet er höchstpersönlich: »Ich bin Mormons Sohn ...« (Buch *Mormon,* Kap. 8, 13) Und was tut er?

(Buch Mormon, Kap. 8, 14) Und ich bin derjenige, der diesen Bericht für den Herrn verbirgt, die Platten an sich, worauf er steht, haben keinen Wert, weil es der Herr so beschlossen hat. Denn er hat wirklich gesagt, niemand solle sie haben, um sich zu bereichern; aber der Bericht darauf ist von großem Wert; und der Herr wird den segnen, der ihn ans Licht bringt.

Die Kreise werden enger, die Schlüsse zwingender. Noch fehlen die letzten Farbtupfer für das grandiose Porträt. *Moroni* schließt die Lücke. Im Auftrag seines Herrn erzählt er nämlich zusätzlich, dass die Schätze »aus der Erde heraus« kommen werden. Und liefert als Tüpfchen auf dem »i« eine ungefähre Zeitangabe.

(Buch Mormon, Kap. 8, 16 ff.) Und wohl dem, der diese Dinge ans Licht bringt; denn sie werden Gottes Wort gemäß aus der Dunkelheit ans Licht gebracht werden; ja, sie werden aus der Erde hervorgebracht werden, aus der Dunkelheit scheinen und zur Kenntnis des Volkes gelangen ... (26) ... und niemand kann es verhindern; und sie werden an einem Tag erscheinen, wo man sagen wird, dass Wunder aufgehört haben; und es wird sein, als ob jemand von den Toten redet... (29) ...Ja, es wird an einem Tag geschehen, wo man von Teuer, Stürmen und Rauchdämpfen in fernen Ländern hören wird. (30) Auch wird man von Kriegen und Kriegsgerüchten und Erdbeben an verschiedenen Orten hören.

Ich rekapituliere:

- Zwei Außerirdische (»wie ich sie nie auf der Erde gesehen habe«) desinfizieren Henoch mit einer wunderbar riechenden Paste, kleiden Henoch ein.
- Bringen ihn in ein Mutterraumschiff.
- Er lernt schreiben, bekommt ein »Schnellschreibe-Rohr«, unzählige Bücher werden ihm diktiert.
- Bevor er endgültig von der Erde Abschied nimmt, übergibt er diese Bücher seinen Brüdern und Söhnen »für die Geschlechter nach der Flut«.
- Henochs Bücher werden versteckt. Möglicherweise sind einige in der Großen Pyramide, andere - oder Abschriften - gelangen zu Laban irgendwo im Räume Jerusalem.
- Einer von Henochs Brüdern erhält von einem unbekannten »Gott« den Auftrag, Metalltafeln bei »Laban« abzuholen.
- Diese Gruppe nennt sich »Jarediten« - Nachkommen von Jared, Henochs Vater.
- Der »Herr« hilft Ihnen, phänomenale Schiffe »nicht

nach Menschenart« zu bauen, übergibt ihnen eine seltsame Kugel, die sprechen kann und holographische Bilder produziert. Dazu 16 »leuchtende Steine«.

- Die Jarediten erreichen Amerika mitsamt den alten Schriften auf Metalltafeln und beginnen, neue Platten mit ihrer Geschichte in Amerika zu beschreiben. Alte Platten werden wahrscheinlich kopiert.
- Joseph Smith erhält Befehl, diese Platten zu übersetzen - wie das möglich war, versuche ich noch einzukreisen. Aus der Übersetzung entsteht das Buch Mormon, die »Bibel« der »Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage«.
- Darin wird versichert, die Metallbibliothek sei versteckt worden, sie würde aber zu einer Zeit ans Tageslicht kommen, wo man sagen wird, »dass Wunder aufgehört haben«. Es werde auch eine Zeit sein, wo man von »Feuer, Stürmen und Rauchdämpfen in fernen Ländern« hören werde, und auch von »Kriegen, Kriegsgerüchten und Erdbeben.«
- Der Bericht auf den Metallplatten werde auf die Menschen so wirken, als »ob jemand von den Toten rede«.
- In Ecuador wird eine unterirdische Metallbibliothek mit zusätzlichen Wundern wie künstlichem Licht etc. entdeckt.
- Der Augenzeuge Petronio Jaramillo beschreibt die Einzelheiten der fantastischen, unterirdischen Anlage, inklusive einer Bibliothek aus Metall.
- Eine kleine Gruppe heutiger Mormonen besucht 1968 die »Tayos-Höhlen« in Ecuador in der Hoffnung, dort auf das Vermächtnis ihrer Vorväter - der Jarediten - zu stoßen.

Seltsam. Joseph Smith, der Gründer der Religion der Mormonen, konnte im Jahre 1827 nichts wissen von einer unterirdischen Metallbibliothek in Ecuador und nichts vom babylonischen Schöpfungsgedicht *Enuma elis,* in dem derselbe Schiffsbau beschrieben wird wie im Buch *Ether* der Mormonen.

Die Realität ist fantastischer als die Fantasie. Einmal mehr - wie in früheren Büchern - stellt sich die Frage nach dem Gott oder den Göttern, die vor Jahrtausenden wirkten. Als gottgläubiger Mensch, der täglich noch betet, beginnt meine Gläubigkeit mit der Entstehung des Universums. Meine Gottesvorstellung ist die eines unendlichen, allgegenwärtigen, zeitlosen und allmächtigen Wesens, das es nicht nötig hätte, mit irgendwelchen Fahrzeugen auf der Erde herum zu kurven, die lärmen, Sand aufwirbeln, Glut ausstrahlen und obendrein für Menschen lebensgefährlich sind (siehe das erste Buch Moses oder den Propheten Hesekiel im Alten Testament). Ich kenne die intelligenten Werke einiger Philosophen und Theologen zum »Wesen Gottes« - keiner schaffte eine Definition Gottes (Und sollte sich jemand dafür interessieren, was **ich** denn unter Gott verstehe, den möchte ich auf mein Buch: *»Die Götter waren Astronauten«* verweisen [91].).

Unabhängig vom grandiosen Geist der Schöpfung, wie ich Gott bezeichne, wirkten vor Jahrtausenden irgendwelche Wesen, die von den Menschen für Götter gehalten wurden. Die psychologischen Erklärungen, etwa, unsere dummen Vorfahren hätten Naturgewalten als Götter verehrt, werden spätestens dann zur Makulatur, wenn diese Götter redeten, Anweisungen gaben oder astronomisches und technisches Wissen vermittelten, von dem die Menschen vor Jahrtausenden keinen blauen Schimmer hatten. Oder soll eine Naturgewalt dem Henoch ein

»Rohr der Schnellschreibung« überreicht haben? Ihn desinfiziert, eingekleidet und mit »feurigen Wagen in die Wolken« gefahren haben? Ihm die Mondphasen und Sonnenabläufe diktiert haben? Waren es der Sturm, die schweigenden Sterne am Firmament, der grelle Blitz aus den schwarzen Wolken, die unseren gerade den Bäumen entflohenen Vorfahren das Schreiben beibrachten? Wer also ist dieser eigenwillige Gott, dem die Jarediten mit ihren Metalltafeln folgten?

Wenn der grandiose Geist des Universums eine Menschengruppe auf den fernen Kontinent, der später Amerika genannt wurde, umsiedeln wollte, weshalb dann mit dem mühsamen Bau von acht kleinen Schiffen? Hätte der allmächtige Gott die Menschenkinder nicht dank eines Wunders an ferne Gestade verfrachten können? Oder - wie es in *Sure 2,* Vers 118 des *Koran* formuliert wird - wenn Allah etwas will, denkt er nur es sei, und schon geschieht es. Standen dem »Herrn« der Jarediten wahrlich »göttliche« Möglichkeiten nicht zur Verfügung? Dass er die Gruppe in ihren kleinen Kähnen mitsamt den Metallplatten über den großen Teich bringen wollte, beweist die vollzogene Tat. Weshalb muss der »Herr« technische Anweisungen für den Schiffsbau geben? Vergaß er anfänglich die Belüftung und das Licht, weil sie nachträglich geliefert wurden? Selbst wenn der Gott der Jarediten keine Lust verspürte, ein Wunder stattfinden zu lassen, selbst wenn er die kleinen Menschen für ihre Rettung hart arbeiten ließ, bleibt doch unerfindlich, warum er keine Anweisung zum Bau eines großen Schiffes gab wie bei Noah? Und wenn schon wasserdichte Nussschalen von Schiffen, hätte der unendliche Gott, Herr aller Wolken und Winde, seinen Schäflein nicht wenigstens eine ruhige See bescheren können? Alles irritierend und voller Widersprüche. Provozierte der Gott der Jarediten mit Absicht die Frage: Warum Technik und kein Wunder? Weshalb die gefahrvolle Reise über die stürmischen Wasser? Hätte der

»Herr« eingreifen können, wenn ein Kahn mitsamt den wertvollen Metallplatten abgesoffen wäre?

Der Widerspruch zwischen dem grandiosen Geist der Schöpfung = Gott, und den vergötterten Gestalten der Überlieferungen ist eindeutig. Mein bisschen Verstand lässt mich nach diesen Göttern der Antike suchen, weil sie nun mal wirkten. Diese Feststellung ist für die Kenner der Materie, zu denen ich mich nach über 50-jähriger Recherche und 30 Büchern zum Thema zählen darf, absolut sicher. Bretterbohren hinterlässt Löcher. Scheinantworten, Halb- oder Unwahrheiten aus der Literatur befriedigen längst nicht mehr. Die Neugierde ist eine unzähmbare Bestie, die selbst auf dem Totenbett noch nach der Fortsetzung fragt. Sie fragt und fragt: Wie war es damals? Weshalb geschah es? Wer waren diese Götter, welche die frühzeitlichen Menschen derart gewaltig beeindruckten, dass Religionen daraus entstanden? Etwas lässt sich klar herausstellen: Die Götter der Religionen traten nicht im Gewand von Märchenfeen auf, die mit wunderwirkendem Zauberstab Menschengruppen von einem Ort zum anderen versetzten. Zwar flogen die Götter der Antike persönlich sehr wohl über die Länder hinweg, nahmen in Einzelfällen, die belegbar sind, auch Passagiere mit, doch ganze Volksstämme transportierten sie in ihren fliegenden Ungetümen nicht. Technik kam zum Einsatz - nicht göttliche Wunder. Weshalb? Fehlten den so genannten Göttern die phänomenalen Möglichkeiten des grandiosen Geistes des Universums? Oder sind alle diese heiligen Bücher der Religionen, inklusive das Buch *Mormon,* nur Erfindungen?

Gerade verlautete aus dem Vatikan, die römisch-katholische Kirche sei die einzig rechtmäßige nach Jesu, und die protestantische oder evangelische »keine Kirche im eigentlichen Sinn«. (Ähnliche Kommentare gab es alle paar Jahrzehnte.). Im *»Dienstags Club«,* einer Sendung des Schweizer Fernsehens,

verfolgte ich die Debatte zwischen katholischen und evangelischen Theologen. Der Katholik, theologisch hoch geschult, erklärte, wie man die Äußerungen der römischen Glaubenskongregation verstehen müsse, und der evangelische Pfarrer verteidigte die Ökumene und beteuerte, alle kirchlichen Gemeinschaften lebten nach demselben Evangelium und den Worten Jesu, des Gründers des Christentums. Heiliger Himmel! Wissen die oder wollen die nichts wissen über die »Urtexte« und den jahrtausendealten Schwindel um diese Evangelien?

Verhält es sich mit den Geschichten des *Ether* und *Levi* im Buch *Mormon* ähnlich? Sind diese Metalltafeln, auf welche vor Jahrtausenden geschrieben worden sei, nur Wunschdenken? Eine fromme Lüge? Wer ist dieser Joseph Smith, der die Metalltafeln entdeckt und übersetzt haben will?

Unter den Einwanderern aus Europa, die vor rund 180 Jahren in großen Scharen in die Neue Welt strebten, befand sich auch eine Familie Smith aus Schottland, die mit acht Kindern im kleinen Ort Palmyra im Staate New York lebte. Das Gebiet, in dem die Smiths siedelten, war Grenzland zur Zivilisation. Das tägliche Dasein forderte von den Einwanderern harte, körperliche Arbeit. Die Neuankömmlinge aus Europa waren fleißig, sie brachten nicht nur Werkzeuge und guten Willen mit, sondern auch die vielfachen religiösen Anschauungen aus ihrer alten Heimat, die sie mit missionarischem Eifer zu verbreiten suchten. Sekten und Religionsbünde vermehrten sich schneller als Unkraut. Heilsapostel zahlloser Glaubensrichtungen predigten, übertrumpften sich in Redeschlachten mit kühnsten Verheißungen und vereinnahmten nicht selten die Seelen ihrer Gläubigen mit üblen Drohungen vom Jenseits. Kapellen, Tempel und Kirchen schössen wie Pilze aus dem Boden, geradeso, als habe der Teufel sich persönlich eingefunden, um

die Geister der Siedler zu verwirren. Mutter Smith schloss sich mit drei Kindern den Presbyterianern an. Sohn Joseph, 18 Jahre alt, tat sich schwer. Er suchte verzweifelt den wahren Gott, weil er nicht wahrhaben mochte, dass alle Heilsbringer felsenfest behaupteten, recht zu haben, und sich zugleich im Namen Jesu bis aufs Blut bekämpften. Joseph Smith (1805-1844) war ein Niemand bis zu jener Nacht vom 21. September, in der er seine seltsame Vision erlebte. Es dauerte dann noch vier Jahre, bis er am 22. September 1827 vom Götterboten *Moroni* die beschrifteten Metalltafeln zum Übersetzen erhielt. Wer war dieser engelsgleiche *Moroni?* Der Sohn von *Mormon,* und Mormon einer der Nachfahren der Járediten, die vor Jahrtausenden über die großen Wasser dümpelten. Wie kann Moroni, der 1827 längstens Tod war, dem Joseph Smith erscheinen und woher stammen die Metallplatten im Hügel Cumorah unweit des Dörfchens Manchesster, USA? Aus welchem Depot kommt denn plötzlich die Metallbibliothek im fernen Ecuador mitsamt den anderen Wundern?

Dass die Platten, welche Joseph Smith übersetzte, tatsächlich existierten, ist zumindest rechtlich betrachtet nicht anfechtbar, weil elf andere Männer ihre Existenz schriftlich beurkundeten. Zudem ist das Buch *Mormon* mit allen beschriebenen Details über Familienzwistigkeiten, über Kriege, Wanderungen, Genealogie (Abfolge der Geschlechter mit unzähligen Verzweigungen), mit komplizierten Namen, verwirrenden Zitaten, Landschaften und Orten etc. derart umfangreich und vollgestopft, dass es ein Mensch in seinem Leben nie und nimmer hätte erfinden können. Joseph Smith lebte *nach* seiner Vision gerade noch 17 Jährchen! Zum Vergleich: Die Texte des Alten Testamentes entstanden über Jahrhunderte.

Zur möglichen Lösung der unzähligen Widersprüche muss ich eintauchen in eine fantastische Realität:

Eine Gruppe von ETs widersetzt sich ihrem Kommandanten, dem »Höchsten«, »der großen Majestät«, wie er im Buch Henoch genannt wird. Das geschah vor Jahrtausenden. Diese Außerirdischen, »gefallene Engel« und »Wächter des Himmels« genannt, treiben Sex mit Erdenmädchen, einige gründen Familien. Etliche Namen und Berufe dieser Typen sind bekannt, Henoch zählt sie auf. »Die große Majestät« lässt eine Flut über die Erde kommen - vermutlich technisch verursacht durch eine H-Bombe über einer Polkappe, oder durch den gezielten Absturz eines Meteoriten. Die Gruppe der Meuterer erkennt die Gefahr, einige können sich schützen und überleben. Auf der Erde beginnen die »Götterkriege«, wie sie in unzähligen Legenden und Mythen beschrieben sind. In Wirklichkeit ging es um einen Kampf der Meuterer, weil jeder einen größeren Anteil des Kuchens Erde und seiner Schätze für sich beanspruchte. Diese überlebenden Meuterer - nicht gerade zart in ihren Methoden - wünschen bedient zu werden. Sie benötigen Mineralien, Erze, Nahrung etc. Die ganze Drecks- und Schwerarbeit wird von Menschengruppen geleistet. In ihrem Unwissen glauben sie ja, ihr oberster Chef sei ein Gott. »Du sollst keine Götter neben mir haben« (Bibel!). Priesterkasten bilden sich, nur hygienisch blitzsauber darf man sich »dem Herrn« nähern und ihm »Opfer«, auch Nahrung, darbieten.

Der ursprünglichen Crew der Meuterer stehen keine utopischen Waffen mehr zur Verfügung, die liegen an Bord des Mutterraumschiffs des »Höchsten«. Ihr Wissen jedoch kann nicht ausgelöscht werden. Jeder der Mannschaft weiß, wie man einen steuerbaren Heißluftballon herstellt, beschrieben beispielsweise im *Kebra Nagest,* dem Buch der Könige der Äthiopier [92]. Jeder weiß, wie ein Laser funktioniert, aus welchen chemischen Zutaten Sprengstoff besteht, oder wel-

che Erzmixturen eine harte Legierung ergeben. Dieses Wissen wird eingesetzt, um die Menschen zu beeindrucken.

Einer der damaligen Pseudogötter, oder ein bestens geschulter Nachfahre, kennt aus seinen Erkundungsflügen einen fernen, unbewohnten Kontinent, das spätere Amerika. Dorthin dirigiert er eine Gruppe von Menschen, und verlangt, dass sie die alten Metalltafeln mitnehmen. Jene Tafeln, auf welchen die Geschichte der Menschen seit der Schöpfung, seit Adam und Eva, eingraviert sind. Das Wesen, von den Irdischen »der Herr« genannt, verfügt nicht über die technische Macht, größere Menschengruppen mitsamt einigen Tieren und auch noch Metalltafeln übers Meer zu schaffen. Also lässt er sie Schiffe bauen und unterstützt sie mit seinen technischen Kenntnissen.

Wozu das alles? Was soll »der Herr« mit den alten Metallschriften? Was hilft ihm ein Volk in Amerika, das erst einige Jahrtausende später eine Hochtechnologie entwickeln wird?

Langsam! Es gibt für alles eine zeitgemäße Lösung. Ob sie richtig ist, werden wir aus Ecuadors Metallbibliothek erfahren. Hinter dem Vorgehen des »Herrn« steckt nämlich ein Zeitplan. Der Jahrtausendplan. Um das zu verdauen ist ein gedanklicher Umweg nötig:

Wie warnen wir eigentlich unsere Nachfahren in 10.000 Jahren vor einem Atommüll-Lager? Vor einem Vierteljahrhundert gründete die amerikanische Atom-Aufsichtsbehörde ein spezielles Gremium, die *»Human Interference Task Force«,* um sich dieser Frage anzunehmen. Thomas Sebeok, damals Chef der Denker-Gruppe, empfahl, die Atommüll-Deponien mit riesigen Warnschildern zu versehen. Weil aber in 10.000 Jahren

niemand mehr unsere Gegenwartssprachen versteht, wurde eine Kommunikationsmixtur aus Symbolen, Bildern und Piktogrammen ins Gespräch gebracht. Zudem schlugen die Experten vor, den menschlichen Hang zum Aberglauben zu berücksichtigen: In die Tafeln sollen in zeichnerischer Form verschlüsselte Drohungen eingraviert werden, damit die Menschen der Zukunft glauben, ein Betreten des Geländes hätte »eine übernatürliche Rache zur Folge.« *»Der Spiegel«* vermerkte dazu [93]: »Da solche Warnungen neugierige Naturen erfahrungsgemäß eher anziehen als abschrecken, empfiehlt Sebeok überdies, die Umgebung der Atomlager noch mit dem Übelgeruch lange wirkender Stinkbomben zu verpesten.« Andere Forscher des Gremiums schlugen »Atomsirenen« vor, die, strahlengespiesen, auch noch in Jahrtausenden losheulen, sowie sich Menschen nähern. Oder eine genetisch veränderte Katze, die wegen der Radioaktivität ein violett-gelbes Fell aufweist. Mythen und Märchen sollen die Botschaft von der »Strahlenkatze« über 10.000 Jahre transportieren [94]. Der Berliner Semiotik-Professor Roland Posner meinte, die Gesellschaft müsste sich »auf ein bis dahin unbekanntes Maß an Zukunftsplanung« [95] einstellen.

Und wenn es das alles schon gab? Im Januar 1980 trafen sich in Montreal, Kanada, Indiopriester und Schamanen aus verschiedenen Weltgegenden. Der Vertreter der Yanomano-Indianer aus Venezuela berichtete [96]:

In der Nähe des Gebietes, wo mein Volk lebt, gibt es einige Berge, es sind heilige Berge für uns. Wir nennen den einen »den Bären«, einen andern »den Affen« und einen dritten »den Vogel«. Lange bevor die Weißen kamen sind unsere Medizinmänner zu diesen Bergen gepilgert. Keinem anderen war es erlaubt, diese Gegend zu betreten. Große Kräfte stecken in diesen Bergen, und die alten Weisen

unseres Volkes sprechen von gefährlichem Material, das dort liege. Unsere Tradition sagt, dass, falls diese Berge gestört werden sollten, schreckliches Unglück hereinbrechen würde.

Inzwischen hat die venezuelanische Regierung in den betreffenden Bergen große Uranvorkommen geortet. Woher stammte das Wissen der Yanomano-Indianer? Aus einer religiösen Überlieferung. Es sind die Religionen, welche Botschaften über Jahrtausende transportieren. Deshalb schlug Thomas Sebeok, der Leiter jener *»Human Interference Task Force«* zum Schutze der Menschen der fernen Zukunft vor, eine Art von »Atom-Priesterschaft« zu gründen. Nur eine Elite-Priesterschaft oder logenähnliche Gremien seien in der Lage, ein Wissen von Generation zu Generation über Jahrtausende zu transportieren. Der Glaube, das Nicht-Wissen, Nicht-Erkennen der Wahrheit und die ständig über dem Menschen schwebende Drohung irgendwelcher Strafen halten die Botschaft am Leben. Das ist durch unsere Gegenwartsreligionen klipp und klar bewiesen. Nicht-Wissen, Angst und Priesterschaft machen das Undenkbare möglich. Seit Jahrtausenden. Wir können alle falsch liegen, was den Ursprung der Religionen betrifft. Wenn auf dem Weg des Glaubens, inklusive dem Buch *Mormon,* eine Botschaft von Außerirdischen in unsere Gegenwart projiziert wird, steht am Ende eine neue Erkenntnis. Die kann, muss aber nicht, schockierend sein. Alles eine Frage der Einstellung. Wir versuchen doch gerade, Warnungen vor dem radioaktiven Abfall über eine religiöse Botschaft in die Zukunft zu transportieren. Trauen wir dies anderen, die zu Henochs Zeiten lebten, nicht zu?

Wir sind Teil einer Mit-Nicker-Gesellschaft. Die einen nicken aus religiösen Gründen, die anderen aus Respekt, wieder andere aus Unwissenheit oder dem puren Gegenteil. Keine

Ausrede ist weit genug hergezerrt, Hauptsache, unser Selbstwertgefühl bleibt im Lot. Wir haben uns alle etwas zurechtgelegt und reagieren unwirsch auf Störungen der fest gefügten Gedankenwelt. Die von vornherein ablehnende Einstellung: Wir halten nichts von Außerirdischen, weil der gesunde Menschenverstand beruhigt: a) es gibt sie nicht, b) wenn schon, wären sie völlig anders als wir und c) sie könnten uns wegen den Distanzen ohnehin nie erreichen. Wer so denkt, scheut die Tatsachen. Entsprechend der Aussage des geehrten Naturwissenschaftlers Dr. Lee DeForest, der noch 1957 behauptete [97]: »Der Mensch wird niemals den Mond erreichen, egal, was für zukünftige wissenschaftliche Fortschritte auch gemacht werden.« Zwölf Jahre später, am 20. Juli 1969, landete Apollo 11 auf dem Mond. (Am Rande: Dr. Lee DeForest war nicht alleine mit seiner weltfremden Ansicht. Auch Sir Harold Spencer Jones, 1957 Direktor der Sternwarte von Greenwich, machte dieselbe Aussage.)

Die Geschichte der Wissenschaft lehrt uns, dass auch hoch geachtete Kapazitäten unsinnige Meinungen vertraten. Darüber gibt es köstliche Bücher! [98] Im 2. Jahrhundert v. Chr. dozierte der berühmte alexandrinische Astronom Ptolemäus [99]: »Ich möchte eindeutig klarstellen: Die Erde ist das Zentrum der Welt, und alle Himmelskörper drehen sich um die Erde.«

Wissenschaftler bestreiten die Irrtümer der eigenen Zunft nicht. Wissenschaft ist lebendig, anpassungsfähig und gewillt zu lernen. Im Gegensatz zur Religion. Religionen verhalten sich wie das berühmte Affentrio: Der erste hält sich die Augen zu, der zweite die Ohren, der dritte den Mund. Trotz ihrer Unwissenheit erheben sie ständig den Warnfinger. Erzieherisch wollen sie sein und wohlmeinend. Wer warnt uns eigentlich vor wohlmeinenden Menschen?

Als Spezialist für Außerirdische weiß ich - nicht: glaube ich! - vor Jahrtausenden besuchten ETs die Erde. Daraus entstanden heilige Schriften und Religionen. Bekannterweise behauptet jede Religion im irdischen Tollhaus, **ihre** heilige Schrift sei die einzig wahre. Wem - bitte!- soll der geplagte Mensch jetzt glauben? An **was** soll er glauben? Alle Religionen prophezeien irgendwelche Strafgerichte. Es sind Religionen die verkünden, am Jüngsten Tag würden die Ungläubigen verbrüht, ertränkt, erschlagen, erstochen, vergiftet (durch »bitteres Wasser«), erschossen, durch Erdbeben zerquetscht oder durch sonstige Plagen ausgelöscht werden. Pardon, dies betrifft Gott sei Dank nur die Ungläubigen. **Welche** Ungläubigen, bitte? Diejenigen, die nicht an die katholischen Dogmen glauben? Diejenigen, die ärgerlicherweise nicht in arabischen oder asiatischen Staaten aufwuchsen, und weder den heiligen Koran noch irgendeine der hinduistischen Lehren kennen? Diejenigen, die das Pech hatten, in einer christlichen oder anderen Sekte aufzuwachsen? Diejenigen, die sich in Japan zur Shintureligion bekennen, oder diejenigen, die sich nicht an das Buch *Mormon* oder die Lehren der Scientologen halten? Da bleibt eigentlich nur noch die Frage: Lieber Herrgott, was hast du angerichtet?

Es müsste selbst dem bescheidensten Gehirn einleuchten: Der wirkliche Gott, der grandiose Geist der Schöpfung, ist für den irdischen Religionssalat und die Rechthaberei der Menschen nicht zuständig. Andrerseits sind die Religionen mit ihren unterschiedlichen »heiligen« Büchern nun mal vorhanden. Wenn wir den grandiosen Geist der Schöpfung dafür nicht verantwortlich machen können - weil der sich niemals irren würde und niemals spätere Korrekturen anbringen müsste, weil der die Völker nicht aufeinander hetzen würde und jeder Religion diktieren würde, nur sie habe recht - wen hätten wir denn gerne? Die Texte liegen vor. Das Alte Testament, die

Thora, die Bibel, das Buch *Mormon* und viele andere. Da der Schöpfer des Universums für die religiösen Überlieferungen nicht zur Verantwortung gezogen werden kann, müssen wir wohl nach anderen Lösungen suchen, um aus dem vorhandenen Unsinn einen einigermaßen passablen Sinn zu machen. Die Alternative dazu wäre, alle religiösen Texte in den Mülleimer zu werfen. Geht nicht! Dann bezichtigen wir sämtliche Propheten von Henoch bis zu Joseph Smith der ununterbrochenen Lügerei - denn sie schrieben in der Ich-Form, dem Erlebnisbericht. Dann ignorieren wir gleichzeitig alle technischen, medizinischen oder astronomischen Daten der alten Schriften. Diktiert von irgendwelchen »Göttern« oder »Herrn«. Peinlich!

Wenn die alten religiösen Schriften zumindest teilweise durch Außerirdische inspiriert wurden, wo sind sie denn? Wenn »der Herr« des Buches *Mormon* in der Vergangenheit absichtlich eine Zündschnur legte, die erst Jahrtausende später zur intellektuellen Explosion führt, was sollte das Spiel? Was hat er davon? Ich bin längst nicht der Einzige, der sich solche Fragen stellt. Im angelsächsischen Sprachgebiet wimmelt es von populärer Literatur zu diesem Thema. Die wissenschaftlichen Abhandlungen über die Strategien der ETs werden von den Professoren Bracewell und Deardorff dominiert. [100, 101, 102] Was haben sich diese intelligenten Köpfe ausgedacht?

Es gibt eine Hypothese, nach welcher die Erde von den Ausserirdischen als ein Refugium, eine Art von »zoologischem Garten« betrachtet wird. Voraussetzung für das Funktionieren eines Zoos ist das Wohlwollen der Wärter **und** der Zoobesucher. So ist es den Besuchern verboten, Nistplätze von seltenen Vögeln zu zerstören, Krokodile mit lebenden Hunden zu füttern, Löwen zu reizen oder Giftschlangen zu entwenden. Alle

Zoobesucher haben sich an die Regeln zu halten. Die Tiere sind ausschließlich zur Betrachtung und zum Studium aus Distanz im Zoo. Die Wächter ihrerseits achten genau auf die Einhaltung der Spielregeln.

Nun wissen die Wächter, dass die eine Spezies unter den Tieren mehr Intelligenz besitzt als die andere. Diese Tierart - der Mensch - hat die Fähigkeit zum philosophischen Denken, zur Abstraktion, Mathematik, zur vielfältigen Kultur und zur Technik. Die Warten wissen auch, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis der Mensch aus seinem Zoo auszubrechen versucht. Soll man ihn ausbrechen lassen? Wäre er vielleicht eine Gefahr für Wächter und Zoobesucher?

Als Menschen wissen wir (noch) nicht, wie viele galaktische Zivilisationen es dort draußen gibt. Es ist nicht auszuschließen, dass aggressive Gesellschaften darunter sind. Vielleicht gibt es außerirdische Wesen, die einen anderen Stoffwechsel haben als wir oder deren Körperbau und Funktion nach der Art von Insekten funktioniert. Möglicherweise mag eine derartige Lebensform uns überhaupt nicht. Vielleicht auch gibt es aggressive, menschenähnliche Zivilisationen, weil sie Sieger eines Planetenkrieges waren und ihre Aggressivität auch in den Weltraum verpflanzten. Denkbar ist auch eine aggressive Species, die versucht, egoistisch für ihre Heimatwelt zu arbeiten und ihre eigene Einflusssphäre zu erweitern. Vielleicht suchen sie Gold oder Uran. Gegen diese Art von Gesellschaften gründen andere Außerirdische einen »galaktischen Club«, die außerirdische UNO, in deren Charta unter anderem festgehalten ist, dass keine außerirdische Zivilisation sich in die Entwicklung einer heranwachsenden Zivilisation einmischen darf, bis die heranwachsende Zivilisation den galaktischen Club **aus eigener Kraft** erreicht. Wächter und Tiere bleiben unter sich.

Aber nicht ewig. Man kann einem Kind nicht verbieten zu wachsen, einer Menschheit nicht, weltraumflügge zu werden. Für alle intelligenten Lebensformen im Universum gelten dieselben Rechte. Dennoch gibt es eine Schranke, bevor das Tier »Mensch« aus dem Zoo ausbrechen darf. Es muss seine Friedfertigkeit beweisen. Das funktioniert aber solange nicht, als rechthaberische Religionen auf die Gläubigen anderer Gemeinschaften losgehen.

Die Fragen: Sind wir friedliebend? Sind wir bereit, unsere Aggressionen abzulegen? Sind wir fähig, trotz verschiedener Glaubensrichtungen miteinander auszukommen? Diese Fragen erledigen sich früher oder später von selbst. Die Erde mit der gesamten Evolution war nie ein geschlossenes System, wir sind seit Urzeiten bis in die ferne Zukunft in die kosmische Evolution eingebunden. Noch sind wir ein »Zoo« mit den unterschiedlichsten Rassen, Religionen, den verschiedensten Charakteren und Typen, auch mit neben uns lebenden Pflanzen und Tieren. Dieser Zoo ist gleichzeitig die Schule. Bestehen wir die Bewährungsproben im Zoo, sind wir reif für den Kontakt mit dem Kosmos. Bestehen wir die Bewährungsprobe nicht, so vernichten wir uns selbst und möglicherweise den ganzen Zoo dazu. Im kosmischen Rahmen findet ein Selektionsprozess statt. Die Menschen müssen ihren Zoo mit Verstand, Gesprächen, Intelligenz und Friedfertigkeit überwinden, bevor der »Galaktische Club« ihnen die Hand reicht.

Daher das Embargo, das Stillhalten der Wärter. Es dient sowohl der Beobachtung der Spezies Mensch als auch dem Schutz der Wärter und Zoobesucher *vor* dem Menschen. Doch das Embargo über den »Zoo Erde« ist nicht total. In winzigen Schrittchen darf uns geholfen werden, sofern wir diese Hilfe

freiwillig wünschen und uns ihrer würdig erweisen. Wie soll einerseits eine Unterstützung in »winzigen Schritten« möglich sein, wenn andrerseits das Embargo gegen die Erde spricht? Und was heißt schon »würdig erweisen«? Erweisen nicht alle Religionen ihrem jeweiligen Heilsbringer allergrößte Würde?

Der Radioastronom Professor Dr. Ronald Bracewell von der *Standford University,* USA, vertritt die Meinung, jede Regierung der Erde würde Radiobotschaften von außerirdischen Lebensformen zuerst einmal geheim halten. Der Grund liegt darin, dass diejenige Nation, welche die Signale von ETs entschlüsselt, hofft, durch das Wissen von außen anderen Nationen gegenüber eine Überlegenheit zu gewinnen. Dies nicht nur im militärischen Bereich, sondern auch im soziologischen, ökonomischen, technischen, religiösen und kulturellen Sinn. Selbst wenn außerirdische Botschaften von privaten Forschergruppen oder gar Einzelpersonen empfangen, entschlüsselt und verbreitet würden, könnten Regierungs- und Universitätsstellen diese Botschaften als »dummen Scherz«, »Wichtigtuerei«, oder »Irrtum« abqualifizieren, und sofort eine Sicherheitsglocke darüber stülpen. Wie also könnten uns Außerirdische Botschaften »in kleinen Schritten« zukommen lassen, ohne dass sie auf nationaler Ebene augenblicklich abgeklemmt würden? [100] Wie ist das Problem zu lösen?

Eine Indoktrination »in kleinen Schritten« müsste derart dosiert ablaufen, dass weder Regierungen noch Hochschulen eine Chance zur Repression haben. Die Botschaft von außen müsste einerseits der Öffentlichkeit zugänglich sein, andererseits für die Militärs und die Wissenschaft »nicht akzeptabel oder glaubhaft« [102] erscheinen. Ist etwas »nicht glaubhaft«, so wird es nach alter Menschensitte der Lächerlichkeit preisge-

geben. Und um alles, was offensichtlich lächerlich ist, kümmern sich weder Regierungsstellen noch Hochschulen. Eine Religion gilt in der Gesellschaft nicht als »naturwissenschaftlich«, sie ist Glaubenssache. Also lassen sich in religiösen Texten Botschaften verschlüsseln, welche die Wissenschaft nicht ernst nimmt. So bleibt das Embargo intakt, und den Menschen würde »in kleinen Schritten« auf dem Wege zur Erkenntnis geholfen. »Jedenfalls nicht schneller, als die Menschheit generell innerlich darauf vorbereitet wäre, eine außerirdische Botschaft zu akzeptieren«, so Professor Bracewell.

Was hat das mit den religiösen Überlieferungen und dem Buch *Mormon* zu tun? Alles! Die alten Texte **enthalten** bereits Informationen **und** Handlungen von Außerirdischen. Jetzt stelle man sich vor, der »Herr« des Buches *Mormon* würde plötzlich, unangemeldet, in voller Montur und in einer Art von Hightech-UFO über einem voll besetzten Fußballstadion auftauchen. Über einem Wallfahrtsort, über Großstädten, über islamischen Moscheen, buddhistischen Tempeln oder der ehrwürdigen Kathedrale der Mormonen in Salt Lake City, USA. Was müssten die Gläubigen der Religionen empfinden? Was würden etablierte Wissenschaftler stottern, wenn sie schlagartig erkennen müssten, in den vergangenen Jahrzehnten nur Unsinn über außerirdisches Leben und die Überwindung der Lichtjahre verbreitet zu haben? Was müssten Juden oder Mormonen empfinden, wenn sich ihr Gott aus heiterem Himmel als ET entpuppt? Was müsste in den Köpfen von Militärs vorgehen, die unendliche Summen von Steuergelder in Abwehrraketen, Abfangjäger und Radaranlagen investierten, wenn plötzlich ein Außerirdischer vor ihrer Nase herumtanzt? Wie müssten sich die hunderttausende von Anthropologen und ihr Millionenheer von Anhängern fühlen, wenn sozusagen per Fingerschnippen klargestellt wird, dass es nicht nur Evolution,

sondern auch gezielte, künstliche Eingriffe im menschlichen Genom gab? Das Resultat wäre ein Kultur- und Religionsschock. Wir wären psychologisch nicht darauf vorbereitet. Noch schlimmer wären regelrechte Flugtage von ETs an unserem Firmament. Ein derartiges Ereignis würde von uns als Aggression eingestuft. Vor Aggressoren fürchtet man sich, die etwas Geliebtes zerstören wollen und etwas Fremdes aufpfropfen. Der Götterschock wäre total.

Um dies zu vermeiden wird das Vorgehen behutsam und über die Jahrtausende geplant. Die Religionen machen's möglich. Man trichtert der Menschheit etwas »Göttliches« ein, aber derart subkutan dosiert, dass sie es erst merken werden, merken müssen, sobald die eigene Evolution technisch soweit ist, in Raumfahrt-Dimensionen zu denken. Jene ETs waren uns voraus - sonst hätten sie nie interstellare Distanzen überbrücken können. Sie kennen unsere Psyche, unser Verhalten, denn sie »schufen den Menschen nach ihrem Ebenbild.« Was der Evolution **nicht** widerspricht, denn es geht nur um eine gezielte Mutation in der bestehenden Evolution. Da sie uns genauso gut wie sich selbst kennen, erfolgt die Öffnung nach den Sternen sanft, behutsam, und dem jeweiligen Zeitgeist angepasst. Und der ist veränderbar. Die Geführten erhalten Anstöße, die ihren Denkprozess in eine bestimmte Richtung lenken - doch keine Ohrfeigen.

Sowie wir die angeblichen Wunder der Götter technisch erklären und zumindest teilweise selbst produzieren können, werden die Götter verständlich. Eine Technologie, die uns um nur zwei Generationen voraus ist, wird von uns als »magisch« oder »wundersam« eingestuft. Wie würde Ihr Urgroßvater auf eine holographische Projektion in seinem Schlafzimmer reagieren? Eine Erscheinung!

Warum haben es dann die Götter der Antike so kompliziert gemacht? Sie hätten doch gleich erklären können, wer sie sind und was eigentlich abläuft.

Haben sie ja! Erst die nachfolgenden Generationen produzierten in ihrem religions-psychologischen Erklärungswahn einen sagenhaften Unsinn aus den alten Texten. Und Hightech-Gespräche ließen sich mit unseren Steinzeit-Vorfahren unmöglich führen. Dass die Texte über Jahrtausende angepasst würden, war den ETs auch klar. Doch darin versteckt blieb genug Sinn für den Erkenntniswandel späterer Generationen. Kapiert? »Viele Leute glauben, dass sie denken, auch wenn sie nur ihre Vorurteile neu ordnen« (William James, Philosoph, 1842-1910).

Ich bin zuversichtlich, die Götter der Vergangenheit mit meiner zeitgemäßen Betrachtung weder zu verletzen noch zu beleidigen. Die Erkenntnis war Sinn der Sache. Wie will man das belegen?

Joseph Smith, der Begründer der Religion der Mormonen, beschreibt seine Erscheinung mit dem Boten Moroni wie folgt [52]:

Während ich so im Gebet zu Gott begriffen war, gewahrte ich, dass ein Licht in meinem Zimmer erschien, das zunahm, bis der Raum heller war als am Mittag, worauf alsbald ein Engel neben meinem Bett erschien, in der Luft stehend, denn seine Füße berührten den Boden nicht... Nach diesen Mitteilungen sah ich, wie sich das Licht im Zimmer um ihn, der zu mir gesprochen hatte, zusammenzuziehen begann, und dies hielt an, bis der Raum wieder dunkel war, außer um ihn herum ...

Dieselbe Erscheinung mit denselben Worten wiederholte sich dreimal, als ob die gleiche Diskette mehrmals holographisch abgestrahlt worden sei. Und die Stimme? Kann telepathisch übertragen oder phonetisch punktgenau auf Joseph Smiths Kopf gerichtet worden sein. Das Letztere beherrschen wir technisch bereits, am ersteren wird in mehreren Labors geforscht. Und wieso Joseph Smith und im Jahre 1823? Er lebte in der Nähe dieses Hügels »Cumorah«, in welchem einige Platten, sowie die »Übersetzersteine *Urim* und *Thummim«* seit Jahrtausenden vorborgen lagen (J. Smith: »In der Nähe des Dorfes Manchester, Ontario County, im Staate New York, liegt ein Hügel von beträchtlichem Umfang, der Höchste in der Umgebung. Auf der Westseite dieses Hügels, nicht weit unterhalb des Gipfels lagen unter einem Stein von ziemlicher Größe die in einer Steinkiste verwahrten Platten.«). Die Technik lagerte längst in diesem Hügel. Joseph Smith war möglicherweise mehrfach daran vorbeigekommen, war auf seiner Suche nach dem wahren Gott mental darauf vorbereitet, eine Botschaft zu empfangen. Die wenigen Platten, die er in der Steinkiste fand, können niemals das gesamte, vorliegende Buch *Mormon* ausgemacht haben, dazu ist es viel zu umfangreich. Erinnern Sie sich, verehrte Leser, an das »Adambuch aus Saphirstein«, über welches ich im ersten Kapitel berichtete? Erinnern sie sich, dass Seth und andere mit diesem Buch »Zwiesprache führten«? Die Übersetzersteine *Urim* und *Thummim* können ähnlich funktioniert haben. Sie enthielten die Aufzeichnungen - und dienten als Abtaster. Sie spulten den Text des Buches *Mormon* direkt in das Gehirn des ehrfürchtig staunenden und zutiefst beeindruckten Joseph Smith.

Ich höre den Aufschrei der Gläubigen, die mir ein erbostes »Sakrileg!« entgegenschleudern. Sachte, verehrte Kritiker aus der religiösen Welt. Eure Überlieferungen bleiben im Wesent-

lichen korrekt und bestätigen im Grunde das Wissen Eurer Glaubensgemeinschaft. Der Inhalt des Buches Mormon ist durchaus zutreffend - mit wenigen, späteren Einschüben. Doch die moderne Betrachtung ändert den Sinn »des Herrn«, und dies lag auch im Sinne des »Herrn«. Der ließ die Metallbibliothek ausdrücklich **für Menschen der Zukunft anfertigen.** Außerdem zeigte sich »der Herr« nämlich nicht als Geistwesen: (Buch Mormon, Ether, Kap. 3,6, ff.)

Und der Schleier wurde von den Augen von Jareds Bruder genommen, und er sah den Finger des Herrn; und er war wie der Finger eines Menschen, wie aus Fleisch und Blut... Und er sagte zum Herrn: Ich sah den Finger des Herrn, und ich fürchtete, er werde mich schlagen; denn ich wusste nicht, dass der Herr Fleisch und Blut hat. (9) Und der Herr sagte zu ihm: Wegen deines Glaubens hast du gesehen, dass ich Fleisch und Blut annehmen werde; und nie ist ein Mensch mit so außerordentlichem Glauben vor mich gekommen, wie du ihn hast; wenn es nicht so wäre, hättest du meinen Finger nicht sehen können. Hast du mehr als das gesehen? ... (15) Siehst du, dass du in meinem Ebenbilde erschaffen bist? Ja, alle Menschen wurden am Anfang in meinem Ebenbilde erschaffen ...

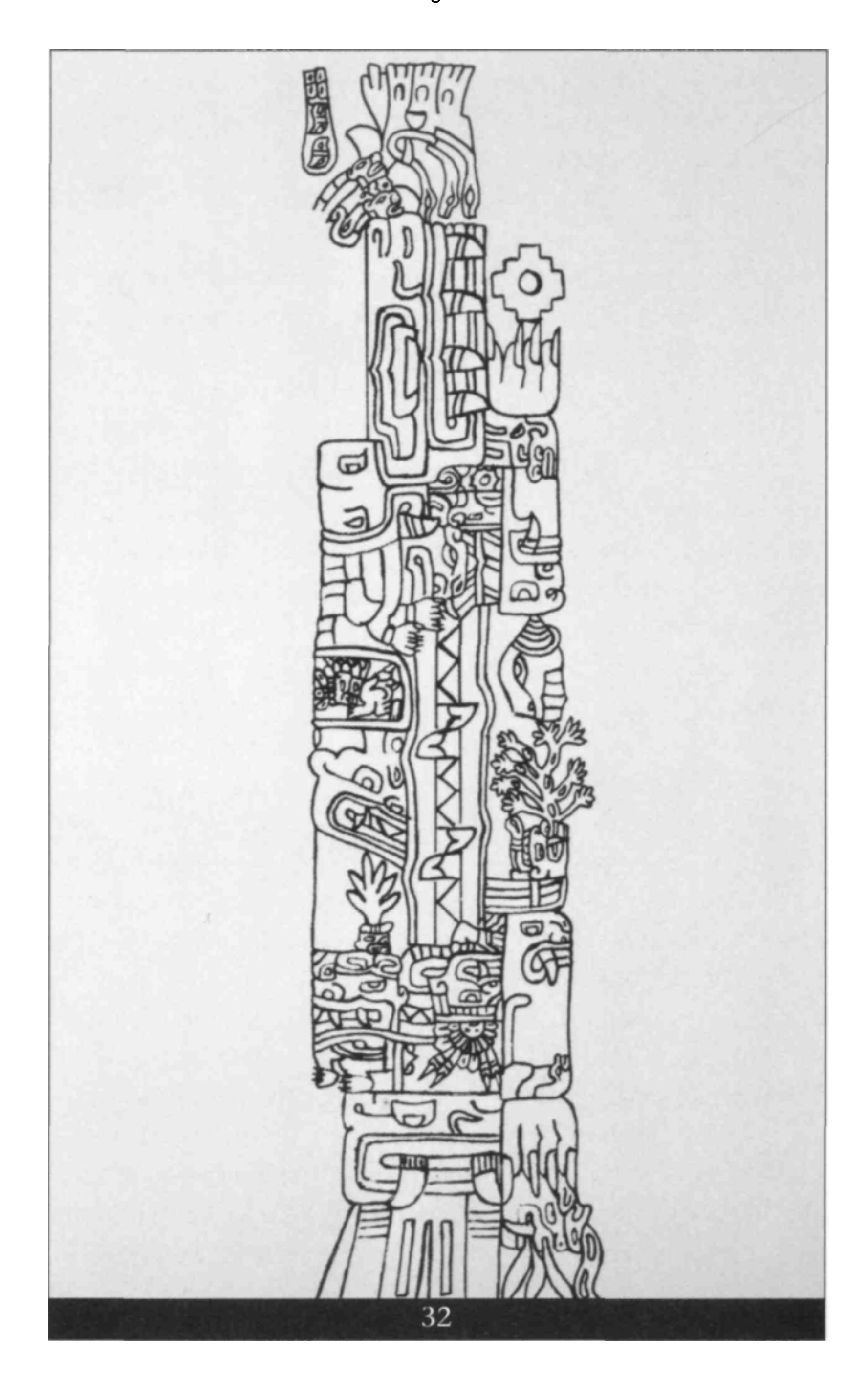
Erstaunlich. Der »Herr« besitzt eine menschliche Gestalt und fragt den Menschen, ob er »mehr gesehen habe« als den Finger. Als allwissender Gott hätte er es eigentlich wissen müssen. Er zeigt sich körperlich - könnte aber, wie er versichert, dies auch geistig tun (Auch der Moses der Bibel sah seinen Gott nie, aber es ward ihm gestattet, ihm nachzuschauen.). Und weshalb - bitte - handelt es sich bei diesem »Herrn« nicht um den grandiosen Geist der Schöpfung?

1. Technik wird angewendet. Schiffsbau, leuchtende Steine, sprechende Kugel, Kompass, Metallplatten.

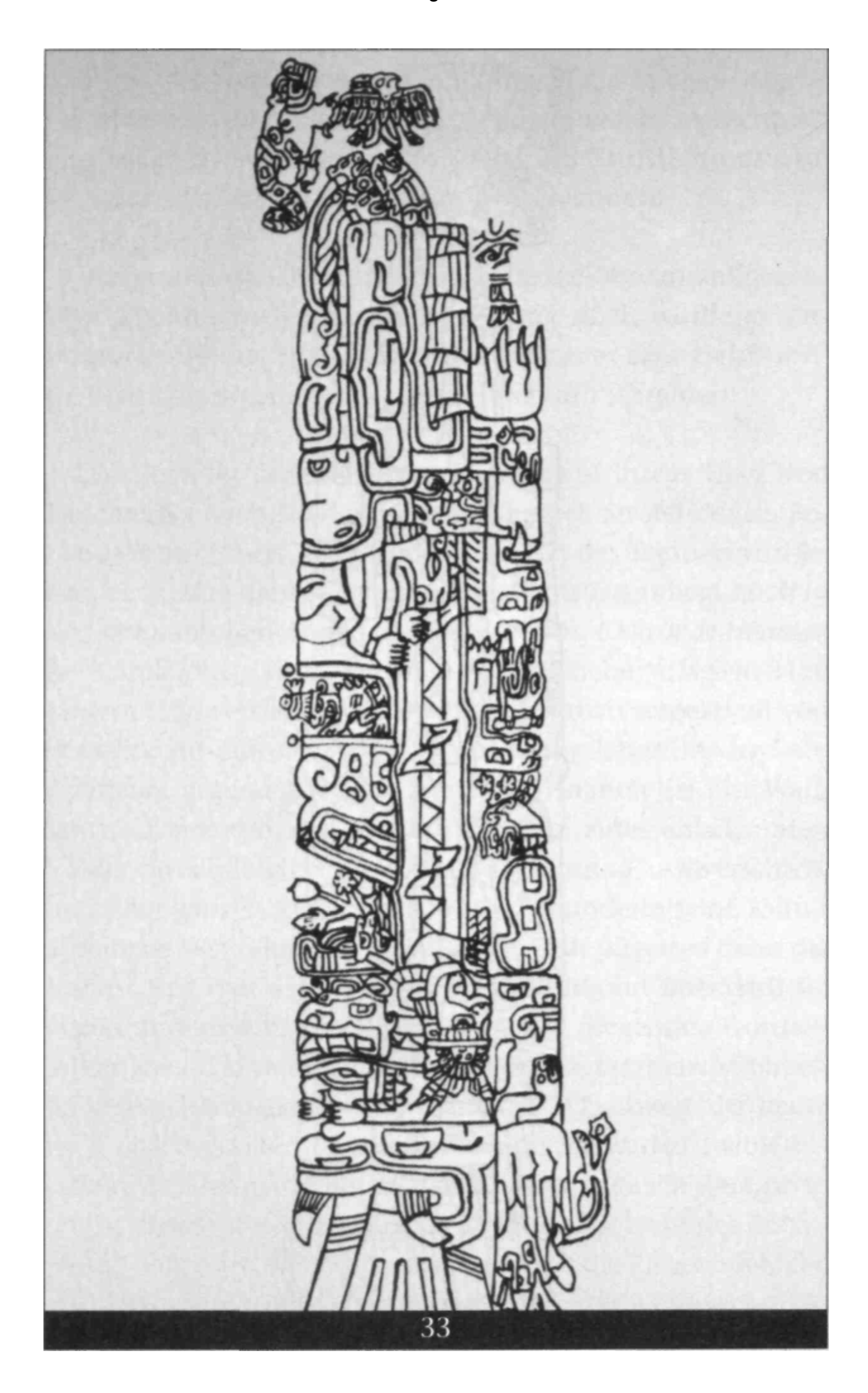
2. »Der Herr« kommt nach Amerika, um seine eigene Religion zu korrigieren, weil sie sich in eine falsche Richtung entwickelt (Die mächtige, alte Kirche des Christentums wird im Buch *Mormon* als »große Hure« bezeichnet).

Der grandiose Geist der Schöpfung, zeitlos und allgegenwärtig, hätte weder Korrekturen nötig noch würde er vertragsbrüchig. Im Alten Testament schloss er aber gleich ewige Verträge sowohl mit Noah als auch mit Abraham.

Die Vorväter der Mormonen bauten auf ihrem Treck von Südamerika nach Norden mehrere Tempel. So steht es im Buche *Mormon.* Auch Tempel »nach der Art des Tempels von Jerusalem.« Eine dieser unverständlichen Anlagen liegt hoch in den peruanischen Anden: Der Tempel von *Chavin de Huantar.* Kein Archäologe ahnt, wer diese eindrückliche Anlage in 3180 Metern Höhe errichtete, deshalb spricht man respektvoll von der »Chavin-Kultur«. Auch die Datierung hängt in der Luft. Fachleute argumentieren, Chavin de Huantar sei ein Wallfahrtsort gewesen, das religiöse Zentrum eines unbekannten Volkes, das urplötzlich im Hochtal des Mosna-Flusses erschien, und dem ganzen Raum für einige Jahrhunderte seine Kultur aufprägte. Wallfahrtsort? Zu welchem Gott pilgerten denn die Indios? In Chavin de Huantar wurden absolut unerklärliche Stelen und rätselhafte Ziselierungen von fliegenden Gottheiten entdeckt. Unten, auf dem Hauptplatz, fand ein Mitarbeiter des Archäologen Julio C. Tello einen Obelisken, der heute im Archäologischen Museum von Lima steht: den Tello-Obelisken. Weil niemand schlau daraus wird, zeige ich die Gravuren in diesem Buch. ■ **Bilder 32-36** Möge das Licht der Entzifferung aufgehen! Genauso unerklärlich ist die Raimondi-Stele, ebenfalls in *Chavin de Huantar* gefunden, und heute ebenfalls im archäologischen Museum von Lima.



32


33



34

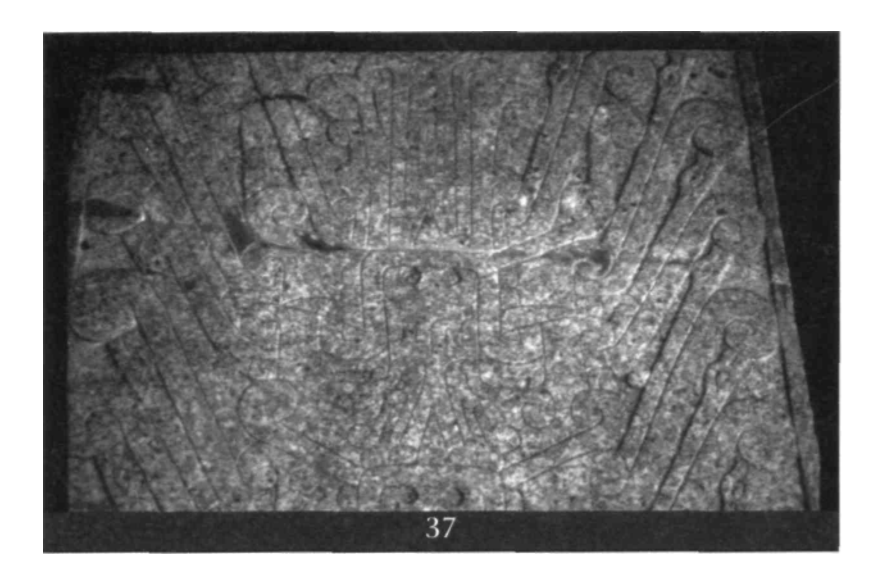


35



36

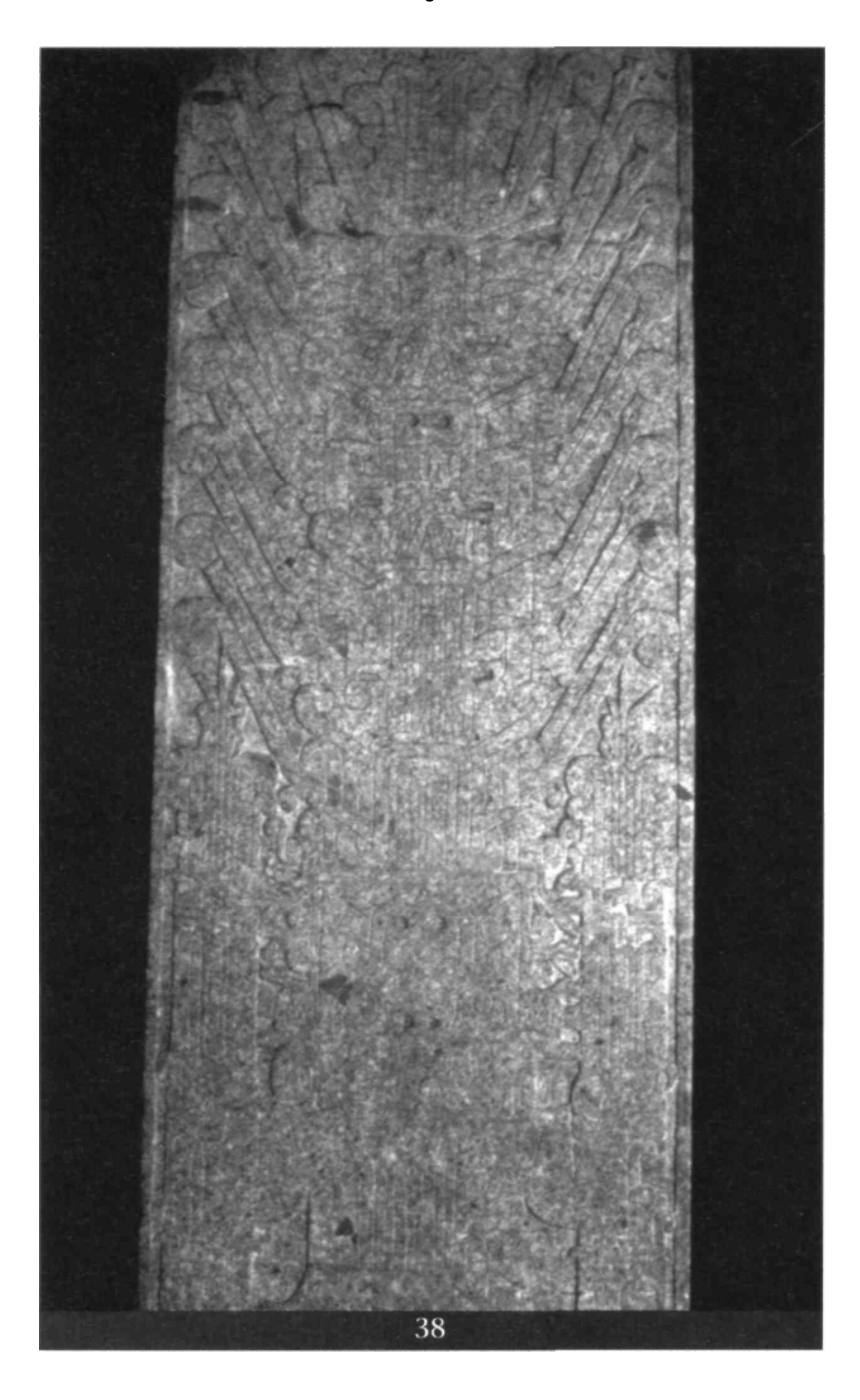
■ **Bilder 37-38** Der Block besteht aus Diorit, einem Tiefengestein, 1,75 m hoch, 73 cm breit und 17 cm dick. Archäologen fabulieren von einem »Jaguar-Gott«, von »Schlangen- oder Katzengötter«, von »Zeptern, Monstern, Masken« und sogar vom »vollendeten Bild der höchsten Inkarnierung der Gottheit, des Schöpfergottes *Viracocha* [103]«. Einzig Wolfgang Vol-



37

krodt, ein Top-Ingenieur, nahm sich ausführlich der Raimondi-Stele an und belegte blitzsauber, dass die Gravuren in Wirklichkeit »eine hochpräzise, symetrische, technische Zeichnung« [104] sind. Sie zeigt den perfekten Aufbau einer Dampfmaschine mit »Sperrklingen-Fingern, Drehkolben, Schnalzhebeln, Blattfedern und Kugelgelenken.« Die Maschine konnte Seile spannen und Lasten ziehen.

Ingenieure haben andere Augen, ein anderes Fachwissen als Archäologen, und auch wenn Volkrodts Analyse einwandfrei und bis in die kleinsten Einzelheiten belegbar ist, kümmert das die Archäologen nicht. Ihre Scheuklappen lassen keine andere Deutung als die eigene zu. Bücher wie die von Volkrodt oder Blumrich, dem NASA-Chefingenieur, der das Raumschiff des Propheten Hesekiel des Alten Testaments blitzsauber und Satz für Satz analysierte [108], gehören nicht zur Fachliteratur von Archäologen. Dabei erweitern Werke wie die von Volkrodt und Blumrich ein verkrampftes Weltbild in sehr erfreulicher Weise. Sie öffnen die Fenster, lassen frische Gedanken hinein. Doch



38

Augen zu! Nicht zur Kenntnis nehmen! Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Ärgerlicherweise sind die geflügelten Wesen und die Gravuren auf der Raimondi-Stele derart fein und präzise in den harten Diorit graviert worden, dass übliche Werkzeuge wie etwa ein spitzer Steinmeißel für solche Arbeiten niemals in Frage kommen. Dies erkennen selbst Laien, deshalb zeige ich die Bilder. Hier kamen harte, rotierende Bohrer zum Zug. Wer verfügte über derartige Erfahrungen? Ich tippe auf eine Volksgruppe mit einem technisch hoch versierten »Herrn« der seinem Volk die Technik zur Verfügung stellte, nicht nur Diorit in einer einzigartigen Art zu verarbeiten, sondern auch Metalltafeln präzise zu gravieren. Und den fleißigen Mormonen, die stets wieder nach Kopien der Metallbibliothek ihrer Vorfahren fahnden, empfehle ich, mal Messungen unter dem Tempel von *Chavin de Huantar* zu veranlassen.

Ich zolle den Überlieferungen im Buch *Mormon* großen Respekt und achte auch den Mormonenglauben an die Geschichten von *Ether* und *Nephi* - doch in einem Punkt kann ich ihnen nicht zustimmen. Immer wieder findet man im Buch *Mormon* Einschübe vom (angeblichen) Jesus, dem (angeblichen) Begründer des Christentums. Die Kirche Jesu, so sagt »der Herr« im Buch *Mormon,* entwickle sich nicht wie vorgesehen, sie laufe in eine völlig falsche Richtung, deshalb habe er, der Sohn Gottes, jetzt auch noch Amerika besucht, um eine neue, diesmal »wahre« Kirche, die »Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage« zu gründen. Ich verstehe diese Einschübe. Joseph Smith und seine tapferen Männer gerieten in Amerika heftig unter Druck. Dort galt nur die Christenreligion - wenn auch in den unterschiedlichsten Variationen - und da passten die vollständig ande-

ren Überlieferung eines »Ether« oder »Nephi« nirgendwo hinein. Joseph Smith und seine Anhänger wurden von den amerikanischen Christen verfolgt, angeschwärzt, gedemütigt und drangsaliert. Nicht wenige der jungen Mormonen landeten im Gefängnis - auch Joseph Smith. Es musste eine Korrektur her, die sich mit dem Gottessohn Jesus vereinbaren ließ. So kam es zu den Einschüben. Menschlich durchaus verständlich - aber falsch (Genauso falsch wie etwa Jesus-Einschübe im Buch Henoch, die von späterer Hand dazukamen und im ursprünglichen Henoch-Text nirgendwo existierten.).

Die gesamte Jesus-Geschichte, angefangen von der »Erbsünde«, der »unbefleckten Empfängnis«, der »Erlösung«, der »Auferstehung« mitsamt der »Himmelfahrt« - alles feste Pfeiler des christlichen Glaubens - stimmt von allem Anfang an nicht. Dies behauptet kein besserwisserischer Erich von Däniken, sondern namhafte Professoren für Theologie, beispielsweise die katholischen Gelehrten Prof. Dr. H. Küng und Prof. Dr. J. Drewermann [105, 106]. Oder der gründliche Rechercheur und Kirchenkritiker Karlheinz Deschner [107]. Wenn aber die christliche Kirche schon auf einem irrigen Fundament ruht, wenn es keine Erbsünde und dementsprechend auch keine Erlösung gab, kann logischerweise auch kein Gottessohn Jesus nach Amerika gekommen sein um seine eigene Religion diesmal besser und fehlerfreier zu formulieren. *Errare humanuni est* - sagten die alten Römer. Irren ist menschlich - nicht göttlich.

Wozu die Metallbibliothek in Ecuador? Nachdem sich »der Herr« seit Jahrtausenden nirgendwo als »grandioser Geist der Schöpfung« manifestiert hat, wenn er Technik statt Wunder einsetzt, wird er beweispflichtig. In der Zukunft! Er will den Menschen der Zukunft klipp und klar belegen, dass er es war
,

der damals die Fäden zog. Dies funktioniert in einer kritischen Gesellschaft, die an allem zweifelt, die Bilder mit Computerprogrammen fälscht, zerhackt, an keine Wunder mehr glaubt, dem Übernatürlichen abschwört und die wissenschaftliche Vernunft pachtet, niemals mit neuen Pseudowundern. Wundern übrigens, die dann in 20 Jahren erneut technisch entlarvt werden. Die Menschen verlangen handfeste, wissenschaftlich einwandfreie Beweise **materieller** Art. Die müssen berührbar, fotografierbar, datierbar und definitiv aussagekräftig sein. Sie müssen, wie es im Buch *Mormon* formuliert wird, »von großem Wert« sein. Nicht für die Menschen vor Jahrtausenden - die Adressaten sind wir! Diese Schlussfolgerung ist definitiv richtig, denn »der Herr« ließ schließlich vor Jahrtausenden Metallplatten gravieren, **damit** sie in der Zukunft ans Licht kommen. Diese Beweise »des Herrn« sollen zu einer Zeit auftauchen, »wo man sagen wird, dass Wunder aufgehört haben; und es wird sein, als ob jemand von den Toten redet.« (Buch *Mormon,* Kap. 8, 16, ff.)

Mit der Metallbibliothek in Ecuador stehen wir genau vor diesem Tor der Erkenntnis.

Spekulieren lässt sich bestenfalls über den Zweck des »himmlischen« Vorgehens. Ganz unmissverständlich sind diese Botschaften: Der »Herr« der Antike ist nicht identisch mit dem grandiosen Geist der Schöpfung. Der nämlich würde keine Fehler machen und folgerichtig auch keine späteren Korrekturen nötig haben. Er lässt Metalltafeln ausdrücklich für die Menschen der Zukunft anfertigen, weil er beweisen will, dass er es war, der vor Jahrtausenden die Aufträge erteilte. Der grandiose Geist der Schöpfung müsste gar nichts beweisen.

Mir scheint, die so genannten Götter der Vergangenheit planten damals schon ihre Rückkehr - wie auch immer. Und sie möchten von uns als das respektiert werden, was sie für uns taten. Sie schufen die Menschen »nach ihrem Ebenbilde.«

(Mormon, Kap. 8,14 ff) Und wohl dem, der diese Dinge ans Licht bringt; denn sie werden Gottes Wort gemäß aus der Dunkelheit ans Licht gebracht werden ... und der Herr wird den segnen, der ihn (den Bericht, EvD) ans Licht bringt.

Naturwissenschaft in Nazca

»Das Geheimnis von Nazca ist gelüftet«, verkündete die Schlagzeile der angesehenen *»Frankfurter Allgemeinen Zeitung«* vom 14. Juli 2007 [109]. Im Untertitel wurde angefügt: *Scharrbilder in der Wüste - nicht für Außerirdische, sondern für religiöse Prozessionen.* Natürlich kriegte ich gleich mein Fett ab: »Vor allem die UFO-Theorien des Archäo-Phantasten Erich von Däniken haben die kilometerlangen Linien und Tierfiguren, die vor Jahrtausenden in die Wüste gescharrt wurden, im Gespräch gehalten.«

Immerhin das. Man erfährt, der peruanische Archäologe Johny Isla habe die finale Lösung. Es handle sich um alte Prozessionsstraßen. Dies sei durch ein Team aus schweizerischen, deutschen und peruanischen Archäologen eindeutig festgestellt worden. Johny Isla habe deshalb gemeinsam mit Markus Reindel vom Deutschen Archäologischen Institut ein interdisziplinäres Expertenteam zusammengestellt. Und Markus Reindel präsentierte die Ergebnisse des Fachgremiums gleich im Bonner Wissenschaftszentrum.

Wunderbar. Damit ist wieder mal die »nächst mögliche Lösung« festgenagelt und alle weiteren Forschungen sind unnötig. Die Welt ist in Ordnung. Hallelujah! »Doch hier wie überhaupt, kommt es anders als man glaubt« (Wilhelm Busch). Der Reihe nach:

Es war mal ein verschlafenes Kaff irgendwo hinter den sieben Bergen im Süden von Peru. Verbunden mit der großen Hauptstadt Lima durch eine ungepflasterte, staubige Straße, die nur befuhr, wer unbedingt musste. Die Straße verlief über hunderte von Kilometern durch eine trostlose Sand- und Geröllwüste hinunter Richtung Chile. Alle 90 Minuten döste ein ärmliches Indiodorf an der Strecke: immer gerade dort, wo



39

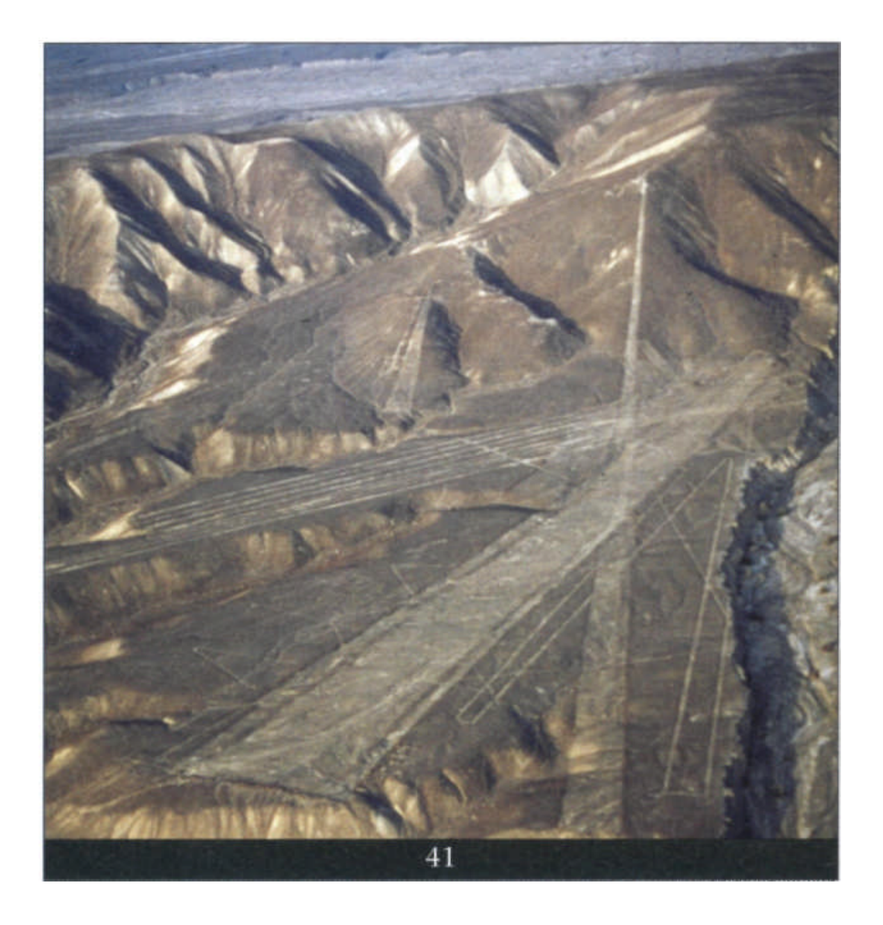
sich Wasserläufe von den fernen Anden in Richtung des Pazifischen Ozeans ergossen.

Heute ist die Hälfte der Strecke zwischen Lima und Nazca - rund 500 Kilometer entfernt - eine vierspurige Autobahn, der Rest eine ausgebaute, gepflasterte Straße, die sich durch die Wüste und ausgetrockneten Hügel windet. Aus dem verschlafenen Nest Nazca ist ein Städtchen mit Museum, kleinem Stadtpark, Geschäften und zwei Banken geworden. Hotels unterschiedlicher Güte werben um Touristen und draußen am Stadtrand liegt ein kleiner Wüstenflugplatz mit Tower und Kneipe. Von hier aus lassen sich die Touristen für 150 Dollar über die weltberühmte »Pampa de Nazca« fliegen. So manchem wird dabei speiübel, wenn die Piloten ihre kleinen Maschinen von einer engen Kurve in die nächste zwingen.

Unter dem Flugzeug öffnet sich »das größte Bilderbuch der Welt«. In der rostbraunen Sand- und Schotterwüste taucht ei-



40


41

ne überdimensionierte Spinne auf, dann ein Kolibri, ein Affe, mehrere Spiralen, ein Fisch und dazwischen schnurgerade, schmale Linien - kilometerlang! ■ **Bilder 39-41** Und an den Berghängen diverse Strahlenköpfe. Dazu die »las Pistas«. Diese sehen aus wie vergammelte, ehemalige Flugpisten, deren Konturen noch durch den Sand schimmern. Die längste darunter misst über drei Kilometer.

Was um alles in der Welt ist dieses Nazca? Zuallererst ist Nazca rätselhaft, geheimnisvoll, und irgendwie auch unheimlich. Die Wüste von Nazca ist überschaubar und undurchsichtig zu-

gleich. Sie ist zauberhaft, verführerisch, logisch und gleichzeitig absurd. Nazca ist wie hundert Donnerschläge gegen die Vernunft. Wenn Augen schreien könnten, in Nazca würden sie es tun. Die Botschaft von Nazca ist verhüllt und verborgen, jede Theorie darüber widersprüchlich. Wer sich in Nazca mit einfachen Lösungen zufrieden gibt, glaubt vermutlich auch an den Osterhasen. Die Landschaft scheint unergründlich und unlösbar, hirnverbrannt und sinnlos. In Nazca entzünden sich die Schnüre der Logik, die wissen und nicht mehr glauben wollen, und - logischerweise! - im Kreise herumführen. Nazca hat sich jedem Scharfsinn entzogen, obschon Jahr für Jahr Archäo-Kriminalisten auftauchen, die das Rätsel Nazca gelöst haben wollen. Die Wissenschaft - in Nazca die Archäologie - versucht zwanghaft, unser gegenwärtiges Wissen und Denken auf die Menschen zu übertragen, die vor langer Zeit lebten und deren Weltbild nicht das unsrige war.

Selbstverliebt nehmen wir von uns an, schlau zu sein, durchtrieben und mit Scharfsinn gesegnet. Wir meinen, die wissenschaftliche Methodik führe uns unweigerlich in den Himmel der Erkenntnis. So entstanden über Jahrzehnte Nazca-Theorien, Nazca-Spekulationen, Nazca-Spinnereien und blödsinnige Kommentare zu Nazca, die am Ende allesamt nichts Endgültiges aussagen. Nazca gleicht einer der Zeitmaschinen in die menschliche Vergangenheit. Wer Nazca näherkommt, muss umdenken. Das archäologische Schema spült zwar auch Wahrheiten an die Oberfläche - Halbwahrheiten.

Im Frühjahr 1927 arbeitete der peruanische Archäologe Toribio Mejia Xesspe in einem kleinen Seitental des Rio de Nazca. Er kletterte den Hang hinauf und blickte bei einer Verschnaufpause hinunter auf die Pampa. Irgendetwas schien ihm

seltsam. Dort, in dem schwärzlich-braunen Wüstengebiet unter ihm zeichneten sich pfeilgerade Linien ab. Erst 13 Jahre später, nachdem er zwei der seltsamen Linien abgeschritten hatte, schrieb Toribio Mejia Xesspe einen Artikel über seine Entdeckungen [110].

Im Juni 1941 flog der New Yorker Historiker Paul Kosok mit einem Sportflugzeug über Nazca. Er sichtete mehrere »Pistas«, »Lineas« - das sind die schmalen Linien - und Spiralen. Sein Artikel darüber erschien erst 1947 [111].

Inzwischen war die deutsche Geographin und Mathematikerin Dr. Maria Reiche aus Dresden nach Peru gereist. Frau Reiche wusste nichts von den Linien bei Nazca, ihr Interesse galt den kalendarischen Verbindungen der in Peru recht zahlreichen Sonnenbeobachtungsstätten. Zufällig traf sie auf Paul Kosok, der ihr begeistert über die seltsamen Bodenmarkierungen berichtete. So begann Maria Reiche, sich mit Nazca zu befassen - zunächst nur nebenbei. Doch bald schon erlag sie der Faszination, die von den Bodenzeichnungen ausging. Gemeinsam mit Paul Kosok veröffentlichte Dr. Maria Reiche in der Fachzeitschrift *»Archaeology«* einen längeren Beitrag über die Hochebene [112].

In den nachfolgenden Jahren verbiss sich Maria Reiche in Nazca. Die Erforschung des Wüstenplateaus wurde ihr Lebensinhalt, und sie versuchte jahrzehntelang, die Nazca-Nuss zu knacken. Damals verglich Maria Reiche sogar einige der »Pistas« mit Flugplätzen. Zitat: »Dann wird der Fluggast... riesige Drei- und Vierecke entdecken, deren wie mit einem Lineal gezogener Untergrund helle Flächen umgrenzt... Einige könnte man für Flugplätze halten [113].«

Als ich im Jahre 1967 sinngemäß das Gleiche schrieb - dies zu einem Zeitpunkt, als es Frau Reiches Buch noch gar nicht gab - wurde ich in der Luft zerrissen [114]. Seither werden mir in allen nur denkbaren Medien Sätze in den Mund gelegt, die ich nirgendwo publiziert, nirgendwo gesagt habe. Ausgerechnet sich seriös gebende Publikationen verbreiten einen Unsinn, der zwischen Fuß und Sole keinen Platz hat. Es ist geradezu ein Schulbeispiel dafür, wie Äußerungen falsch zitiert werden und in die Pressearchive wandern, um bei jeder Gelegenheit erneut falsch zitiert zu werden.

Zusätzlich versichern viele, bedauerlicherweise sogar wissenschaftliche Blätter im Brustton ehrlicher Entrüstung, ich hätte behauptet, die Ebene von Nazca sei »der Bahnhof für Weltraumschiffe« [115] gewesen. Keiner dieser Wortverdreher hat meine Bücher gelesen [116, 117], und schon gar nicht mein Nazca-Buch *»Zeichen ßr die Ewigkeit«* [118]. Hätten sie es getan und würden dennoch die üblichen Unwahrheiten verbreiten, müsste ich die Verfasser der Lüge bezichtigen. So schreibt einer das Falsche vom andern ab und fabuliert noch zusätzliche Unterstellungen dazu. Dies ist der Grund - Pardon! - weshalb ich keinen dieser Wissenschaftsautoren, die über Nazca berichten, mehr ernst nehmen kann.

Dr. Maria Reiche fand die Antwort über Nazca nicht. Als sie vor einigen Jahren hoch geachtet verstarb, meinte die betagte Dame verbittert, vielleicht habe Nazca etwas mit Schamanen oder Geistern zu tun.

Es wimmelt von Theorien über Nazca, ich habe alle in meinem Nazca-Buch aufgelistet und verzichte deshalb an dieser Stelle auf ein ausführliches Quellenverzeichnis [118]. Hier die gängigen Theorien.

Bei Nazca handelt es sich um:

- Einen astronomischen Kalender
- Stammeszeichen der Indio
- Einen Kult für die Wassergötter
- Einen Kult für die Berggötter
- Einen Kult für den Ackerbau
- Ackerparzellen
- Grenzmarkierungen
- Pferche für Tiere
- Pfade für sakrale Handlungen
- Prozessionsstraßen
- Eine geometrische Information
- Einen Ort der zeremoniellen Arbeiten
- Kopien von Fata Morganas
- Eine überdimensionierte Webe-Werkstätte
- Eine Landkarte
- Einen Kulturatlas
- Ein prä-inkaisches Olympia
- Einen vorgeschichtlicher Ballonstartplatz
- Eine Orgie von Kulten aller Art

So wird in Nazca eine fleißige Archäologie betrieben, die alle paar Jahre neue Antworten in die Fachliteratur hinausposaunt. Was tun die eigentlich, die Archäologen und ihre schwitzenden Studenten?

Sie tun das, was sie tun müssen: graben. Es ist eine wissenschaftlich saubere Arbeit und die beteiligten, meist kleinen Teams bestehen durchweg aus integeren und ehrlichen Personen. Dabei geht es um Gesteinsschichten, um Knochen, um Mäuerchen, Textilien, Keramik oder Hölzer. Tapfer wird gesammelt, eingeordnet, verglichen und auch datiert. Schließlich werden Schlüsse gezogen - die stammen meistens vom Gra-

bungsleiter - und der wanderte in direkter Linie und schnurstracks aus der klassischen Schule der Archäologie in das Verwirrspiel von Nazca.

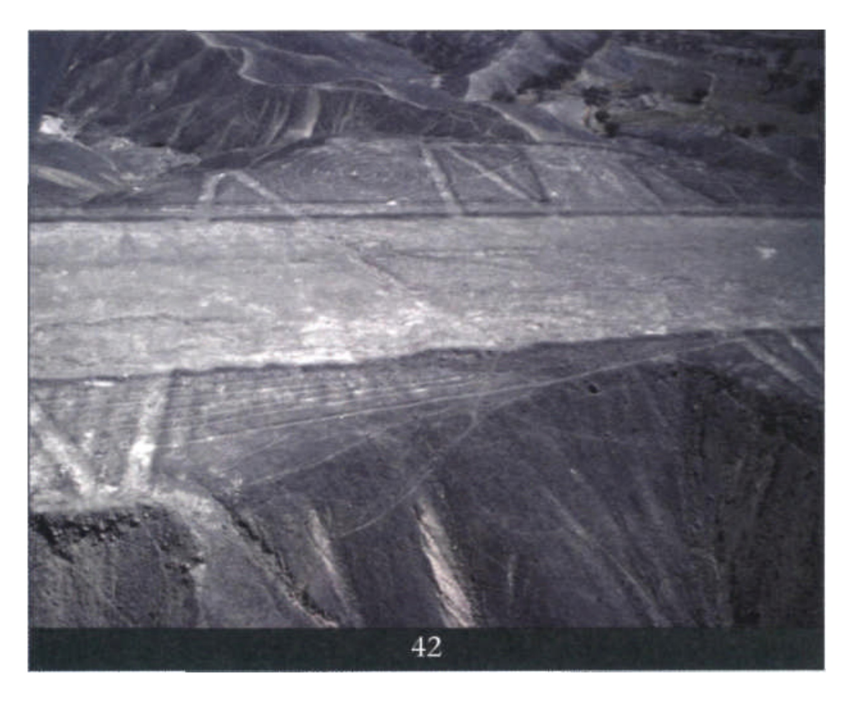
Nun leben Archäologen von Trümmern. Ihre Sicht ist die Welt der Evolution. Immer schön eins nach dem andern. Aus verhältnismäßig wenigen Bruchstücken werden Schlüsse gezogen und auf die gesamte Ebene von Nazca und Palpa übertragen. Fragen hinter den Fragen sind überflüssig und unerwünscht, Zweifel werden ins Lächerliche gezogen. Studenten haben gegen das professorale Gehabe keine Chance. Das Halbwissen wird zum definitiven Wissen erhoben, das die nächste Studentengeneration zu schlucken hat. Und prompt sind alle Meinungen bis ins hinterletzte Wissenschaftler- und Journalistengehirn zementiert.

Was ist dagegen zu tun? Gott sei Dank gibt es noch Naturwissenschaftler mit Messgeräten, die sich an die Messwerte und nicht an irgendwelche Ideologien halten. So wusste ich, dass Prof. Dr. Günther Reppchen von der HTW Dresden (Hochschule für Technik und Wirtschaft) bereits Mitte der Neunziger] ahre in Nazca präzise Vermessungen durchgeführt hatte. Professor Reppchen ist Vorsteher des Fachbereiches Vermessungswesen und Kartographie, und Nazca war deshalb ins »Schussfeld« der Dresdner Wissenschaftler geraten, weil Frau Maria Reiche aus Dresden stammte. Die Dresdner Wissenschafts-Crew beabsichtigte, alle Figuren und Linien im gesamten Nazca-Gebiet in einem digitalen Geländemodell festzuhalten.

Prof. Dr. Reppchen und ich trafen uns erstmals an seiner Hochschule in Dresden, dort wurde eine Nazca-Ausstellung gezeigt. Der nüchterne Gelehrte, der auch Antarktis-Forschung betreibt, hält wenig von Außerirdischen, doch viel

von exakten Messungen. Bei späteren Treffen erkundigte ich mich, ob sein Institut gewillt wäre, einen Forschungsauftrag über Nazca anzunehmen, der kaum etwas mit der klassischen Archäologie zu tun habe. Schließlich suchte ich einige hervorragende Bilder aus meinem Nazca-Archiv heraus - ich habe 5000 davon - und begann, bestimmte Stellen mit einem Rotstift zu markieren. ■ **Bilder 42 und 43** Als Nächstes stellte ich Fragen, die ein Archäologe nie stellen würde, weil er sie für überflüssig hält. Fragen wie diese:

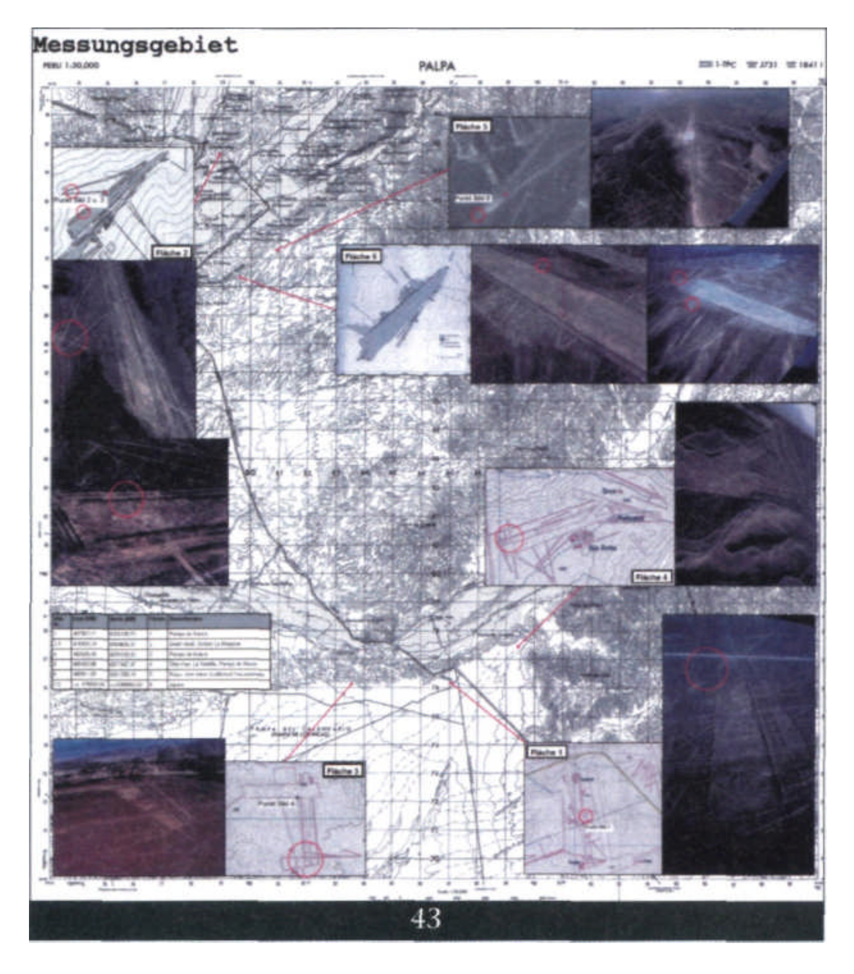
1. Verläuft die schmale Zickzacklinie, die auf einem Bild erkennbar ist, tatsächlich unter der »Pista« oder handelt es sich um eine optische Täuschung?
2. Bestehen die schmalen, nur rund einen Meter breiten Linien aus demselben Material wie die »Pistas«, oder handelt es sich nur um die weggescharrte Oberfläche?


42

3. Kann zwischen »Lineas«, »Pistas« und dem Geröll ringsum eine Veränderung des Magnetfeldes festge stellt werden? Speziell an den Kreuzungspunkten und im Vergleich zur unberührten Wüste?
4. Gibt es Unregelmäßigkeiten der elektrischen Leitfähigkeit des Bodens im Vergleich zu den »Pistas« und dem weiten Gelände?
5. Kann Radioaktivität gemessen werden?
6. Existiert irgendetwas im Gelände, das nicht in der üblichen Häufigkeit zu finden ist? Mineralien, Erze, Gold, Glimmer etc.?
7. Lassen sich Altersunterschiede zwischen verschiedenen, insbesondere sich kreuzenden »Pistas« feststellen?

Und so weiter. Alle meine Fragen betrafen die exakte, messbare Wissenschaft. Professor Reppchen erkannte rasch, dass hier interdisziplinäre Forschung gefragt war und eine peruanische Universität mit einbezogen werden musste. Alleine schon wegen den Bewilligungen. Die Ebene von Nazca gehört zum Weltkulturerbe der UNESCO, sie darf nicht betreten werden, geschweige denn dürfen Fremde daherkommen und Messungen vornehmen. So entstand über Monate ein Netz von Wissenschaftlern diverser Hochschulen, jeder ein Spezialist in seinem Fachbereich. Allen voran und federführend Frau Dr. Kerstin Hartsch, eine brillante Geologin, der es auch berufliche Freude bereitete, unkonventionellen Fragen nachzugehen.

Auftraggeber war die Erich-von-Däniken Stiftung. Sie übernahm die Finanzierung des Forschungsprojektes. Die HTW-Dresden tat sich mit der *Universidad Catolica del Peru* (PUCP) zusammen. Von entscheidender Bedeutung waren die Bewilligungen, um in Nazca überhaupt tätig werden zu dürfen. Die-



se Bewilligungen erteilte - teilweise mit Unterstützung der deutschen Botschaft - das nationale Kulturinstitut INC. Während der ganzen Feldarbeiten war nicht nur ein Vertreter des INC, sondern auch ein Archäologe der Marcus-Universität Lima anwesend. Die beiden unermüdlichen Wissenschaftler Reppchen und Hartsch reisten mehrmals nach Peru, um Stück für Stück des Puzzels zusammenzutragen. Da ging es um teure, hochmoderne Messinstrumente, um Zollbewilligungen, um Gespräche mit verschiedenen Instituten und Gelehrten,

oder um ganz banale Dinge wie die Unterkunft der beteiligten Studenten.

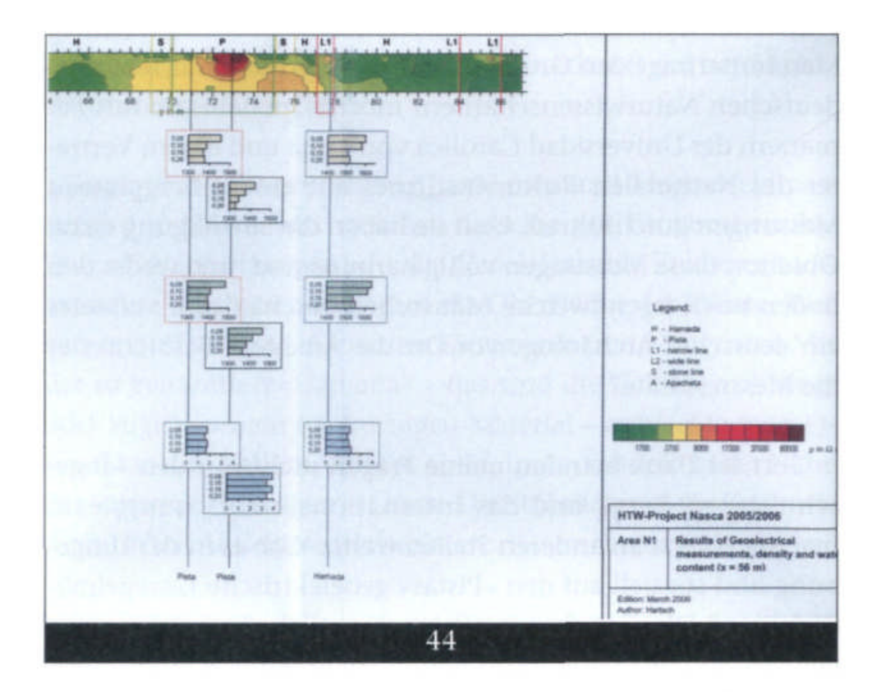
Eigentlich seltsam: Bislang hatte niemand Magnetfeldmessungen in Nazca durchgeführt, dasselbe galt für geochemikalische Untersuchungen oder die Geoelektrizität. Zuallererst untersuchte das Forschungsteam die Oberfläche der Wüste. Was gab es hier an ganz normalen Elementen und Mineralien? In der so genannten »Hamada« - das sind die Gebiete von weg- oder zugeblasenem feinkörnigen Material - entdeckte man Eisen, Mangan, Kalium, Kupfer, Gold, und - sehr oft in der Nähe der Scharrzeichnungen - Lehm. Das Rohmaterial für Keramik. Alles nichts Außergewöhnliches.

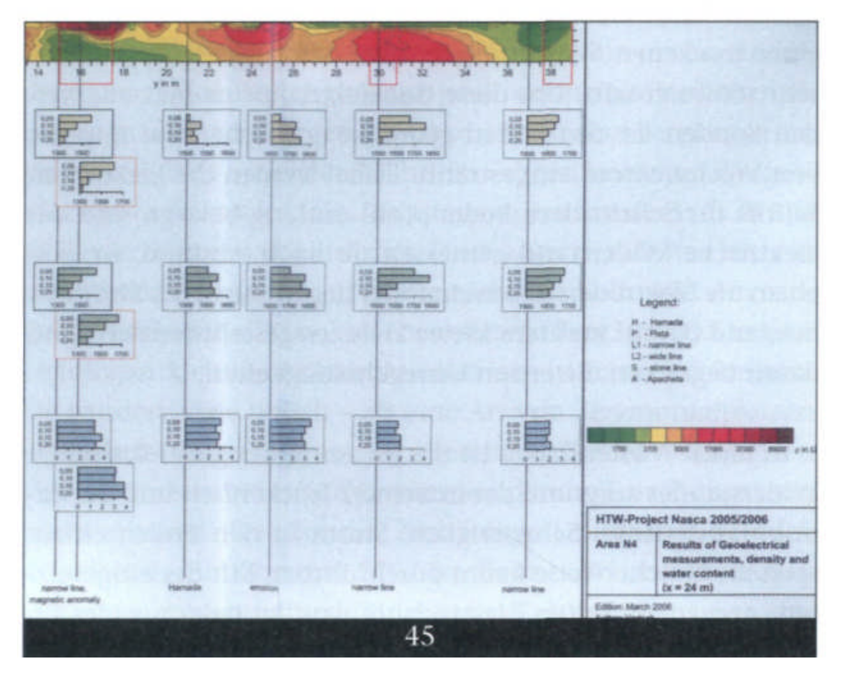
Im Wüstengebiet von Nazca liegt auch ein seltsamer Berg, den ich als den »abgeschnittenen Berg« bezeichne. Die Geologen sehen das anders. Abgeschnitten deshalb, weil keine Bergkuppe existiert, sondern gegen die Spitze eine ebene Fläche, die nicht zu den Bergen ringsum passt, denn diese verlaufen alle, wie man es von Bergen gewohnt ist: auf eine Bergkuppe zu. Außerdem liegt unter der Fläche des »abgeschnittenen Berges« eine breite Zickzack-Linie, leicht erkennbar aus der Luft. ■ **Bild 42** Dieser Berg mit der Zickzack-Linie unter der »Pista« hatte es mir besonders angetan, er passte nicht zur Kultorgie. Am südlichen Ende der »Pista«, auf eben diesem Berg, entdeckten Archäologen kleinere Konstruktionen aus gemauerten Steinen. Sie wurden - wie üblich - als eine Art von Zeremonialplätzen eingestuft. Ausgerechnet an diesem vielleicht wichtigsten Punkt von Nazca durfte das interdisziplinäre Forschungsteam nicht arbeiten. Der Bonner Archäologe Dr. Markus Reindel, derselbe, der im Sommer 2007 im Bonner Wissenschaftszentrum triumphierend verkündete, die Nazca-Linien seien eindeutig Prozessionsstraßen gewesen, untersagte die Messungen.

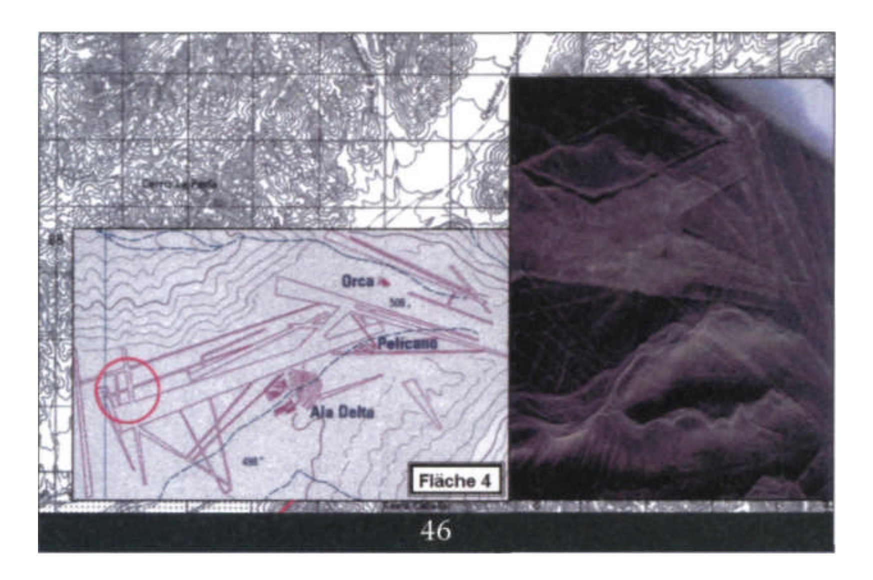
Man hinterfrage den Grund für dieses Verhalten. Ein Team aus deutschen Naturwissenschaftlern möchte gemeinsam mit Peruanern der Universidad Catolica von Lima und einem Vertreter des Nationalen Kultur-Institutes auf einem Bergplateau Messungen durchführen. Und sie haben die Bewilligung dazu. Obschon diese Messungen völlig harmlos sind, und weder den Boden noch irgendwelche Mäuerchen beschädigen, verbietet ein deutscher Archäologe vor Ort die Arbeiten. Befürchtet er die Messresultate?

Gott sei Dank betrafen meine Fragen nicht nur den »abgeschnittenen Berg« und das internationale Forschungsteam machte vorerst an anderen Stellen weiter. Gab es in der Umgebung und speziell auf den »Pistas« geoelektrische Unregelmäßigkeiten? Die Geoelektrizität ist eigentlich die Leitfähigkeit des elektrischen Stromes im Boden. In einem feuchten Badezimmer kann man einen tödlichen Stromschlag erhalten, in einer trockenen Wüste müsste die Leitfähigkeit des Stromes sehr schwach sein. Um diese Geoelektrizität zu messen, werden Sonden an den Boden gedrückt und schwache Impulse von Wechselstrom ausgestrahlt. Dabei werden die Elektroden Schritt für Schritt dem Bodenprofil entlang bewegt, und der elektrische Widerstand gemessen. Je nach Abstand, in welchem die Elektroden nebeneinander liegen, kann der Stromwiderstand bis auf mehrere Meter Tiefe festgestellt werden. Und damit begannen die ersten Unregelmäßigkeiten.

In einer Wüstenfläche ist die Messung des geoelektrischen Widerstandes aufgrund der extremen Trockenheit und der damit verbundenen Schwierigkeit, Strom in den Boden einzuspeisen, üblicherweise kaum durchführbar. Mit der eingesetzten, neu entwickelten Messtechnik wurden jedoch wider Erwarten gute und sehr hochauflösende Resultate erzielt. Dabei

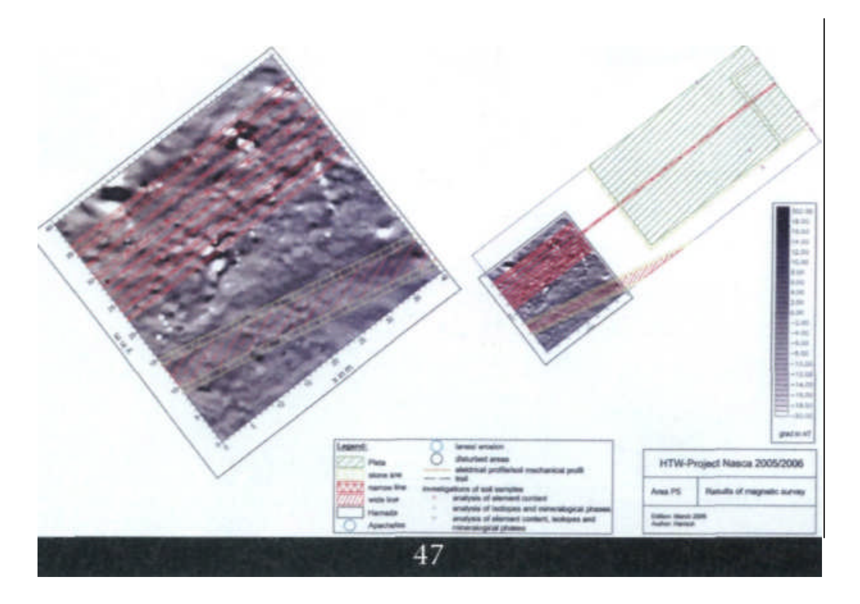

Legend:
H - Hamada
P - Pista
L1 - narrow line
L2 - wide line
S - stone line
A - Apacheta
HTW-Project Nasca 2005/2006
Area N1
Results of Geoelectrical measurements, density and wat
content (x = 56 m)
Edition: March 2006
Author: Hartsch
44


Legend:
H - Hamada
P - Pista
L1 - narrow line
L2 - wide line
S - stone line
A - Apacheta
HTW-Project Nasca 2005/2006
Area N4
Results of Geoelectrical measurements, density and water content
(x = 24 m)
Edition: March 2006
45



zeigte sich, dass der geoelektrische Widerstand des normalen Wüstenbodens im Vergleich zu den Geolyphen relativ gering ist. Plötzlich, und zwar am Ende einer gemessenen »Pista«, wie auch einer schmalen »Linea« übertraf die Messung des elektrischen Widerstandes die üblichen Messwerte gleich um das Tausendfache. Ablesbar auf den hier gezeigten Tabellen an den dunkelroten Flecken. ■ **Bilder 44-45** Da gab es Passagen auf der so genannten »Area N4« an denen ein sehr hoher, elektrischer Widerstand direkt auf und an den Rändern der »Pista« nachgewiesen werden konnte. In der »Pampa del Calendario« lag das Zentrum des elektrischen Widerstandes zwei Meter unter der Oberfläche. Dann wiederum konnten an vereinzelten Abschnitten starke, elektrische Anomalien gemessen werden, obschon an der Oberfläche gar nichts zu erkennen war. Die Ursache für diese Anomalien ist unerklärlich. Es sollte noch dicker kommen. ■ **Bild 46**

Ich hatte nach magnetischen Feldern an ganz bestimmten Punkten gefragt. Die Grundlage für geomagnetische Messun-



47

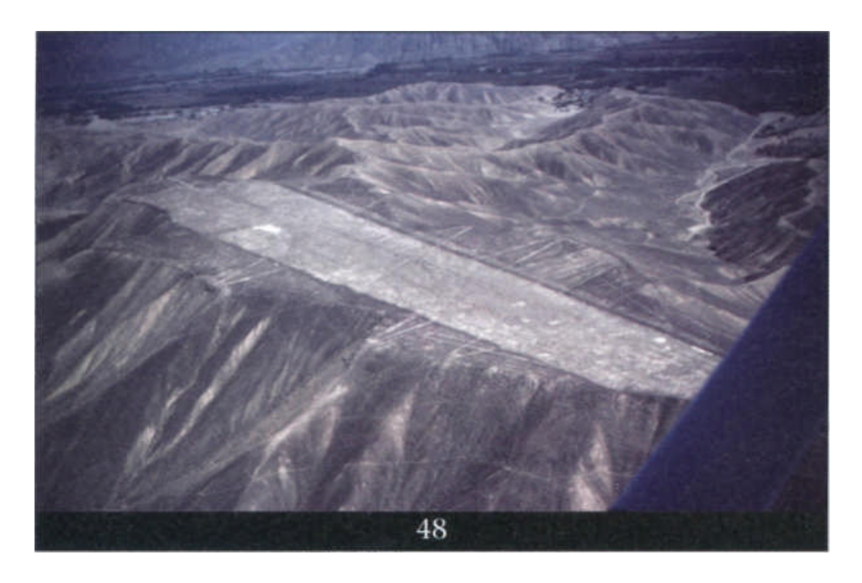
gen ist das Magnetfeld der Erde. Zur Messung benötigt man ein modernes Cäsium-Magnetometer. Die Resultate ergaben einen signifikanten Unterschied zwischen diversen »Lineas« und der unberührten Umgebung. Auf der »Pampa del Calendario« wurde ein regelrechtes Netz von magnetischen Anomalien innerhalb einer »Pista« aufgedeckt. Auf dem Bild entsprechen alle hellen Punkte einer wilden Ansammlung von magnetischen Unmöglichkeiten. ■ **Bild 47** Dies derart grotesk, dass die Messgeräte die üblichen Werte nicht mehr anzeigen konnten. Verwirrend.

Im Vermessungsraum »Area P2« (Sacramento) tauchten neue, elektrische Anomalien auf, und unter den Zickzacklinien hohe elektrische Widerstände unter der Oberfläche. Obschon der Archäologe Dr. Reindel die Messungen auf dem »abgeschnittenen Berg« untersagt hatte, gelang es dem interdisziplinären Forscherteam später, wenigstens an zwei Stellen Messsonden anzusetzen. Ganz nahe der Zickzacklinie, exakt am

Ende der Süd-West-Seite, tauchten erneut geoelektrische Profile auf, die prompt mit der Zickzacklinie übereinstimmten. Wirklich nichts Besonderes in Nazca? Alles nur Prozessionsstraßen?

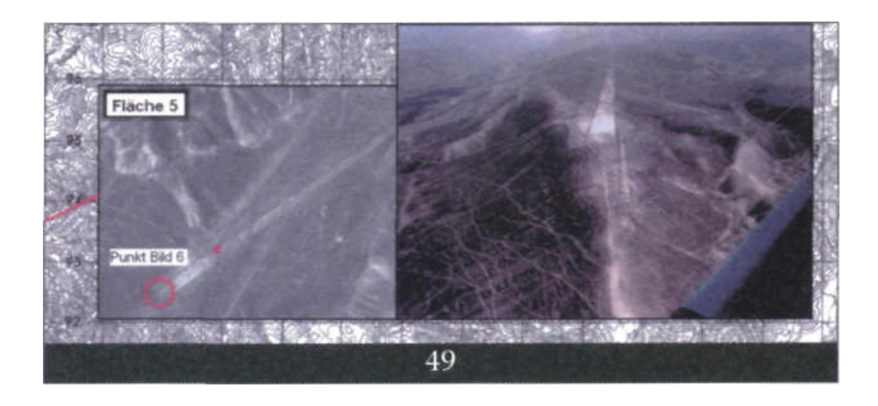
Die »Pista«, der aus der Luft pistenähnliche Abschnitt auf dem »abgeschnittenen Berg«, bedeckt nicht die gesamte Fläche der Tafelkuppe. Beidseitig der »Pista« liegen Ränder, die an mehreren Stellen durch die Zickzacklinien unterbrochen werden. Die Eckpunkte dieser Zickzacklinien liegen dort, wo das Gelände abgerissen ist. Dort liegen Furchen aus Geröll, entstanden durch die seltenen Regenfälle. Logischerweise muss das Wasser direkt über diese Zickzacklinien geflossen sein, um am Geländerand einen Bach zu bilden, der Geröll mitriss. Die Bilder belegen es eindeutig. Weshalb - heiliger Atahualpa hilf! - wurden die Zickzacklinien nicht auch weggespült?

Diese Erosionskanäle, die vom Geländeabriss der Zickzacklinien in die Tiefen führen, sind über einen Meter breit. Es muss hier kurzzeitig in Kübeln gegossen haben. Auf diesem »abgeschnittenen Berg« mit »Pista« und Zickzacklinien, auf dem sich das Wasser sammelte, bevor es in die Tiefe stürzte, dürfte eigentlich gar nichts mehr zu sehen sein außer Erosionsgeröll. Die Bilder beweisen das Gegenteil. ■ **Bild 42** Zudem konnten auch hier glasklare, magnetische Anomalien gemessen werden. Am Anfang (oder Ende?) der »Pista« wurde ein rechteckiges Steingebäude von 2 Metern Breite und 3,10 Metern Länge gefunden. Bei der archeologischen Entdeckung waren die Mauern bis zu 92 Zentimetern Höhe erhalten. Im Kultdenken kann dieses rechteckige Gebilde nur ein Heiligtum gewesen sein. Ein Ort, zu dem die Menschen pilgerten oder an dem die Priester irgendwelche Zeremonien abhielten. Weshalb nur stellt niemand die Frage nach der Art der Zeremonien und die



Zusatzfrage: Warum ausgerechnet am Anfang (oder Ende?) der »Pista«? Was gab es denn an dieser Stelle so Aufregendes zu beobachten?

Hier möchte ich auch gleich mit einem anderen Unsinn aus der Fachliteratur aufräumen. Da wird behauptet, es sei ganz einfach gewesen, Linien und Pisten herzustellen. Schließlich strahlt die glühende Sonne seit Jahrtausenden auf die Wüstenfläche, und dementsprechend sei die oberste Schicht brauner als der Untergrund. Man müsse nur ein paar Steinchen oder Sand beiseite schieben, und schon erscheine der hellere Untergrund [119, 120]. Das trifft auf verschiedene Stellen zu - ich hab's selbst probiert. An anderen Punkten kann es nicht stimmen. Wäre der »abgeschnittene Berg« durch simples Wegkratzen der Oberflächenstruktur entstanden, so müsste die Zickzacklinie, die **darunter** liegt, auch weggekratzt worden sein. Außerdem müssten dann die Ränder beidseitig der »Pista« dieselbe Farbe aufweisen. Tun sie aber nicht. ■ **Bild 48** beweist es. Immer noch nur Prozessionsstraßen?



49

In und um Nazca ist wirklich nicht alles so natürlich, wie es sein sollte und wie man uns beruhigend einredet. Nun hatte ich auch noch Fragen nach dem Alter der Pisten in der »Pampa San Ignacio« (Aera P5) gestellt. Dort laufen zwei »Pistas« aufeinander zu und überlappen sich am Anfang. Das Forschungsteam bestätigte, dass die Piste links auf dem Bild älter sein muss als diejenige rechts. ■ **Bild 49** Dieses Ergebnis zeigt nur den Vergleich zwischen den beiden »Pistas«, sagt aber nichts über das wirkliche Alter aus. Doch der gesamte Nazca-Kult - besser wohl: Cargo-Kult (= Imitationskult) - muss ohnehin viel älter sein als die Archäologie attestiert. Weshalb? Weil diverse »Pistas« und »Lineas« an der Oberfläche kaum mehr wahrnehmbar sind, aber unter dem Geländegeröll liegen.

Nichts Außergewöhnliches in Nazca? Wie sah es mit den chemischen Elementen aus? Wie zu erwarten fand das Forschungsteam die üblichen Bausteine. Bei Arsen hingegen schlugen die Zähler aus. Die Arsenkonzentration lag streckenweise 10 bis 17 mal höher als sie eigentlich sein dürfte. Das Zeug ist hochgiftig! Wozu braucht man Arsen? Heute wird es Bleilegierungen zugemischt, um die Festigkeit zu verbessern. Man verwendet es in der Halbleitertechnik und in der Elektro-

nik. Dort spielen die so genannten »Gallium-Arsenid-Halbleiter« eine wichtige Rolle in der Herstellung von Hochfrequenz-Bauelementen wie integrierten Schaltkreisen und Wafern in der Computertechnik, doch findet Arsen auch Verwendung in Leucht- oder Laserdioden.

Die Arsenkonzentrationen an den gemessenen Punkten waren eindeutig zu hoch. Sie passen überhaupt nicht in das Durchschnittsbild der anderen Elemente im Großraum Nazca/Palpa.

Der Geologin Frau Dr. Kerstin Hartsch fiel noch etwas anderes auf. Direkt an der *Panamericana* - das ist die Straße, die von Lima nach Chile führt und die Ebene von Nazca kreuzt - stachen zwischen den braunen Geröllmassen immer wieder helle Schichten ins Auge. Deutlich erkennbar auf der Höhe von Sacramento oder hinter der kleinen Schule von Ilipata. Was war das? Bei meinen ersten Besuchen in Nazca kratzte ich das weiße Zeug, das mich irgendwie an Salz erinnerte, mit dem Sackmesser aus dem Gelände und versuchte im Hotel, es in heißem oder kaltem Wasser aufzulösen. Ohne Erfolg. Die mineralogischen Untersuchungen zeigten einen Anteil von 70 % eines formlosen Materials ohne jeden Anteil von Lehm. Eine Analyse mit dem Elektronen-Rastermikroskop ergab glasartige Strukturen, die eigentlich nur entstehen, wenn das Ausgangsmaterial sehr rasch von hoher Hitze hinuntergekühlt wird. Wie ist das möglich? Es gibt doch keine Rätsel in Nazca?

Der wissenschaftliche Bericht des deutsch-peruanischen Forscherteams schließt mit einigen Feststellungen:

1. Im Vergleich zur unberührten Umgebung zeigten die Resultate der Magnetmessungen klare Unterschiede zwischen den »Lineas« und »Pistas«.
2. Die geoelektrischen Messungen ergaben mit hoher

Klarheit unerwartete Anomalien bis zu zwei Metern unter den Geoglyphen.

3. Die geologische Umgebung von Palpa/Nazca ist geprägt durch einen unüblich hohen Anteil von Arsen in den Sedimenten.
4. An bestimmten Geröllhalden um Palpa wurde weißes Material gefunden, das vorwiegend aus Glas besteht. Der Ursprung dieses Materials konnte nicht geklärt werden.

Wie einfach und unkompliziert ist dagegen die Welt aus archäologischer Sicht! Nichts Rätselhaftes? Nichts Ungeklärtes? Die Menschen legten vor Jahrtausenden riesige Prozessionsstraßen an, um den Göttern Ehre zu erweisen. In Ordnung! Ich hatte nie etwas dagegen! Es gab Prozessionsstraßen! Nur beginnen und enden die schönsten »Pistas« von Nazca und Palpa abrupt. Wo sind eigentlich die Trampelpfade, welche dick ausgetreten auf die Prozessionsstraßen zulaufen müssten? Einge-



flogen werden die Gläubigen wohl kaum sein. Und wie verläuft die Prozession schnurgerade den Berghang hinauf?

■ **Bild 41** Und welche Götter wurden eigentlich verehrt? Für was für Götter kratzte man Zeichen in den Boden, die - mit wenigen Ausnahmen! - nur aus der Luft erkennbar sind? Dämmert's? ■ **Bild 50**

Wer die altindische Literatur nicht kennt, in denen die verschiedensten fliegenden Fahrzeuge beschrieben werden, die man *»Vimanas«* nannte, wer nichts über das fliegende Fahrzeug von König Salomon weiß, wer keine Ahnung von Hesekiel und das von ihm detailliert beschriebene Zubringer-Raumschiff hat, wer nichts von den tibetanischen »Perlen am Himmel« oder den ägyptischen »Götterbarken« versteht, darf über Nazca keine endgültigen Urteile fällen (siehe dazu Quellen Nr. 121 und 108). An einem wunderbaren und rätselhaften Ort wie Nazca sollten endgültige Urteile nicht fallen - man macht sich früher oder später lächerlich. Und schadet der eigenen Zunft. Und zum Schluss noch, damit's vielleicht in einige Gehirne tröpfelt: In meinen Büchern steht nirgendwo, Außerirdische hätten die »Flugpisten« von Nazca angelegt, und der Ort sei der »Raumflughafen« gewesen.

»Wer den Gedanken nicht angreifen kann,

greift den Denkenden an.«

(PaulValery, 1871-1945)

Literaturverzeichnis

[1] Das geheimste Buch der Welt.
In: PM. Peter Mosleitners Magazin. Februar 2007

[2] Kennedy, Gerry und Churchill, Rob: Der Voynich-Code. Berlin 2005

[3] Voynich, Wilfried, Michael: A Preliminary Sketch of the History of the Roger Bacon Cipher Manuscript. Aus: Transactions of the College of Physicians of Philadelphia.
Bd. 43, 1921

[4] Gawsewitch, Jean-Claude: Le Code Voynich.
Yale, USA 2005

[5] Bacon, Roger: Epistola de secretis deinstrumentis artificionis mirabilibus artis et de natura operibus. I. Kap. 4

[6] Geiles, Herbert: Spuren der Luftfahrt im alten China. In: Astronomische Zeitschrift,
Hamburg. Heft 9,1917

[7] Laufer, Berthold: The Prehistory of Aviation.
In: Field Museum of Natural History,
Anthropological Series, Vol, XVIII, No. 1,
Chicago 1928

[8] Kanjilal, Dileep, Kumar,: Fliegende Maschinen im alten Indien. Auszug in:

Däniken, Erich von: Habe ich mich geirrt, 1985

[9] Kebra Negest, die Heiligkeit der Könige. Abhandlungen der Philosophisch philologischen Klasse der Königlich-Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Hersg. Carl Bezold, 23. Band, 1. Abteilung, München 1905

[10] Kulke, Ulli: Geheime Botschaften aus dem Mittelalter. In: DIE WELT, 10. März 2007

[11] Delitzsch, Friedrich.: Die große Täuschung. Stuttgart, 1921

[12] Pouwels, Louis und Bergier, Jacques: Die Entdeckung des ewigen Menschen. Bern/München o.J.

[13] Lechtman, Heather: Vorkolumbianische Oberflächenveredlung von Metall. In: Spektrum der Wissenschaft, August 1984

[14] Schleiermacher, F. :Platons Werke, erster Band, Berlin 1804

[15] Berdyczweski, M. J. (Bin Gorion): Die Sagen der Juden von der Urzeit, Frankfurt a.M. 1913

[16] Oberg, James Edward: New Earths - Restructuring Earth and Other Planets. New York 1981

[17] Eisenmenger, J.: Entdecktes Judentum. Königsberg 1711

[18] Bergmann, J.: Die Legenden der Juden. Berlin 1919

[19] Aram, Kurt: Magie und Zauberei in der alten Welt. Berlin 1927

[20] Grünwedel, A.: Mythologie des Buddhismus in Tibet und in der Mongolei. Leipzig 1900

[21] Wahrmund, Adolf: Diodor's von Sicilien, Geschichts-Bibliothek, 1. Buch, Stuttgart 1866

[22] Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments. Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart 1972

[23] Al-Makrizi: Das Pyramidenkapitel nin al-Makrizis »Hitat«, übersetzt von E. Graefe, Leipzig 1911

[24] Schmökel, Hartmut: Die Himmelfahrt Henochs. Neue Aufschlüsse aus Keilschriften. In: FAZNr. 159, 12. Juli 1973

[25] Kautzsch, Emil: Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testamentes. Band I + II, Tübingen 1900

[26] Messel, Nils: Der Menschensohn in den Bilderreden des Henoch. Gießen 1922

[27] Hofmann, Helmut: Das sogenannte hebräische Henochbuch. Bonn 1984

[28] Riessler, P: Alt jüdisches Schrifttum außerhalb

der Bibel. Die Apokalypse des Abraham.
Augsburg 1928

[29] Ebermann, Oskar: Sagen der Technik. Leipzig 1930

[30] Schott, Albert: Das Gilgamesch-Epos. Stuttgart 1977

[30] Bopp, Franz: Ardschunas Reise zu Indras Himmel.
Berlin 1824

[31] Blavatsky, Helene: Die Geheimlehre, Band I,
London 1888

[32] Roy, Potrap Chandra: The Mahabharata, Kalkutta 1891

[32] Bonwetsch, Nathanael, G.: Das sogenannte
slavische Henochbuch. Leipzig 1922

[33] wie oben, doch so genannte »längere Redaktion« der
Kapitel XXI, 3- XXXII, 12.

[34] Yoshimura, Sakuji u. A.: Non-Destructive Pyramid
Investigation by electromagnetic Wave Method.
Waseda University, Tokjo 1987

[35] Däniken, Erich von: Der Jüngste Tag hat längst
begonnen. München 1995. (letztes Kapitel)

[36] Fuchs, C: Das Leben Adam und Evas.
In: Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten
Testaments, Band II, Hildesheim 1962

[37] Agrest, Matest, M.:The historical evidence of

Paleocontacts. In: Ancient Skies, vol. 20 Nr. 6, Highland Park, Illinois 1994

[38] Däniken, Erich von: Der Götter-Schock. München 1992

[39] Hoerner S., Schaifers, K. (Hrsg.) Meyers Handbuch über das Weltall, 1067

[40] Kanjilal, Dilep, Kumar: Vimanas in Ancient India. Calcutta 1985

[41] Burrows, M.: Mehr Klarheit über die Schriftrollen. München 1958

[42] Berdyczweski, M. J. (Bin Gorion): Die Sagen der Juden von der Urzeit. Frankfurt 1913

[43] Apelt, Otto: Piaton - sämtliche Werke. Band VII, Gesetze, 1988

[44] Gaius Plinius Secundus: Die Naturgeschichte. Übersetzt von Prof. Dr. G. C. Wittstein, 1. Band, Leipzig 1881

[45] Bürgin, Luc: Geheimakte Archäologie. München 1998

[46] Bürgin, Luc: Rätsel der Archäologie. München 2003

[47] Landmann, Erhard: Das so genannte Voynich-Manuskript. Eine wissenschaftliche Abhandlung. In: Magazin 2000 plus Nr. 233

[48] Däniken, Erich von: Aussaat und Kosmos. Düsseldorf 1972

[49] Blinkhorn, Jorge, E.: Un verdadero Mundo subterraneo en America. In: EL TELEGRAFO, 28. Sept 1969, Guayaquil.

[50] Wir fanden die Wiege der Menschheit. Exklusiv-Bericht von der »Expedition Moricz 1969«. LA PLATA RUF, Buenos Aires, Dezember 1969

[51] VISTAZO, Dezember 1969, Guayaquil

[52] Das Buch Mormon, 16. Auflage, 1966

[53] Däniken, Erich von: Strategie der Götter. Düsseldorf 1982

[54] Lambert, Wilfried G. und Miliard, Alan Ralph: Atra-Hasis, the Babylonian Story of the Flood Oxford 1970

[55] Sitchin, Zecharia: Der zwölfte Planet. Zug 1979

[56] Cordan, Wolfgang: Das Buch des Rates Popol Vuh - Schöpfungsmythos und Wanderung der Quiche-Maya. Düsseldorf 1962

[57] Honore, Pierre: Ich fand den weißen Gott. Frankfurt 1965

[58] Falconi, Gustavo, L. Dr.: ESCRITURA. Protocolization

de la Denuncia. Otorgada por Presentada por el Senor Juan Moricz. Guayaquil, 21 de Julio de 1969. (EvD Archiv Nr.0232)

[59] Utermann, Utz: Brief an Herrn Erwin Barth von Wehrenalp, ECON Verlag Düsseldorf, vom 7. Oktober 1972. (EvD Archiv Nr.0238/Dokumentation ECON)

[60] Brief Erich von Dänikens an Blumenschein, Redakteur des STERN, Hamburg, vom 17. Sept. 1972. (EvD Archiv Nr. 0238/Dokumentation ECON)

[61] Brief RA G. Penas vom 12. Sept. an Erich von Däni-ken. (EvD Archiv Nr.0238/Dokumentation ECON)

[62] Brief Pia Buobs, Eigenvasenstraße 14, Zürich an Erich von Däniken vom 22. Okt. 1972

[63] Brief Erwin Barth von Wehrenalps, ECON-Verlag Düsseldorf, an Udo Oberem, Uni Bonn, vom 27. Sept. 1972 (EvD Archiv Nr. 0238/ Dokumentation ECON)

[64] Brief von Udo Oberem an E. v. Wehrenalp vom 12. Oktober 1972. (EvD Archiv Nr. 0238/ Dokumentation ECON)

[65] Brief von Erwin Barth von Wehrenalps an Ramon Burneo vom 6. Oktober 1972 (EvD Archiv Nr. 0238/ Dokumentation ECON)

[66] Brief von Ramon Burneo, an Herrn von Wehrenalp vom 18. Oktober 1972. (EvD Archiv

Nr.0238/Dokumentation ECON)

[67] Brief Erich von Dänikens an Pena, Guayaquil, vom 11. November 1972. (EvD Archiv Nr. 0238/ Dokumentation ECON)

[68] Brief von Erich von Däniken an Pena, Guayaquil, vom 29. Dezember 1972. (EvD Archiv Nr. 0238/ Dokumentation ECON)

[69] Brief Erich von Dänikens an Erwin Barth von Wehrenalp, ECON-Verlag, Düsseldorf vom 7. Januar 1973 (EvD Archiv Nr.0238/ Dokumentation ECON)

[70] Brief G. Penas an Erich von Däniken vom 26. Januar 1973. (EvD Archiv Nr. 0238/Dolumentation ECON)

[71] Dokument der Teilnehmer der »Expedition 1969«. Handschriftlich unterzeichnet von allen Teilnehmern. (EvD Archiv Nr. 0232)

[72] Brief Erich von Dänikens an G. Pena, Guayaquil, vom 1. Februar 1973. (EvD Archiv Nr.0238/Dokumentation ECON)

[73] Brief James B. Mobleys der Media Associates Company, Los Angeles, an Erich von Däniken vom 5. März 1973. (EvD Archiv Nr.0238/Dokumentation ECON)

[74] Brief Erich von Dänikens an G. Pena, Guayaquil, vom 16. März 1973. (EvD Archiv Nr. 0238/ Dokumentation ECON)

[75] Thomson, Ron: Mystery of Ecuador's secret Treasure. Zeitungsartikel vom 17. 6. 1973 (EvD Archiv Nr. 0095)

[76] Zeitungsartikel vom 3. 8. 1976 in EL UNIVERSO, Guayaquil: Juan Moricz realizaria und nueva expedition a Cueva de los Tayos

[77] Zeitungsartikel vom 6. 8. 1976 in EL UNIVERSO, Guayaquil: Pueden tildarme de loco, pero hay seres superiores bajo la tierra.fund diverse andere. Archiv EvD Nr. 02699)

[78] Brief Erich von Dänikens an Neil Amstrong, Cincinnati, vom 18. Feb. 1977. (Archiv EvD Nr. 01752)

[79] Brief Neil A. Armstrongs an Erich von Däniken vom 24. Feb. 1977. (EvD Archiv Nr. 01752)

[80] Zeitungsartikel in der WESTDEUTSCHEN ALLGEMEINEN ZEITUNG vom 20. Okt. 1982: Auf den Spuren nach den Wesen vom anderen Stern.

[81] Kaufhold, Peter: Von den Göttern verlassen. Recklinghausen 1983

[82] Däniken, Erich von: Meine Welt in Bildern. Düsseldorf 1973

83] Brief Gebhardts an Erich von Däniken vom 29. 11. 1972

(Archiv EvD Nr.0238 Dokumentation ECON)

[84] Artikel von Frau Prof. Dr. Haether Lechtmann in SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT, August 1984

[85] Berlitz, Charles: Geheimnisse versunkener Welten. Frankfurt 1973

[86] Borges, Alberto: La cueva de los Tayos. Entrada a una civilication Subterraneo. VISTAZO, Guayaquuil, Juli 1976

[87] Diverse Expeditionen, beschrieben von mehreren Autoren in: Boletin Historico. Pupl. del Organo de la Direccion de Historia y Geograffa Militares del Estado Mayor Conjuncto de la FF.AA. Ecuadoriano, Ano 1, Nr. 3, Julio 1977. Sowie Fortsetzungen im selben Bulletin. (Archiv EvD Nr. 03149)

[88] Hall, Stan: Tayos Gold. The Archives of Atlantis, 2005. (Bestellen über: @BookSurge.com)

[89] Siehe: http://www.goldlibrary. com

[90] Das Buch Mormon. 16. Aufl. Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. 1966

[91] Däniken, Erich von: Die Götter waren Astronauten. München 2001

[92] Kebra Nagast, Die Herrlichkeit der Könige; Abhandlungen der Philosophisch-philologischen Klasse der Königlich Bayerischen Akademie der

Wissenschaften. Hrsg. Carl Bezold, 23. Band, 1. Abteilung, München 1905

[93] Stinkbomben in Atomlagern. In: DER SPIEGEL, 1981, Nr. 51

[94] Atomzeitalter. In: SPIEGEL SPECIAL, 1995, Nr. 61

[95] Posner, Roland. Warnungen an die ferne Zukunft - Atommüll als Kommunikationsproblem. München 1990

[96] Indianer prophezeien den Untergang des weißen Mannes. In: WESER-KURIER, 21. Jan. 1980.

[97] The New York Times, 25.Feb. 1957

[98] Cerf, Christopher, und Navasky, Victor: The Experts Speak. New York 1984

[99] Ptolemäus: Almagast. Cambridge 1974

[100] Bracewell, R. N.: The Galactic Club. Intelligent life in Outer Space. San Francisco 1975

[101] Deardorff, J. W.: Examination of the Embargo Hypothesis as an Explanation for the great Silence. Aus: Journal of the British interplanetary Society, 40, 1987

[102] do: Possible Extraterrestrial Strategy for Earth. Quarterly Journal of the Royal Astronomical Society, Nr. 27, 1986

[103] Wedemeyer, Inge von: Sonnengott und Sonnenmenschen. Tübingen 1970

[104] Volkrodt, Wolfgang: Es war ganz anders: Die intelligente Technik der Vorzeit. München 1991

[105] Küng, Hans: Unfehlbar? Eine unerledigte Anfrage. Zürich 1989 (und diverse andere Bücher desselben Autors)

[106] Drewermann, Eugen: Der sechste Tag. Die Herkunft des Menschen und die Frage nach Gott. Zürich 1998

[107] Deschner, Karlheinz: Das Kreuz mit der Kirche. Düsseldorf 1974 (und diverse andere Titel desselben Autors)

[108] Blumrich, Joseph. Da tat sich der Himmel auf. Die Begegnungen des Propheten Ezechiel mit außerirdischer Intelligenz. Rottenburg 2003 (English: The spaceships of Ezechiel. New York 1974)

[109] Hilmar Prganatz: Das Geheimnis von Nazca ist gelüftet. FAZ vom 14. Juli 2007, Nr. 161, Seite 9

[110] Toribio Mejia Xesspe: Acueductos y caminas de la hoya del Rio Grande ne Nazca. Actas y Trabajos Cientificos del XXVII Congreso 1939, Vol 1, Congreso International de Americanistas, Lima, S. 559-569, 1940.

[111] Kosok, Paul: The Mysterious Markings of Nazca. In: Natural History, vol. LVI, 1947.

[112] Kosok, Paul and Reiche, Maria: Ancient Drawings on

the Desert of Peru. In: Archaeology, vol. II, 1949.

[113] Reiche, Maria: Geheimnis der Wüste. Stuttgart. O. J.

[114] Däniken, Erich, von: Erinnerungen an die Zukunft. Düsseldorf 1968.

[115] Legare, Felix: Les Lines de Nazca. Trop belies pour etre vrais. La Revue Quebec Science 1995.

[116] Däniken, Erich von : Meine Welt in Bildern. Düsseldorf 1973.

[117] do. Habe ich mich geirrt? München 1985.

[118] do. Zeichen für die Ewigkeit. München 1997.

[119] Kern, Hermann, und andere mit Bezug auf Maria Reiche: Peruanische Erdzeichen. München 1974.

[120] Silvermann, Helaine: Beyound the Pampa: The Geoglyphs in the Valleys of Nazca. In: National Geographie Research and Exploration. 1990, Seiten 435-456

[121] Däniken, Erich von: Die Götter waren Astronauten. München 2001, Seiten 180-261.

Bildquellen

Bilder Nr. 1-5, 26 und 27:
Beinecke Library, Yale University, USA

Bilder Nr. 6-25, 28-43 und 50:
Erich von Däniken, CH-3803 Beatenberg

Bilder Nr. 44-47, und 49
Erich-von-Däniken-Stiftung. CH - 3800 Interlaken

Liebe Leserin, Lieber Leser,

Zu guter Letzt möchte ich Ihnen die GESELL-SCHAFT FÜR ARCHÄOLOGIE, ASTRONAUTIK und SETI vorstellen - abgekürzt **AAS.** Wir suchen nach neuen Antworten, weil die alten weitgehend unbefriedigend sind.

Es ist unser Ziel, einen anerkannten Beweis für die Existenz eines Besuches von Außerirdischen auf unserer Erde in frühen Zeiten zu erbringen. Dabei wollen wir den Grundregeln des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns folgen, uns aber nicht von bestehenden Dogmen oder Paradigmen eingrenzen lassen.

Im Zwei-Monats-Rhythmus geben wir die Zeitschrift **SAGENHAFTE ZEITEN** heraus, die allen Mitgliedern der AAS zugestellt wird. Wir organisieren nationale und internationale Konferenzen und Treffpunkte, und führen Studienreisen zu interessanten archäologischen Stätten durch.

Unser jährlicher Mitgliedsbeitrag beträgt rund 40 Euro (Stand 2007). Namhafte Wissenschaftler gehören zu uns, doch auch Laien aller Berufsgruppen.

Ich würde mich freuen, wenn Sie weitere Gratisauskünfte über die AAS erbitten bei:

AAS, Postfach, CH-3803 Beatenberg
www. sagenhaftezeiten .com